

Georg M. Hafner
Esther Schapira

Die Akte Alois Brunner

Warum einer der größten
Naziverbrecher noch
immer auf freiem Fuß ist

Sachbuch

ro
ro
ro

«Grüßen Sie mir mein schönes Wien, das ich für Sie judenrein gemacht habe.» Mit diesen zynischen Worten verabschiedete sich Alois Brunner, verantwortlich für den Mord an etwa 120 000 Juden, im Jahre 1986 von einem österreichischen Journalisten.

Der 1912 geborene Alois Brunner ist in der einschlägigen Zeitgeschichte kein Unbekannter. 1938 schon wurde er Stellvertreter Adolf Eichmanns; er jagte für ihn die Juden und organisierte ihre Deportationen, in Paris genauso wie in Saloniki, Nizza oder Berlin. 1945 stand er als Nummer 13 auf der Liste der angeklagten NS-Verbrecher im Nürnberger Prozess und tauchte unter, lebte bis 1954 in Essen und wanderte dann über Italien nach Syrien aus. Dort lebt er aller Wahrscheinlichkeit noch heute.

Vor Gericht stand Brunner nie. Alle Versuche deutscher Staatsanwaltschaften, seiner habhaft zu werden, wurden halbherzig geführt.

Georg M. Hafners und Esther Schapiras Recherchen enthüllen die schreckliche Geschichte der Taten Brunners und zugleich einen bundesdeutschen Justizskandal.

Mehr zum Programm unter: www.rororo.de

ISBN 3-499-61316-6 € 8.90 (D)



9 783499 613166



Zu diesem Buch

«Grüssen Sie mir mein schönes Wien, das ich für Sie judenrein gemacht habe.» Mit diesen zynischen Worten verabschiedete sich Alois Brunner, verantwortlich für den Mord an etwa 120'000 Juden, im Jahre 1986 von einem österreichischen Journalisten.

Der 1912 geborene Alois Brunner ist in der einschlägigen Zeitgeschichtsschreibung kein Unbekannter. 1938 schon wurde er Stellvertreter Adolf Eichmanns; er jagte für ihn die Juden und organisierte ihre Deportationen, in Paris genauso wie in Saloniki, Nizza oder Berlin. 1945 stand er als Nummer 13 auf der Liste der angeklagten NS-Verbrecher im Nürnberger Prozess und tauchte unter, lebte bis 1954 in Essen und wanderte dann über Italien nach Syrien aus. Dort lebt er aller Wahrscheinlichkeit noch heute.

Vor Gericht stand Brunner nie. Alle Versuche deutscher Staatsanwaltschaften, seiner habhaft zu werden, wurden halbherzig geführt.

Georg M. Hafners und Esther Schapiras Recherchen enthüllen die schreckliche Geschichte der Taten Brunners und zugleich einen bundesdeutschen Justizskandal.

Dr. Georg M. Hafner ist Abteilungsleiter der Redaktion Politik und Gesellschaft beim Fernsehen des Hessischen Rundfunks und Kommentator bei den ARD-Tagesthemen. Für seine Filmdokumentationen erhielt er unter anderem den Bayerischen Fernsehpreis und den Grimme-Preis. Er ist Mitherausgeber der Bücher *Die Skandale der Republik* (1989) und *Neue Skandale der Republik* (1994).

Esther Schapira ist seit 1995 Redakteurin für Politik und Gesellschaft und Ressortleiterin der Abteilung Zeitgeschichte beim Fernsehen des Hessischen Rundfunks. Ihre Filme wurden unter anderem mit dem Deutschen Kritikerpreis (1996) und dem Rias Fernsehpreis (1995) ausgezeichnet.

Georg M. Hafner
Esther Schapira

Die Akte Alois Brunner

Warum einer der grössten Naziverbrecher noch immer auf freiem Fuss ist

Rowohlt Taschenbuch Verlag

Redaktion Karin Lutz, Frankfurt

Veröffentlicht im Rowohlt Taschenbuch Verlag GmbH,
Reinbek bei Hamburg, April 2002

Copyright © 2000 by Campus Verlag GmbH, Frankfurt
am Main

Umschlaggestaltung Ingrid Albrecht

(Foto: Ullstein Bilderdienst – dpa/dpa, Frankfurt) Satz

Adobe Caslon PostScript, PageOne

Gesamtherstellung Clausen & Bosse, Leck

Printed in Germany

ISBN 3499 61316 6

[Eingelesen mit ABBYY Fine Reader](#)

Meinem Grossvater Burkhard Meier und Clary Post.

Georg M. Hafner

Meiner Grossmutter Dora Heissler, die ich nicht kennen lernen konnte, und meinem Vater
Israel Schapira, der nicht darüber reden wollte.

Esther Schapira

Inhalt

Vorwort von Beate und Serge Klarsfeld 9

Einleitung 13

- 1 Wie Behörden einen Massenmörder suchen 17
 - Frankfurt am Main: Ein Staatsanwalt hat keine Eile 17
 - Köln: Ein Staatsanwalt will nichts wissen 22

- 2 Rohrbrunn – Ein Dorf im Burgenland und der Junge aus Haus Nr. 14 26

- 3 Wien – Die «Entjudung» einer Stadt 37
 - Raubzüge und Beutereste 37
 - Die Lehrjahre des «Judenjägers» 41
 - Das Rollkommando im Rothschildpalais 55
 - 1942 – Beruflicher Aufstieg und privates Glück 61
 - Sommerfrische und Judenlager 73
 - Sperlgasse: Aus der Schule in den Tod 82

- 4 Berlin – Eine Empfehlung für weitere Sondereinsätze 94

- 5 Saloniki – «Endlösung» im Akkord 102

- 6 Paris – Das Lager Drancy und Brunners Liebe zum Detail 123

- 7 Nizza – Ein «Jagdausflug» nach Südfrankreich 140

8	Die letzte Fahrt nach «Pitchipoi» 157
9	Bratislava – Deportationen bis zur letzten Minute 178
10	Flucht und wirre Jahre 208
11	Wiener Leben: Nur die Juden fehlen 224
12	Ein falscher Pass, gute Freunde und eine neue Heimat 251
13	Damaskus: Ein «Toter» macht Geschäfte 269
14	«Dr. Georg Fischer», die Bombe und der BND 282
15	Angelegt und abgelegt: Die Akte Alois Brunner 296
16	Die Opfer jagen den Täter 309
17	Frische Spuren 334
	Danksagung 350
	Anmerkungen 352
	Literatur 373
	Register 376
	Bildnachweis 382

Vorwort von Beate und Serge Klarsfeld

Über 55 Jahre nach Kriegsende und den von den Nazis begangenen Verbrechen ist ein Mann immer noch auf freiem Fuss, der für den Tod von über 120'000 Juden aus Österreich, Deutschland, Griechenland, Frankreich und der Slowakei verantwortlich ist: SS-Hauptsturmführer Alois Brunner. Im Auftrag von Adolf Eichmann hat er Frauen, Männer und Kinder verfolgt, gequält und in die Vernichtungslager deportieren lassen. Wenn es einen internationalen Verbrecher gibt, dessen Ergreifung und Auslieferung all unsere Anstrengungen gelten sollten, dann ist das Alois Brunner, unter dessen Schutz auch immer er steht.

Das vorliegende Buch von Georg M. Hafner und Esther Schapira ist das erste Buch über Alois Brunner in Deutschland. Es ist ein wichtiges und notwendiges Buch, denn es zeigt das ganze Ausmass der schmerzhaften Wahrheit: Dass Brunner bis heute nicht bestraft wurde, ist ein Skandal und entspricht dem mangelnden Interesse der deutschen und österreichischen Öffentlichkeit und Justiz sowie der politischen Verantwortlichen beider Länder, Brunner vor Gericht zu stellen. Dieser nämlich wurde von einem Diktator in Syrien geschützt, vor dem sich die Grossen der westlichen Welt über 30 Jahre lang verbeugten.

Es war wahrscheinlich Brunners Stimme, die ich, Serge, in jener Nacht des 30. September 1943 hörte, als mein Vater, Arno Klarsfeld, abgeholt wurde. Zuvor hatte mein Vater uns – meine Mutter, meine Schwester und mich – in einem umgebauten Wandschrank in unserem Haus in der Rue d'Italie in Nizza versteckt. Eine Gedenktafel an diesem

Wohnhaus erinnert heute an ihn und an seinen Widerstand.

Noch heute höre ich die Schreie und das Weinen unserer jüdischen Nachbarn, deren Kinder unsere Spielkameraden waren. Noch immer höre ich die Türglocke und die Worte: «Deutsche Polizei, wo sind Ihre Frau und Ihre Kinder?» Ich höre noch immer, wie die Gestapo uns sucht, wie die Schranktür geöffnet wird und die Kleider auf der Stange zur Seite geschoben werden.

Meine Schwester hatte sich ein Taschentuch in den Mund gesteckt, um nicht husten zu müssen; ich, der ich sonst sehr lebhaft war, blieb unbeweglich wie ein Stein. Ich war acht Jahre alt und ich wusste, wenn die Deutschen uns finden, bedeutet das den Tod. Mein Vater hatte uns ein paar Tage zuvor gesagt: «Wenn sie uns schnappen, werde ich überleben, weil ich stark bin, ihr aber seid es nicht.» Deshalb bastelte er mit zwei ungarischen Freunden die doppelte Holzwand in unserem Schrank im Flur. Die Gestapo-Leute berührten diese Wand nicht; sie haben die Schranktür wieder geschlossen. Wir verbrachten die Nacht in diesem Versteck und überlebten. Diese Nacht machte aus mir einen Juden, der begriff, was die Shoah ist.

Beate und ich beginnen 1977 damit, uns der Sache Brunner anzunehmen. 1971 hatten wir in Bolivien Klaus Barbie, den «Schlächter von Lyon», entdeckt und kämpften um seine Auslieferung; 1987 wird er in Lyon vor Gericht gestellt und verurteilt. Ebenso schaffen wir es, Lischka, Hagen und Heinrichsohn in Köln anklagen und verurteilen zu lassen.

Ein diskretes Eindringen in die Wohnung von Brunners Tochter in Wien verschafft uns Brunners Adresse in Damaskus, den seine Tochter dort besucht hatte. 1982 erstatten wir in Köln Anzeige gegen Brunner. Seine Akte wird wieder geöffnet. Wir verstärken unsere Aktivitäten in Köln, Frankfurt und Bonn und erwirken im Februar 1984 einen Antrag auf Auslieferung, der jedoch nur mündlich formuliert und somit nicht in Erwägung gezogen wird. Deutschland fürchtet Syrien und dessen staatlichen Terrorismus. Wir versuchen, die «ostdeutsche Karte» aus-

zuspielen, versuchen, die guten Beziehungen zwischen der DDR und Syrien und die «Interflug»-Verbindung zwischen Damaskus und Ost-Berlin zu nutzen. Die Syrer müssten Brunner nur des Landes verweisen und Brunner in dieses Flugzeug setzen. In Ost-Berlin würde über ihn gerichtet werden, ohne dass die Nachkriegszeit und seine Rolle in Syrien zur Sprache kämen. Als Honecker endlich von diesem Plan überzeugt ist und der Antrag an Syrien gestellt wird, ist es zu spät. Die DDR ist zu bedeutungslos geworden, um von Assad respektiert zu werden. Seine Antwort ist dieselbe, wie er sie der BRD und kurz darauf Frankreich geben wird: «Wir haben keinen Beweis dafür, dass sich Brunner auf syrischem Territorium aufhält.» Und darauf wird von syrischer Seite beharrt, obwohl eindeutige Beweise für Brunners Aufenthalt in Syrien vorliegen.

Abwechselnd fliegen wir mehrere Male nach Syrien. Als Beate in Damaskus vor dem Innenministerium mit einem Plakat (*Assad, libère les Juifs de Syrie et extradé le criminel nazi Brunner*, Assad, befreie die Juden Syriens und liefere den Naziverbrecher Brunner aus) demonstriert, wird sie festgenommen und am nächsten Tag ausgewiesen. Bei ihrer Ankunft in Frankreich wird sie von Außenminister Roland Dumas freundlich empfangen, woraufhin Assad den Staatsbesuch von Dumas in Syrien um mehrere Monate verschiebt. Assad schützt unerschütterlich den ehemaligen Kommandanten von Drancy, der ihm wahrscheinlich bei seinem Aufstieg an die Macht in den sechziger Jahren sehr hilfreich gewesen war. Weitere Versuche, Brunners Auslieferung zu erreichen, scheitern. Weder die direkte Fürsprache Jesse Jacksons bei seinem Freund Assad noch eine erste Fahndung von Interpol führen zum Erfolg. Immerhin erreichen wir mit einer Aktion am Europäischen Parlament, dass die für Syrien bestimmte finanzielle Hilfe von 200 Millionen Dollar zwei Jahre lang verschoben wird.

Im Namen aller, die durch Brunner so sehr leiden mussten, haben wir diesen Fall trotz aller Schwierigkeiten nie aufgegeben. Da Syrien ein

Gefangener der eigenen Lügen ist und Frankreich vergeblich Brunners Auslieferung beantragt, haben wir einen Prozess in Abwesenheit Brunners gefordert. Dieser Prozess wird vor dem Pariser Schwurgericht stattfinden, und die Brunner in der 150 Seiten umfassenden Anklageschrift zur Last gelegten Anklagepunkte sind die Verbrechen, die an den Kindern des letzten grossen Transportes vom 31. Juli 1944 begangen wurden.

Durch diesen Prozess wird an Brunners Verbrechen gemahnt und an seine Opfer erinnert. Noch zu Beginn des 21. Jahrhunderts und über 60 Jahre danach wird über die Verbrechen der Nazis gegen die Menschlichkeit gerichtet werden. Es ist das erste Mal in der Geschichte, dass eine solche aussergewöhnliche Anstrengung vonseiten der Justiz unternommen wird – dies jedoch leider aufgrund einer aussergewöhnlichen Tragödie. Das kollektive Gedenken an die Kinder aus den UGIF-Heimen bei Paris, die von Brunner deportiert wurden, wird in die Geschichte eingehen. Wir versuchen zu verhindern, dass sie in Vergessenheit geraten.

Esther Schapira und Georg M. Hafner haben begriffen, welche Bedeutung der Fall Brunner im Bereich der politischen Moral hat. Sie versuchten bereits im Fernsehen, Deutschland in Sachen Brunner aus seiner Passivität und Gleichgültigkeit zu rütteln. Ihr Vorhaben setzen sie in diesem Buch fort, das die Geschichte Brunners bemerkenswert gut dokumentiert. Sehr genau zeichnen sie nicht nur das ganze Ausmass von Brunners Verbrechen nach, sondern auch das ganze Ausmass des Skandals, der im Versagen der deutschen und österreichischen Politik und Justiz besteht. Sie schildern all die Versäumnisse, die darin münden, dass Brunner nie zur Rechenschaft gezogen wurde. Ein für die Überlebenden und Angehörigen der Opfer unerträglicher Gedanke.

*Aus dem Französischen
von Ulrike Günther*

Einleitung

Wenn ein Mensch ermordet wird, kommt die Polizei, die Staatsanwaltschaft und immer auch die Presse. Bei spektakulären Morden kommt sehr viel Polizei und sehr viel Presse. Die Polizei sichert die Spuren am Tatort, kümmert sich um Zeugen. Die Staatsanwaltschaft wertet diese Spuren aus, verhört die Zeugen, stellt eigene Ermittlungen an. Und die Presse schreibt über diesen Mord und den Fortgang der Ermittlungen. Den krönenden Abschluss bildet ein Verfahren, in dem die besonders heimtückischen, widerwärtigen oder bestialischen Hintergründe und Begleitumstände des Mordes vor einer Gerechtigkeit verlangenden Öffentlichkeit ausgebreitet werden. Wenn dann alles gut geht, wird der Täter der Tat überführt und verurteilt. So ist das, wenn in Deutschland ein Mord verübt wird. Pro Jahr werden fast 1'000 Morde bekannt. Stets werden die Täter gesucht, wird ermittelt, wird berichtet. In neun von zehn Fällen werden die Täter angeklagt und meist auch verurteilt.

Warum dies alles ganz anders ist, wenn nicht ein Mensch, sondern mehr als 120'000 Menschen ermordet werden, versuchen wir in diesem Buch darzulegen. Dabei hat dieser Mörder einen Namen, ein Gesicht, einen Lebenslauf. Niemand musste nach ihm suchen. Er hatte lange Zeit eine Adresse, eine Telefonnummer, ein Postfach. Freunde haben ihn besucht, und er hat Freunde besucht. Er ist, während wir dieses Buch schreiben, noch am Leben. Er heisst Alois Brunner. Und: Der Täter ist nicht nur geständig, er rühmt sich gelegentlich in Interviews seiner Ta-

ten, weshalb sich die juristisch einwandfreie Redeweise vom «mutmasslichen» Täter im Falle von Alois Brunner erübrigt.

Seit einiger Zeit hat er sich in ein kleines Bergdorf in Syrien zurückgezogen, wird von Freunden abgeschirmt, die ihn vor neugierigen Blicken schützen wollen, denn irgendwie kam es, dass man sich doch noch für ihn interessierte. Über 50 Jahre nach seinen Verbrechen, im Herbst 1995 nämlich, legten die Staatsanwaltschaften Frankfurt am Main und Köln zusammen und setzten eine Belohnung auf Alois Brunner aus. 500'000 Mark für «Hinweise, die zur Ergreifung des Täters führen». Doch die Öffentlichkeit, an die sich dieser Aufruf richtete, erfuhr kaum etwas von der grosszügigen Auslobung. Fahndungsplakate, Flugblätter oder Ähnliches wurden nicht gedruckt, und so blieb das Kopfgeld eine wenig beachtete Randnotiz. In den Zeitungen konnte man aus diesem Anlass ein Foto aus dem Jahre 1942 sehen, das einen jungen Mann im Ledermantel zeigt mit nicht einmal sonderlich unsympathischen Gesichtszügen. Vielen sagt der Name Alois Brunner nichts. Auch uns nicht, als wir das erste Mal auf seinen Namen stiessen. Umso grösser unser Erstaunen, als wir schliesslich feststellten, dass dieser Brunner nicht nur die «rechte Hand» von Adolf Eichmann genannt wurde, sondern tatsächlich der getreueste und erfolgreichste Helfer des Organisators der «Endlösung» war. Doch anders als sein Chef war Alois Brunner kein Schreibtischtäter, sondern einer, der selbst Hand anlegte.

Am Beginn unserer Recherche stand also zunächst das seltsame Foto dieses Mannes, das in Verbindung mit der Auslobung in einigen Tageszeitungen erschien, und zuweilen ging aus den wenigen Zeilen Begleittext hervor, dass der gesuchte Massenmörder in Syrien untergetaucht sei. Doch wie war das möglich? Warum ausgerechnet Syrien? Wer hatte ihm bei der Flucht geholfen und warum hatte er nie vor einem Gericht gestanden? Und schliesslich: Lebt er noch?

Diesen Mann zu finden, schien zunächst ein Kinderspiel zu sein, immerhin waren zwei Staatsanwaltschaften beteiligt, und für Hinweise, die zur Festnahme und «Überstellung nach Deutschland» führten, war

eine hohe Belohnung ausgesetzt worden. Wir glaubten, die Ermittler würden uns mit offenen Armen aufnehmen, unterstützten wir doch mit unserer Arbeit die Fahndung und eine mögliche Ergreifung des Mannes, der über 120'000 Menschen auf dem Gewissen hat. Ein unterdessen im Herbst 1996 im *Spiegel* erschienenenes Interview mit dem neuen Justizminister von Nordrhein-Westfalen, Fritz Behrens, bestärkte uns in dieser Annahme. So pries Behrens das Kopfgeld auf Brunner als ein «trotz knapper Kassen gut angelegtes Geld». ¹ Da zeigte einer Tatkraft, «dieses Kapitel deutscher Geschichte bis zum bitteren Ende aufzuklären». Was daraus wurde, beschreibt dieses Buch. Es ist eine Geschichte der Enttäuschungen, der Skandale, der Ungeheuerlichkeiten, eine Geschichte, die wir uns zu Beginn unserer Nachforschungen nicht im Geringsten hätten vorstellen können. Deshalb ist dieses Buch keine nüchterne, sich jeder Wertung enthaltende Arbeit geworden. Dass wir dabei in manchem zu ungeduldig sind, dass wir journalistisch zuspitzen, statt streng wissenschaftlich abzuwägen, erklärt sich aus der beispiellosen Tatenlosigkeit der Verantwortlichen in Staat und Gesellschaft. Dass der Massenmörder 1985 der Illustrierten *Bunte* ein mehrteiliges Interview geben durfte, ohne dass dies auch nur einen Staatsanwalt zu grösseren Aktivitäten provoziert hätte, dass vielmehr die deutsche Öffentlichkeit davon kaum Notiz genommen hatte, ist einer der vielen Skandale, deren wahres Ausmass erst am Ende der Arbeit an unserem Film *Die Akte B. – Alois Brunner, Die Geschichte eines Massenmörders*, der diesem Buch vorausging, erkennbar wurde. Gleichzeitig hielt sich von Anfang an hartnäckig das Gerücht, Brunner sei nicht mehr am Leben. Die einen, darunter auch ernst zu nehmende wissenschaftliche Publikationen, waren bis Mitte der sechziger Jahre noch der Meinung, Brunner sei nach dem Krieg in Österreich der Prozess gemacht und damals hingerichtet worden ², andere behaupten bis heute, er sei 1964 bei einem Bombenattentat getötet worden. ³

Die deutsche Politik verhielt sich 50 Jahre auffallend desinteressiert, auch wenn es zuweilen markige Ankündigungen der Bundesregierung

gab. Im November 1988 erklärte der damalige Bundesjustizminister Hans Engelhardt einem Journalisten der *Sun Times*, dass Bonn nun energisch die Auslieferung Brunners aus Syrien betreiben werde. Seitdem ist wieder Ruhe in das Verfahren eingekehrt, und auch die Auslobung von einer halben Million Mark hat keine Bewegung in das Verfahren gebracht. Selbst die neue Bundesregierung ist Teil des Skandals der ruhenden Hände geworden. Weder der Bundesaussenminister noch die Bundesjustizministerin zeigten sich bislang entschlossen, die *Akte Brunner* in die Hand zu nehmen. Als der grüne Aussenminister Joschka Fischer 1999 den syrischen Staatspräsidenten Hafis al-Assad in seinem Palast besuchte, sprach er mit ihm über vieles, nur nicht über Alois Brunner. «Die streiten ab, dass er dort lebt, deshalb war das kein Thema», erklärte Fischer uns auf Nachfrage, und nichts deutet darauf hin, dass der politische Druck auf Baschar al-Assad, den Sohn und Nachfolger des im Juni 2000 verstorbenen Diktators, grösser werden wird. Die Frage, warum einer der grössten Nazikriegsverbrecher noch immer auf freiem Fuss ist, beantwortet auch diese Regierung wie alle anderen Regierungen zuvor mit einem Achselzucken. Es ist aber eine brisante Mischung aus Schlamperei, Vertuschung, Desinteresse und Fahrlässigkeit, die Brunner vor jeder Verfolgung schützt, und es ist ein infames Spiel auf Zeit, in der Hoffnung, dass der Massenmörder endlich das Zeitliche segnen möge. Die Familien der Opfer Brunners und jene, die seine Mordpläne überlebt haben, werden allerdings durch seinen Tod nicht erleichtert sein, im Gegenteil: Sie werden sich wundern und fragen, warum ein Massenmörder straffrei ausgehen kann, wo doch sonst jeden Eierdieb oder Schwarzfahrer die gnadenlose Härte des Gesetzes trifft. Diesen Opfern soll das vorliegende Buch wieder Namen geben. Es soll an ihr Leben erinnern und damit die Verbrechen Alois Brunners dokumentieren. Und es soll den Zeugen Gehör verschaffen, die bis heute darauf warten, vor einem Gericht aussagen zu können.

1

Wie Behörden einen Massenmörder suchen

Frankfurt am Main: Ein Staatsanwalt hat keine Eile

Ein kleiner Raum mit einem alten Resopalschreibtisch. An der Stirnseite des Zimmers ein Fenster, durch das etwas Sonne fällt. Hinter dem Schreibtisch ein freundlicher Herr, der einen blauen Pappaktendeckel in den Händen hält. Darin ist auf wenigen Blättern zusammengestellt, was der Staatsanwalt für mitteilungswürdig hält. Viel ist das nicht. Ja, auf Alois Brunner sind 500'000 Mark ausgesetzt. Nein, noch sind keine Hinweise eingegangen. Ein wenig irritiert scheint er über unser Ansinnen, ihn bei seiner Suche nach dem namhaften Kriegsverbrecher zu begleiten. «Wissen Sie», klärt uns Staatsanwalt Jürgen Hess, der zuständige Ermittler beim Landgericht Frankfurt am Main im Frühjahr 1996 auf, «suchen können wir eigentlich gar nicht. Ich kann ja nicht durch die Welt fahren und den Hinweisen nachgehen, wenn überhaupt welche kommen. Sie als Journalisten können das vielleicht. Aber wir haben diese Möglichkeit nicht.» Freundlich und müde dreht der ältere Herr vor uns den Aktendeckel von der Vorder- auf die Rückseite und wieder nach vorn. Dann öffnet er ihn und nimmt ein Foto heraus. Es zeigt das Porträt eines gut aussehenden jungen Mannes: Alois Brunner im Jahr 1942. Es ist das offizielle Fahndungsfoto. Warum, so wollen wir wissen, wird mit dem Foto eines jungen Mannes nach einem über 80-Jährigen gesucht? Und das, obwohl man sich noch nicht einmal mit einem Phantombild behelfen müsste. Es gibt aktuellere Fotos von Alois Brunner, aufgenommen 1985 in Syrien. Sie zeigen einen glatzköpfigen alten Mann mit

Sonnenbrille und einer verkrüppelten Hand. Besondere Kennzeichen: Es fehlen vier Finger an der linken Hand. Ein Auge ist ein Glasauge. Im Fahndungsaufruf ist davon keine Rede. Warum nicht? «Weil diese Erkenntnisse nicht zweifelsfrei sind», weil nicht hundertprozentig zu klären sei, ob die neueren Fotos tatsächlich Alois Brunner zeigen.

Eine erstaunliche Fahndungszurückhaltung, auf die wir im Zuge unserer Recherchen immer wieder treffen werden. Erstaunlich auch, dass



Alois Brunner 1942

sich im Zeitalter modernster elektronischer Untersuchungsmethoden nicht feststellen lassen soll, ob die neuesten Fotos von 1985 dieselbe Person zeigen wie das Foto von 1942. Kann denn das BKA keine entsprechenden Vermessungen machen? Doch, beruhigt uns der Ermittler von Staats wegen, natürlich ginge das, und das sei ja auch gemacht worden.

Tatsächlich gibt es ein Lichtbildgutachten des Bundeskriminalamtes, das zu dem Ergebnis kommt, «dass es sich vermutlich um ein und dieselbe Person handelt». Die Gründlichkeit dieser Feststellung kann kaum bezweifelt werden, immerhin hat man sich neun Jahre Zeit gelassen für diese Untersuchung. Warum so lange? Wie die Fotos zustande kamen und was die zuständigen Staatsanwaltschaften dann mit ihnen anfangen, auch darüber sollten wir später noch mehr und wahrhaft Verblüffendes erfahren.

An diesem ersten Besuchstag bekommen wir nur einen Vorgeschmack des «Ermittlungsdrucks» im Verfahren mit dem Aktenzeichen Js 141/60 (GstA) der Staatsanwaltschaft beim Landgericht Frankfurt am

Main. «Nein», belehrt uns Jürgen Hess geduldig und ein wenig mitleidig lächelnd ob unserer fehlenden Gelassenheit, «,vermutlich' heisst eben nicht mit Sicherheit». Zweifel können also nicht ausgeschlossen werden, und nachher gerät ein falscher Mann in Verdacht, ein Massenmörder zu sein. Ein derartiges Risiko hält zwar auch Staatsanwalt Hess für gering, aber auszuschliessen ist es eben nicht. Und deshalb bleibt es beim Fahndungsfoto von 1942. Letztlich spielt es aber tatsächlich auch keine Rolle, mit welchem Foto nach Alois Brunner gesucht wird, denn das Fahndungsblatt mit den ausgelobten 500'000 Mark hat praktisches DIN-A4-Format, damit es gut in den Aktenordner passt. Da liegt es, sicher verborgen vor der Öffentlichkeit, die lediglich durch eine kurze Pressemeldung von der Fahndung erfährt. Warum es kein veröffentlichtes Fahndungsplakat gibt, auch dazu werden wir noch erstaunliche Antworten hören.

Von Staatsanwalt Hess erfahren wir, dass, wer Nazis jagen will, vor allem Geduld und viel Zeit braucht. Beides hat die zuständige Abteilung für Straftaten mit politischem Hintergrund beim Landgericht zur Genüge. Die geradezu provozierende Gelassenheit, auf die wir hier treffen, mag etwas mit den fehlenden Erfolgen zu tun haben, mit Resignation, die der Einsicht folgt, dass «die Grossen eben doch nicht» zu kriegen sind. Und heute sowieso nicht mehr. Damals, in den Sechzigern, war das noch anders, als der legendäre hessische Generalstaatsanwalt Fritz Bauer sich persönlich um die Nazijagd kümmerte. 1960 hatte er im *Spiegel* gelesen, dass Alois Brunner mittlerweile in Syrien leben solle, und sofort das Verfahren eröffnet. Ein ungeduldiger Staatsanwalt, der es nicht ertragen konnte, mit anzusehen, dass es sich einer in südlicher Sonne gut gehen lässt, der mehr als 120'000 Menschenleben auf dem Gewissen hat, ohne deshalb auch nur eine unruhige Nacht verbracht zu haben. Ein Staatsanwalt, der wusste, wie kostbar jede Minute für die überlebenden Opfer dieses Mannes ist, wie sehr sie von ständigen Albträumen gequält werden und dass sie erst dann ein wenig zur Ruhe kom-

men könnten, wenn ihr Peiniger und der Mörder ihrer Familien vor Gericht stünde. Derselbe Fritz Bauer, der den Israelis dringend benötigte Dokumente zuspielte – ohne die sie den Prozess in Jerusalem gegen Brunners Ziehvater Adolf Eichmann nicht hätten führen können –, weil er erhebliche Zweifel am Engagement der bundesdeutschen Justizkollegen bei der Verfolgung von Nazikriegsverbrechern hatte.

Damals, 1964, wurde in Frankfurt auch der Auschwitz-Prozess geführt; die deutschen und die internationalen Medien begleiteten jeden Verhandlungstag, und das Grauen von Auschwitz bekam weitere Gesichter und Namen: Kaduk, Boger und andere. Damals war Staatsanwalt Hess noch jung und vielleicht selbst noch voller Ungeduld. Damals gehörte er zum engen Kreis um Fritz Bauer, genauso wie sein späterer Vorgesetzter, Oberstaatsanwalt Hans Eberhard Klein, den wir noch kennen lernen werden.

Wenn Jürgen Hess über diese Zeit spricht, die vermutlich auch die Zeit seiner Hoffnungen war – auf Gerechtigkeit ebenso wie wohl auch auf seine persönliche Karriere –, dann wirkt er plötzlich munter. Dem Auschwitz-Prozess und der Person Fritz Bauers verdankte die Frankfurter Staatsanwaltschaft zu jener Zeit ihren geradezu legendären Ruf, wenn es um die Verfolgung von Naziverbrechern ging. Ein Kollege von Jürgen Hess, Staatsanwalt Walter Griebel, hatte damals die Ermittlungen gegen Alois Brunner übernommen und sie ausgeweitet. Unter dem Aktenzeichen 931 Gs 5007/61 sammelte er Zeugenaussagen, Beweise, Dokumente. Schon damals war klar, dass kaum ein Kriegsverbrecher so zweifelsfrei zu überführen wäre wie Hauptsturmführer Brunner. Im Aktenraum der Frankfurter Staatsanwaltschaft liegen die Beweise. Der Staub verrät, dass diese Leitzordner schon lange keiner mehr in der Hand gehabt hat. Das meiste, was heute die Aktenbände zu Alois Brunner füllt, wurde damals von Staatsanwalt Griebel gesammelt. Das ist lange her. Die damals Jungen sind heute die Alten, und wer jetzt die Aufgabe erhält, sich um Nazikriegsverbrecher zu kümmern, weiss, dass es mit seiner Karriere nichts mehr wird. Zuständig für nationalsozial-

stische Verbrechen, das heisst: abgeschoben aufs Abstellgleis, ein ruhiger Warteposten bis zur Pension. Eben etwas für Menschen mit viel Geduld und Zeit. Als wir wenige Monate später wieder nach Staatsanwalt Hess fragen, erfahren wir, dass er mittlerweile in Pension gegangen ist.

Sein Nachfolger in Sachen Brunner ist nun Oberstaatsanwalt Hans Eberhard Klein. Auch er ein verdienter Mann aus alten Tagen. Oberstaatsanwalt Klein hat Jahre seines Lebens mit der Jagd auf den berüchtigten KZ-Arzt Dr. Josef Mengele verbracht. Auch Klein schwärmt von Fritz Bauer und den früheren Zeiten. Jetzt ist er alt und krank. Er spricht schleppend. Quälend langsam kommen die Antworten. Dieser Mann kann gar nichts Unbedachtes, Voreiliges sagen. Jeder Satz ist das Ergebnis langen Überlegens. Er formuliert bedächtig. Von ihm wollen wir wissen, wer denn ein Fahndungsplakat veranlassen müsste. «Die Strafverfolgungsbehörden.» – «Also Sie?» Ja, bestätigt Oberstaatsanwalt Klein, das könne er sofort tun – nach Rücksprache mit den zuständigen Kollegen in Köln. Und warum tut er es dann nicht? Diesmal dauert die Pause noch etwas länger als sonst. Dann erklärt er uns, dass er im Moment auch nicht so recht wisse, woran es hänge. Die Überlegung habe es gegeben. Aber wie weit das nun gediehen sei? Keine Ahnung. Auch Oberstaatsanwalt Klein hat Geduld gelernt, und dass er seine Zeit sorgfältig einteilen muss. Mit jedem Tag rückt die Pension näher. Und bei einem Verfahren, das schon mehr als 35 Jahre dauert, ist Eile nicht mehr gefragt. Immerhin, er verspricht, dieser Frage nachzugehen und sich um das Fahndungsplakat zu kümmern. In der Zwischenzeit empfiehlt er uns einen Besuch bei seinem Kollegen in Köln, Oberstaatsanwalt Wolfgang Weber.

Köln: Ein Staatsanwalt will nichts wissen

Wir sind nicht die Ersten, die von der Frankfurter Staatsanwaltschaft an Köln verwiesen werden. Elliot Welles, der mittlerweile pensionierte Leiter der Task Force der Anti-Defamation-League in New York, einer Spezialeinheit zur Suche nach nationalsozialistischen Verbrechern, hat es sogar schriftlich. Im Juni 1996 wird ihm empfohlen, «sich bitte direkt mit der oben bezeichneten Zentralstelle bei der Staatsanwaltschaft Köln, Herrn Oberstaatsanwalt Weber, in Verbindung zu setzen». Anlass für diese Empfehlung ist eine schriftliche Anfrage von Elliot Welles, der davon ausgeht, dass Alois Brunner vermutlich weder in Deutschland noch in einem deutschsprachigen Land lebt und dass daher ein Fahndungsaufruf allein in deutscher Sprache wenig Erfolg verspricht. Elliot Welles spricht Deutsch. Es ist seine Muttersprache. Elliot Welles hiess früher einmal Kurt Sauerquell. Er stammt aus Wien, weshalb es auch nicht an der Sprache liegen kann, wenn er seit Jahrzehnten das Gefühl hat, dass ihn hier keiner versteht, wenn es um Nazikriegsverbrecher im Allgemeinen und Alois Brunner im Besonderen geht. Er hat erfahren, dass schriftliche Anfragen nutzlos sind, und er hat gelernt, sich nichts daraus zu machen, wenn er signalisiert bekommt, dass er lästig wird mit seinen ständigen Nachfragen. Einer wie er darf sich nicht abwimmeln lassen, und er tut es auch nicht, reist im Gegenteil sofort nach Frankfurt, als er von der Aussetzung einer Prämie erfährt, und fragt nach, ob man denn schon daran gedacht habe, eine Übersetzung der wenigen deutschen Zeilen ins Englische zu veranlassen. Und auch er kommt auf die nahe liegende Idee, ein Fahndungsplakat vorzuschlagen, bietet sogar an, dass sich die Anti-Defamation-League an den Kosten der Herstellung und vor allem an der internationalen Verbreitung beteiligen würde. Wochen später trifft endlich die Antwort ein, denn «erst jetzt» sind dem Frankfurter Staatsanwalt die Unterlagen aus Köln «zugegangen, wobei ich feststellen musste, dass es noch keine Übersetzung des Auslobungs-

schreibens in die englische Sprache oder entsprechende Plakate gibt». Daran wird sich auch in den folgenden Jahren nichts ändern, jedenfalls so weit es die deutschen Strafverfolgungsbehörden betrifft. Erst nachdem Elliot Welles selbst sich um eine Übersetzung kümmert, findet sie Eingang in den blauen Aktendeckel, wo sie seither verstaubt, sicher vor jeglicher Veröffentlichung. Ein Fahndungsplakat gibt es bis heute nicht.

Wir folgen also dem Rat aus Frankfurt und wenden uns an Oberstaatsanwalt Weber in Köln. Er untersteht schliesslich jenem Justizminister, der sich gerade öffentlich dafür ausgesprochen hat, in der Verfolgung von Nazikriegsverbrechern nicht nachzulassen, und diese Haltung durch die Aussetzung einer Belohnung im Fall Brunner eindrucksvoll unterstrichen hat. Oberstaatsanwalt Weber wirkt mindestens zwei Jahrzehnte jünger als sein Frankfurter Kollege, aber er übertrifft ihn schon jetzt an Gleichmut. Er ist zuständig für alle Ermittlungen im Zusammenhang der Verbrechen Alois Brunners in Frankreich. Eine merkwürdig anmutende Arbeitsteilung der Staatsanwaltschaften, die aber eine sehr eigene und brisante Geschichte hat, wie wir später erfahren werden. Bei Weber jedenfalls werden seit der Auslobung die eingehenden Hinweise auf den derzeitigen Aufenthaltsort des Kriegsverbrechers gesammelt. Sein Büro ist grösser, heller und neuer als das in Frankfurt. Die vor ihm liegende Handakte aber ist genauso dünn. Ein Dutzend Hinweise sind darin gesammelt. Sichtlich gelangweilt blättert er die Zuschriften durch. «Nein, da sind keine verwertbaren Informationen dabei.» Auch bei wohlwollendster Interpretation können wir nicht heraushören, dass er ein «leider» unterdrückt. Im Gegenteil: Oberstaatsanwalt Weber lässt keinen Zweifel daran, dass er die Geschichte mit der Belohnung für reichlich überflüssig hält. Genauso überflüssig wie ein Fahndungsplakat. Was soll das? Wo doch eh jeder weiss, dass Brunner in Syrien sitzt und die Syrer ihn eben nicht herausgeben. «Nach dem *Bunte*-Artikel verliert sich die Spur», sagt er mit zunehmender Ungeduld mit lästigen Journalisten, die



Alois Brunner 1985 in
Syrien

nicht verstehen, dass die Welt nun mal ist, wie sie ist. Der Artikel in der Zeitschrift *Bunte* erschien 1985.¹

Wir werden im Laufe unserer journalistischen Recherche auf deutlich jüngere Hinweise auf Brunners Aufenthaltsort stossen, Hinweise, auf die auch die zuständigen Staatsanwaltschaften hätten stossen können – so sie gesucht hätten. Gäbe es neue Beweise für den Aufenthaltsort Brunners, dann liesse sich doch vielleicht auch der politische Druck auf Syrien verstärken, und am Ende würde Brunner doch ausgeliefert. Schon während wir laut solche Überlegungen anstellen, antwortet die verschlossene Miene des vor uns sitzenden Oberstaatsanwalts, der uns zum Schluss des Gesprächs «viel Glück» bei unseren weiteren Recherchen wünscht. Tatsächlich

werden wir am Ende unserer Nachforschungen noch deutlich mehr wissen über die Fluchtwege und den Verbleib des Massenmörders. Als wir Oberstaatsanwalt Wolfgang Weber schliesslich sogar den vermutlichen aktuellen Wohnort Brunners, ein Gästehaus des syrischen Staatspräsidenten Assad in der Nähe des Dorfes Slunfe, nennen, eine Information, die immerhin aus seriösen österreichischen Diplomatenkreisen stammt, verändert das seine Haltung nicht im Geringsten. «Wollen Sie den Ort denn nicht wenigstens aufschreiben?», fragen wir verblüfft, woraufhin er dann auf seinem Schreibtisch nach einem Bleistift und einem Stück Papier sucht. Doch bevor er zu schreiben beginnt, belehrt er uns: «Dann sind Sie aber Teil des Verfahrens!», was fast wie eine Warnung klingt, sich nicht in Dinge einzumischen, die einen nichts angehen. Eine ver-

blüffende Art der Zeugenbefragung für einen, der 500'000 Mark als Köder bereithält, um an genau solche Informationen zu kommen.

2 Rohrbrunn – Ein Dorf im Burgenland und der Junge aus Haus Nr. 14

Seine Handschrift ist angestrengt gewissenhaft. Und sie ist, weil es das Formular so will («leserlich schreiben»), auch betont leserlich, als Alois Brunner am 15. November 1938 in Wien den Fragebogen zur Person des «Rasse- und Siedlungshauptamtes SS» ausfüllt: «Ich bin am 8. 4.1912 in Rohrbrunn, Burgenland, als Sohn des Bauers Brunner Josef, geboren.» So beginnt der Massenmörder in holprigem Deutsch und mit breiter Feder seinen «Lebenslauf», «ausführlich und eigenhändig mit Tinte geschrieben», wie das Rasseamt es befiehlt: «Besuchte von 1918-1925 die Volksschule in Rohrbrunn, wo in den ersten 2 Jahren in ungarischer Sprache unterrichtet wurde, von 1925-1927 absolvierte ich 3 Klassen Bürgerschule in Fürstenfeld und am 1.9.1927 trat ich beim Kaufmann Loidl, Fürstenfeld, in die Lehre ein.»¹ Das kleine Kaufhaus in der Steiermark stellt den Lehrling Brunner bald als Verkäufer und als Schaufensterdekorateur ein. Er macht seine Sache gut. Auch als er am 29. Mai 1931, gerade 19 Jahre alt, Mitglied der Ortsgruppe Fürstenfeld der noch illegalen NSDAP wird, schadet das seiner kaufmännischen Laufbahn zunächst nicht.

Spätsommer 1997. Wunderbar weiches Licht. Wir verlassen Wien Richtung Süden, Richtung Neusiedlersee. Wir wollen ins Burgenland. Bei Oberwart verlassen wir die Autobahn und fahren weiter nach Süden. Die Kreisstadt Deutsch-Kaltenbrunn ist gut ausgezeichnet, kurz davor liegt das Dorf Rohrbrunn. Hier hat der Massenmörder Alois Brunner das «Licht der Welt» erblickt. Wir gehen davon aus, dass niemand sonderlich entzückt ist, wenn die ländliche Ruhe durch Fragen

A. u. G. = Fragebogen

(Von Frauen persönlich auszufüllen.)

Name und Wohnort des H-Zuständigen, der für die
oder seine Dienst oder Ehefrau den Fragebogen ausfüllt:

Krummer Alois

Dienstgrad: _____ H.Gr. _____

Exp. Nr. _____

Name (Hochdeutsch schreiben):

Krummer Alois

in H seit 15.4.1938 Dienstgrad: _____

Siedl. Monatslohn
H-Einheit: des RFSS

in ex von 16.12.1931 bis 15.11.1938, in OJ von _____ bis _____

Mitgliedsnummer in Partei: 510.064

in H: _____

geb. am 8.4.1912 zu Rohrbrunn

Kreis: Finckenfeld

Leb.: Burgenland

jetzt Alter: 26 Jahre

Glaubensbekenntnis: gottgl.

jetziger Wohnort: Winn, B.

Wohnung: Linzerstraße 13/5

Beruf und Berufsstellung: Rechtsanwalt, angestellt in der zentralen f. j. Behörde

Wird öffentliche Unterstützung in Anspruch genommen? nein

liegt Berufswechsel vor? _____

überberufliche Fertigkeiten und Berechtigungsbescheinigungen (z. B. Führerschein, Sportbescheinigungen, Sportauszeichnung):

SA- u. Reichswehrbescheinigung, Mitgliedsbescheinigung der SA

Staatsangehörigkeit: Österreich

Ehrenamtliche Tätigkeit: keine

Dienst im alten Heer: Truppe _____ von _____ bis _____

Freikorps . . . Offizier, Legion von 6.9.1933 bis 24.8.1938

Reichswehr . . . _____ von _____ bis _____

Schutzpolizei . . . _____ von _____ bis _____

Neue Wehrmacht: _____ von _____ bis _____

echter Dienstgrad: _____

Frontkämpfer: _____ bis _____; verwundet: _____

Orden und Ehrenabzeichen, einschl. Nennungsmedaillen: _____

Verheiratet (lebend, verstorben, geschieden - seit wann): lebend

Welcher Konfession ist der Antragsteller? gottgl. die zukünftige Braut (Ehefrau)? _____
(Als Konfession wird auch außer dem persönlichen jedes andere gültige Bekenntnis angesehen.)

Ist neben der standesamtlichen Trauung eine kirchliche Trauung vorgesehen? nein

Ist neben der standesamtlichen Trauung eine kirchliche Trauung stattdessen vorgesehen? nein

Begleichzeitige nach welcher konfessionellen Form? nein

Ist Ehestands-Darlehen beantragt worden? nein

Bei welcher Behörde (genaue Anschrift)? _____

Wann wurde der Antrag gestellt? _____

Wurde das Ehestands-Darlehen bewilligt? nein

Soll das Ehestands-Darlehen beantragt werden? nein

Bei welcher Behörde (genaue Anschrift)? _____

nach Alois Brunner gestört wird. So nähern wir uns dem Dorf mit einer gewissen Beklommenheit. Erste Orientierungsversuche. Kirche, Gasthaus. In Rohrbrunn sind die Häuser nummeriert, die alten Häuser haben niedrige Nummern, die neueren hohe. Ganz hohe gibt es nicht, Rohrbrunn ist ein kleines Dorf. Die Brunners wohnen immer schon in Nr. 14. Der Hof ist gerade etwas erweitert worden, die Fassade zeigt deutliche Spuren eines neuen Anbaus, der Verputz fehlt noch. Alois Brunner ist hier als viertes von sieben Geschwistern geboren worden. Zwei Geschwister starben gleich nach der Geburt, Bruder Karl nach vier Tagen, Schwester Anna nach vier Monaten an Diphtherie. So war das damals im Armenhaus Österreichs, knapp an der ungarischen Grenze und Lichtjahre entfernt von der Pracht und dem eitlen Luxus der Hauptstadt Wien. Josef ist der Älteste, dann kam Ernst, dann Hedwig. Nach Alois noch Notburga. Keines der Geschwister lebt mehr.

Brunners Vater hiess Josef, die Mutter Anna. Beide haben nie etwas von der späteren «Karriere» des Sohnes erfahren. Der Vater starb schon 1929 an «Pferdehufschlag», wie Alois Brunner in seinem Rassebogen angibt, die Mutter zwar 1941, aber da begann die Laufbahn des Sohnes erst richtig: Wenige Monate nach dem Tod der Mutter wird Brunner Nachfolger von Adolf Eichmann und schickt sich an, Wien, wie er später noch stolz vermerkt, «judenfrei» zu machen.

Kein Dorf ohne Dorf kirche. Zu Fuss sind es vom Haus Nr. 14 nur wenige Schritte bis zum ländlichen Gotteshaus. Vor 100 Jahren erbaut und dem Heiligen Franz Xaver geweiht, strahlt die kleine Kirche frisch geweihselt über das Dorf hinaus in die Ebene. Mittelschiff, zwei Seitenschiffe, ein Turm. Ein Schmuckstück aussen, innen ländlicher Barock mit viel Goldauflage. Hier hat am 9. April 1912 Franz Stampf, Pfarrer der römisch-katholischen Pfarrei Deutsch-Kaltenbrunn, zu dem Rohrbrunn als Sprengel gehört, den kleinen Brunner auf den Namen Alois getauft. Im Taufbuch, Band IV, Seite 39 ist dieser Vorgang aktenkun-

dig, und als Paten sind Johann Brunner, der Grossvater, und eine nicht näher bekannte Maria Seiler eingetragen.

Mehr als 80 Jahre später. Der jetzige Dorfpfarrer warnt die ihm anvertrauten Seelen zum Abschluss der Sonntagsmesse vor einem Fernsehteam aus Deutschland, das jetzt nach diesem Alois Brunner sucht, erzählten uns die Leute später. Sie werden Fragen stellen, habe er gesagt. Draussen regnet es leicht an diesem Sonntagmorgen. Die Antworten im Schutz grosser Regenschirme kommen zögerlich. «Kriegsverbrecher», ein unschönes Wort, das man gern vermeidet an einem Sonntag. Ja, der Brunner soll noch leben, sagt dann eine alte Frau. Immerhin. Aber wo? Achselzucken, das Land, wo der Brunner Alois heute lebt, ist jedenfalls ganz weit weg von hier. Syrien? Ach ja, Syrien. Eine Frau, die selbst den Namen Brunner trägt, weil ihr Mann ein Neffe von Alois Brunner ist, sagt, sie wisse eigentlich gar nichts über ihn, ausser das, was man gelegentlich so in der Zeitung lese. Aber dass er «die Juden verfolgt hat», das wisse sie schon, viel mehr aber nicht. Sie lacht verlegen. «Er soll die rechte Hand von Eichmann gewesen sein», ergänzt Renate, die hinzugekommene Tochter. Auf die Frage, ob das ein Problem für das idyllische Rohrbrunn sei oder für sie persönlich, sagt sie nur: «Nein, warum?» Und überhaupt: Der Krieg sei schliesslich lange vorbei und man sei froh, dass man nichts mehr von all dem höre.

Ausser der schmucken Kirche hat Rohrbrunn noch ein Gasthaus und ein Postamt, das kleinste Postamt des Burgenlandes, wie es in einem Führer steht, und das mit dem besten Service weit und breit, wie die Einheimischen rühmen, was wohl damit zusammenhängt, dass die Poststelle im Wirtshaus untergebracht ist, gleich links neben dem Tresen. Das Wirtshaus selbst liegt seinerseits praktischerweise genau gegenüber der Kirche. So kommt es, dass sich nach dem Gottesdienst erst einmal alle beim Franz treffen, dem «Kirchenwirt», der wiederum über einige Ecken mit den Brunners verwandt sein soll. Die Frauen trinken eine «Schnartner Bombe», Zitronenlimo alkoholfrei, die Männer lieber Wein oder Bier. Beim «Kirchenwirt» findet vor Weihnachten immer

das traditionelle «Schnapser-Turnier» statt. Der Fremde lässt sich die Spielregeln erklären, und seine Vermutung, es handle sich um einen Wettstreit um die beste Schluckkondition, wird nicht bestritten. Der SV Rohrbrunn tritt heute Nachmittag gegen Pinkafeld an, die Kicker einer nahen Kreisstadt. Im Fischteich Wimmer gibt es ein «Wanderpokalfischen», in vier Wochen, «Achtung, bitte vormerken!». Sonstige Vorkommnisse? Keine. Landleben ohne Höhen und Tiefen.

Nur die Zeit zwischen dem Anschluss und dem «Zusammenbruch», 1938 bis 1945, die bleibt ein Einschnitt, so oder so. Aber darüber reden mag man nicht, das ist in Rohrbrunn nicht anders als anderswo. Eine Ausstellung der Burgenländischen Volkshochschulen 1996 zur Geschichte des Ortes hatte einige Mühe, diese Jahre zu dokumentieren, die man gern die «dunklen» nennt. Ein Foto von Alois Brunner mit einer nüchternen Beschreibung seiner Rolle im «Dritten Reich» sollte nach Protesten entfernt werden. Am Ende einigte man sich darauf, den braunen Fleck der Gemeinde mit einem weissen Blatt Papier diskret abzudecken, was allerdings die Neugierde der Besucher erst recht beflügelte. Schliesslich war das schamhafte Deckblatt so abgegriffen, dass es immer wieder erneuert werden musste. Andererseits erweisen sich die anfänglichen Bedenken, unsere Suche nach dem berüchtigten Sohn des Dorfes könnte die Stimmung der Gemeinde nachhaltig trüben, als unbegründet.

Der «Kirchenwirt» ist an diesem Sonntag besonders gut besucht, und die Gäste an den blitzblanken Tischen sind durchaus geneigt, sich auch mit Fremden zu unterhalten.

Nach 1945 sei der Brunner auf der Flucht hier gewesen, bei Ernst, seinem Bruder. Nur kurz, der Ernst habe ihn gleich wieder weggeschickt, erfahren wir. Andererseits sei derselbe Ernst später auch mal «unten» gewesen bei seinem Bruder in Syrien. Auf dem Land gehen die Männer mit Kopfbedeckung ins Gasthaus, auch beim «Kirchenwirt» ist das so. Ein älterer Mann mit einem Hut aus grünem Filz sagt, der Brunner sei das letzte Mal in den fünfziger Jahren im Dorf gewesen, aber

auch nur kurz: «Zu sehen hast du ihn nicht gekriegt.» Eine huschende Handbewegung unterstreicht, wie schnell der Brunner wieder weg war. Eben ein gerissener Hund, der Alois, einfach nicht zu fassen. In letzter Zeit habe man aber nichts mehr gehört von ihm, ausser als Notburga 1995 gestorben sei, da sollen die Verwandten mit dem Alois in Syrien telefoniert haben, ob er nicht kommen wolle zur Beerdigung. Aber der Alois hatte Angst, erwischt zu werden. Ob er noch lebt? «Wir haben nicht gehört, dass er gestorben ist», lautet die listige Antwort.

Alle Versuche aber, mit den Rohrbrunnern im «Kirchenwirt» über den Kriegsverbrecher Brunner und seine Verbrechen ins Gespräch zu kommen, scheitern. «Was geschehen ist, ist geschehen», heisst es immer wieder, was bei wohlwollender Deutung heissen könnte, die 120'000 Menschen, die Brunner ermorden liess, könne man nicht mehr lebendig machen. Leider finden sich für eine solche Auslegung an diesem Sonntagmorgen keinerlei Anhaltspunkte. Man sagt stattdessen: «Was ich nicht beweisen kann, damit rechne ich auch nicht.» Und überhaupt: «Das war einmal und ist vorüber, der ganze Spuk.»

In Rohrbrunn selbst bestand der «Spuk» unter anderem darin, dass unmittelbar nach dem «Anschluss» an das Deutsche Reich der Bürgermeister und der Lehrer abgesetzt wurden, dass die Nazis sonntags aufmarschiert sind, um den Kirchgang zu unterbinden, dass viele begeisterte Nazis waren, so lange jedenfalls, bis die ersten Söhne aus dem Dorf an der Front fielen. Auch ein Flecken wie Rohrbrunn habe eben seinen Preis gezahlt, sagt man hier, und auch das ist nicht anders als anderswo.

Der Alois Brunner sei ein fescher Kerl gewesen, und doch hätten ihn die Mädchen des Dorfes nicht gemocht, erinnert sich Theresia Novosei, die Tochter des Bürgermeisters, den die Nazis damals verjagten und dann einsperrten. Brunner sei auch nie als Antisemit aufgefallen, auch wenn er mit dem Herrmann gut befreundet gewesen sei, der schon mal durchs Dorf gelaufen sei mit einem gegröhlten «Juda verrecke», was allein schon deshalb verrückt gewesen sei, sagt Theresia, weil in Rohr-

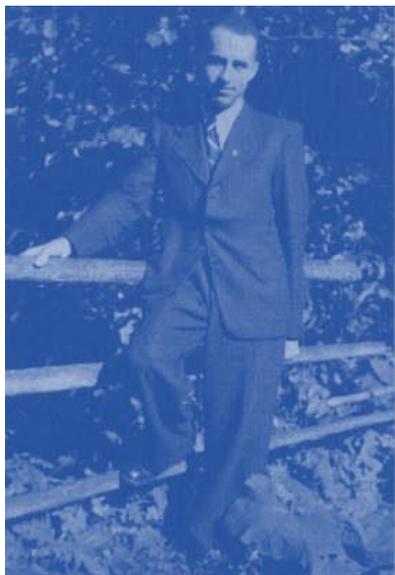
brunn nie ein Jude gewohnt habe. Später sei der Herrmann dann Sozialist geworden. Sie lacht, weil sie weiss, dass viele nach dem Krieg ähnlich ungeniert die Farben gewechselt haben. Als der Brunner dann ein grosser Nazi war, sei er nicht mehr so oft nach Rohrbrunn gekommen, erzählt sie, und schon gar nicht in Uniform. Er habe sich bald wohl nicht mehr hergetraut, weil zu dieser Zeit selbst die Dümmden im Dorf begriffen hätten, dass die Sache schief gehen würde. Wenn der Brunner aber dennoch auftauchte, sagen uns später andere Leute, die aber Wert darauf legen, ungenannt zu bleiben, dann habe er für seine Schwester Hedwig, seine «Lieblingsschwester», Möbel aus Wien herschaffen lassen, teure Möbel, «wo die Leute grosse Augen gemacht haben». Und weil es so viele schöne «Judenmöbel» waren, habe die Hedwig sie im Stall Zwischenlagern müssen. Deren Töchter hätten heute noch die Möbel, hätten sich nie welche kaufen müssen, erzählt man sich im Dorf hinter vorgehaltener Hand. Alle unsere Versuche, diesen Gerüchten auf den Grund zu gehen, scheitern an verschlossenen Türen und entschlossenem Schweigen.

Wenn jemand etwas wisse über die Zeit, so die Meinung im Dorf, dann der Eduard G.² Er wohnt in einem ehemaligen Kramladen. Wir lassen uns zunächst seine geheimen Schätze zeigen, derenwegen er immer wieder ein bisschen Ärger bekommen hat. Die sind in einem kleinen, muffigen Zimmer untergebracht: Wimpel, Fahnen, Hakenkreuze, Landserhefte, Hitlerbüste und Fotos. Eduard G., Jahrgang 1926, als kleiner Junge auf einem Motorrad mit Hakenkreuzstandarte – er hält das Foto wie eine Reliquie in Ehren. Eine feine Zeit, nach dem «Anschluss», sagt er. 1938 seien alle im Ort hoch zufrieden gewesen. Im ganzen Bezirk habe es nur eine einzige Stimme gegen die Nazis gegeben, und die sei aus Dobersdorf gekommen von einem dorfbekanntem Kommunisten. Dobersdorf liegt auf dem Weg zur ungarischen Grenze, noch hinter Deutsch-Kaltenbrunn. Die Brunners hätten zwar auch die Nazis gewählt, seien aber selbst keine Nazis gewesen, sondern religiöse

Leute. Nur der Alois nicht, der war eine «Sonderausgabe». Aber was er bei den Nazis gemacht habe, das habe erst nach dem Krieg in den Zeitungen gestanden. Dass er aber ein grosses Tier gewesen sein musste im fernen Wien, das habe man spätestens daran gesehen, dass eines Tages der berühmte Gauleiter des Burgenlandes, der Tobias Portschy, sich selbst mal nach Rohrbrunn aufgemacht habe. Wenn Eduard G. von diesem Besuch erzählt, kann er einen gewissen Stolz auch nachträglich nicht verhehlen. Portschy, dessen Motto «ratzfatz judenfrei» berüchtigt war und der sich schon 1938 einen furchtbaren Namen als Verfolger von Abertausenden von Sinti und Roma im Burgenland gemacht hatte, wurde zwar 1949 zu 15 Jahren Kerker verurteilt, aber schon 1951 begnadigt. Im Burgenland lebte er nach dem Krieg dann als angesehener und wohlhabender Bürger, der hin und wieder dadurch aufgefallen sein soll, dass es zu Hitlers Geburtstag in seinem Gasthaus feuchtfröhlich hergegangen sei.

«Führers Geburtstag» wurde natürlich auch in Rohrbrunn immer hübsch begangen. Mit Fähnchen und Blumenschmuck. Heute sei der 20. April aber selbst für ihn ein ganz normaler Tag geworden, sagt Eduard G. rasch. Neulich habe hier in der Nähe ein Mann, angeblich ein Hamburger Geschäftsmann, in einer Wirtschaft ordentlich auf den Führer gezecht, sei dann aber die Bezahlung schuldig geblieben, was dem Mann ein Verfahren wegen Zechprellerei eingebracht habe.

Auch Eduard G. hat erfahren, dass man Brunner wieder sucht und so-



Der Alois sei ein fescher
Kerl gewesen ...

gar ein Kopfgeld ausgeschrieben hat. In der Zeitung habe das gestanden. Wir wollen zum Abschied noch wissen, ob er sich vorstellen könne, den Alois des vielen schönen Geldes wegen zu verraten. Da lacht der Eduard nur, so abwegig erscheint ihm diese Frage. Und wenn er käme? Er tät sich schon freuen, wenn der Brunner mal wieder vorbeischauchen würde. Das ist jedoch sehr unwahrscheinlich, da der Alois schon 1944 seinem Schwager gesagt habe, dass er wüsste, wo er nach dem Krieg unterkomme. Er habe vorgesorgt. Nur die Anni, Brunners Frau, sei öfter mal hier gewesen, beim Bruder vom Alois, dem Ernst.

Der Regen hat aufgehört, die Sonne scheint wieder. Die Äpfel hängen jetzt knallreif und in frechem Rot in den Bäumen. Der Kirchturm schlägt die Stunden. Der Sonntag ist schläfrig geworden. Wir gehen ein paar Häuser weiter.

In Haus Nr. 14 wohnt heute Josef. Josef ist der Sohn des ältesten Bruders von Alois, und der hat seinen Sohn auch Josef genannt und der seinen Sohn wieder Josef. So ist das hier auf dem Land. Man öffnet die Tür, bittet uns aber nicht herein. Was wir bei Josef wollen, hat sich längst herumgesprochen.

Der Onkel Alois soll verantwortlich sein für den Tod von 120'000 Menschen, sagen wir und wollen wissen, ob die Verwandtschaft das wisse und ob sie sich das vorstellen könne. «Gehört hat man das öfter», sagt der ältere Josef, «aber ob es wahr ist, weiss ich nicht.» Ein kurzes, verlegenes Schmunzeln. Josef ist kein Mann der grossen Worte. «Einen müssen sie halt immer verantwortlich machen», fugt Josef nach einer kleinen Pause hinzu, und Josef junior ergänzt: «Ich weiss nur, dass es ihn gegeben hat oder noch gibt, aber mehr nicht. «Und was er getan hat?», fragen wir. «Das weiss ich auch», räumt er ein. «Wer er war, wo er war und was er war, haben wir nie gewusst», sagt dann Josef senior, fast ein bisschen entschuldigend. Auch wenn Onkel Alois mal während des Kriegs da gewesen sei, habe er nie erzählt, was er da in Wien und sonst wo mache: «So lange war er nie da.» Und wenn er heute käme?

Da würde er «dumm schauen», sagt der Grossneffe, und ihn fragen, «wie es im Krieg war». Aber ihn wegen der Belohnung verpfeifen, das kommt für den jungen Josef so wenig infrage wie für den alten Eduard G.

«29.5.1931 trat ich in der Ortsgruppe Fürstenfeld in die NSDAP ein und habe Mitgliedsnr. 510064 erhalten», schreibt der Bauernsohn Alois aus Rohrbrunn in Schönschrift, aber in ungelenktem Deutsch in den Fragebogen zur Person für das «Rasse- und Siedlungshauptamt». Brunner ist 19 Jahre alt, als er in die Partei eintritt. Er wohnt jetzt im städtischen Fürstenfeld, der elterliche Hof und Rohrbrunn liegen hinter ihm. Ein neuer Abschnitt seiner «Karriere» beginnt.

Brunner ist von Anfang an kein Mitläufer, keiner, der zu den Nazis rennt, weil alle rennen. Brunner rennt voraus. Das junge Parteimitglied übernimmt im Herbst 1931 die «Ortsgruppenkassiererstelle». Noch im selben Jahr wird er aktives Mitglied der SA. Als sein Taufpfarrrer, der Jesuitenpater Franz Stampf, gegen die Nazis von der Kanzel wettet, hat Brunner seinen ersten öffentlichen Auftritt, protestiert gegen den mutigen Geistlichen. Das kostet ihn zwar seine Stellung im Kaufhaus Loidl, aber Brunner hat ohnehin längst andere Pläne. Für ein paar Monate lebt er in der steierischen Hauptstadt Graz, arbeitet als Angestellter der dortigen Darlehnskasse, besucht nebenher die private Kriminalschule eines gewissen Dr. Lager, ein getarntes Trainingscamp für die ersten braunen Schläger. Seinen Lebensunterhalt bestreitet Brunner nun im beschaulicheren Hartberg als Pächter des Kaffeerestaurants «Wien», das bald zu einem beliebten Treff für Gesinnungsgenossen wird. Brunner ist nun auch Mitglied der «Österreichischen Legion», einer illegalen militärischen Truppe, der braunen Vorhut für den Anschluss Österreichs. Im «Wien» werden hochfliegende Pläne geschmiedet, bis Brunner am 1. April 1933, ausgerechnet zwei Monate nach der «Machtergreifung» Hitlers, aus der NSDAP ausgeschlossen wird. Er war seine Mitgliedsbeiträge, monatlich einen Schilling und 80 Groschen, schuldig geblieben. Eine hässliche Fussnote in der Karriere Brunners, die als Kassierer

in Fürstenfeld so viel versprechend begonnen hatte. Als dieses Malheur ruchbar wird, ist Brunner als Mitglied der «Österreichischen Legion» gerade in Deutschland, angeblich schon damals zusammen mit Eichmann und Haider, dem Vater des FPÖ-Politikers Jörg Haider³. Die Legionäre bekommen beim «Hilfswerk Nord-West» in verschiedenen Lagern der SA den letzten militärischen Schliff. Brunners Trainingslager ist im westfälischen Dorsten. Nur noch wenige Monate der Illegalität liegen vor ihm, der Anschluss Österreichs steht bevor. Bald wird er jede Zurückhaltung aufgeben können. Umso peinlicher seine Streichung aus der Parteikartei. Aus Dorsten schreibt Brunner immer wieder an den «Herrn Reichsschatzmeister der NSDAP» in München und bittet um Wiederaufnahme in die Partei. Nach verschiedenen eidesstattlichen Erklärungen und umfänglichen Zeugenbefragungen in der für Brunner hoch peinlichen Angelegenheit räumt das Münchener «Mitgliedschaftsamt» endlich am 9. Dezember 1939 dem säumigen Parteigenossen Brunner die erneute Mitgliedschaft ein, vorausgesetzt, er sei bereit, die «in der Zwischenzeit angefallenen Beitragsrückstände nachzuzahlen». Ordnung muss sein, und Brunner ist rehabilitiert. Seinem steilen Aufstieg zu einem der grössten Kriegsverbrecher steht nun nichts mehr im Wege.

3 Wien – Die «Entjudung» einer Stadt

Raubzüge und Beutereste

Die dicke Lupe fest in der Hand, beugt der Mann sich über die junge Frau vor ihm. Sie sitzt und schaut versunken, im Hintergrund ein Spiegel. Es ist ihr Zimmer, ihre Welt. Sie ist bekleidet und wirkt doch entblösst. Ein privater Augenblick, der jetzt genau taxiert wird. Der Mann mit der Lupe kennt sich aus. Er tritt einen Schritt zurück, dann wieder vor. Er weiss, wie viel Schilling ihm *Die Morgenländerin* wert ist, und geht weiter, macht den nächsten Betrachtern Platz. Eine eigentümliche Schnäppchenatmosphäre durchzieht das Museum für angewandte Kunst anlässlich der an diesem 25. Oktober 1996 stattfindenden Versteigerung. Die Wiener Gesellschaft ist gekommen, Kunsthändler aus der ganzen Welt, Neugierige und dazwischen Menschen, die ernst und in sich gekehrt durch die Ausstellung gehen. Manchmal sprechen sie miteinander in fremden Sprachen. Ihre Schritte sind zögerlich und passen nicht so recht hierher. Meist verweilen sie lange vor einem Bild. Immer wieder ist es das Ölgemälde mit der Katalognummer 548. Ludwig Knaus hat es 1894 gemalt. Ein grossformatiges, eher überladenes Bild mit dem Titel *Im Shtetl*. Armut zeigt es neben geschäftigem Treiben. Oder sie verweilen vor Nr. 554. Ebenfalls ein Ölgemälde. Ein Zug ist zu sehen, Menschen, die Abschied nehmen. Kalt ist es und neblig. Kein fröhlicher Abschied, aber nichts verweist darauf, dass die Passagiere nicht freiwillig reisen würden. Ein Bild des Malers Friedrich Stahl, Ende des vorigen Jahrhunderts. *Die Morgenländerin*, das *Shtetl*

und der *Nachtzug* werden am nächsten oder übernächsten Tag einen neuen Besitzer haben. Die Schätzpreise bewegen sich zwischen 11'000 und 74'000 Dollar. Die Bilder werden bald in einem Wohnzimmer hängen in New York, in Paris oder nur wenige Strassen weiter in einem Wiener Haus. Da hingen sie schon einmal, «bis zu dem Tag, an dem die Bilder zwar an der Wand blieben, die Menschen aber vertrieben worden sind», sagt Hofrat Paul Gross. Er sagt es ruhig und sehr bedächtig in grossbürgerlichem Wiener Akzent. Hofrat Gross ist in Wien geboren, und er hat überlebt. Schon möglich, dass er das ein oder andere Bild bereits gesehen hat, als es noch im Wohnzimmer seiner ersten Besitzer hing. Vielleicht war er auch einmal eingeladen und hat mit dem Besteck oder von dem Teller gegessen, aus dem Glas getrunken oder mit den Porzellanfiguren gespielt, die jetzt in langen Glasvitrinen zum Verkauf angeboten werden. Schon möglich, aber das alles war in einer anderen, einer versunkenen, einer unwirklichen Welt. Die Welt des jüdischen Wiens, an die fast nichts mehr erinnert. Und wem gehörte wohl der kleine Porzellanhase mit der Katalognummer 638, der so verloren zwischen all den Schätzen steht? Wann ging sein linkes Ohr zu Bruch? Als ein Kind mit ihm spielte oder als die Mörder eilig die Beute zusammenrafften? Und wenn das Ohr beim Spiel abbrach, was wurde aus dem Kind, dem der Hase gehörte? Auch der Porzellanprinz Eugen war einst der ganze Stolz eines kleinen Mädchens. Es hiess Gertrude und wohnte im 14. Bezirk in der Glasergasse 10 – bis Brunner kam. Später werden wir erfahren, was dann geschah, was aus dem Prinzen wurde, der wie der Porzellanhase jahrzehntlang im Kloster Mauerbach lag, bevor er dem Mädchen folgen durfte. Gertrude Schneider, geborene Hirschhorn, wird uns ihre Geschichte in ihrer heutigen Heimat New York erzählen. Doch noch sind wir in Wien.

Am Abend, wenn die Prominenz sich zum würdevollen Empfang zusammenfinden wird, wenn der österreichische Bundeskanzler Vranitzky respektvoll Simon Wiesenthal die Hand geben wird, an diesem Abend wird Hofrat Gross als Vorsitzender der kleinen jüdischen Ge-

meinde Wiens daran erinnern, dass die Bilder ein «fast makabres Relikt eines einst vitalen Bürgertums» seien. «Jedes Bild», sagt er, «ist ein Einblick in ein Wohnzimmer, in Träume und Sehnsüchte und Hoffnungen. Alle sind voller Erinnerungen.» Das stimmt nur zum Teil. Sicher, Hofrat Gross verbindet Erinnerungen mit dem Anblick der einzigartigen «Mauerbach-Sammlung». Doch diese Erinnerungen machen ihn einsam, und so klingt auch sein verzweifelter Appell, dass die Geschichte dieser Sammlung an die Geschichte der Juden Österreichs erinnern möge.

Was hier versteigert wird, sind die Beutereste des Judenjägers Alois Brunner. Die Menschen wurden aus ihren Häusern gejagt. Die Bilder, das Geschirr, das Mobiliar, die Kunstgegenstände und Wertsachen blieben zurück, wurden eingesammelt und verteilt an Parteigenossen und «arische» Nachbarn, an Amtsstuben und Museen, wurden verschickt nach Berlin oder auch nach Rohrbrunn. Vielleicht deckte Alois Brunners Schwester Hedwig gerade den Sonntagstisch mit Silberbesteck, während die jüdischen Besitzer desselben in den Tod führen. Hofrat Gross sagt es schlichter: «Es wurden die Gegenstände entwendet und das Leben.» Nur was nach dem Krieg noch in den Lagerhallen lag, was nicht dem Kunstgeschmack der Räuber zugesagt hatte, wanderte in die Räume des Klosters Mauerbach. Dort lag es Jahrzehnte. Vereinzelt gelang es den früheren Besitzern oder deren Erben, ihr Eigentum zurückzubekommen. Das meiste aber verstaubte, vergessen von der Öffentlichkeit. Mehr als 50 Jahre später wird es nun versteigert zugunsten der Überlebenden des Holocaust. Das britische Auktionshaus Christie's verzichtet auf jeden Gewinn. Monatelang haben die Vorbereitungen gedauert. Akribisch wurde die Geschichte der Bilder recherchiert, aber als wir Auktionator Lord Poltimore fragen, ob ihm der Name Alois Brunner etwas sage, fragt er sehr höflich zurück: «Ist das ein Galerist?» Hofrat Gross ist mit seinen Erinnerungen allein.

Die wertvollsten Kunstwerke sind verschwunden. Darunter auch kostbare Radierungen von Degas und Rembrandt. Irgendwo in Wien

werden sie hängen. Möglicherweise ahnen die heutigen Besitzer nicht einmal, wie sie zu der kostbaren Erbschaft gekommen sind, wissen nichts vom Schicksal des rechtmässigen Besitzers. Die Radierungen hingen in der Wohnung von Fritz und Lilly Grünbaum – bis die Hausherrin 1938 eine Vorladung zur Gestapo erhielt. Danach wurde ihre Wohnung geplündert. Ihr Mann, Fritz Grünbaum, war da bereits, nach misslungener Flucht, ins KZ Dachau deportiert worden. 58 Jahre war er alt, als er versuchte, sich vor den Nazis in seine Heimatstadt Bratislava zu retten. Doch die beflissenen Beamten der tschechoslowakischen Behörden lieferten den Kabarettisten seinen Mördern aus. Vermutlich wäre letztlich auch Bratislava kein sicheres Schlupfloch gewesen, denn am Ende seiner Karriere wird Alois Brunner mit seinen Schergen ausgerechnet dort wüten und noch im April 1945 die letzten Transporte nach Theresienstadt befehligen. Vielleicht wäre Fritz Grünbaum im KZ Sereď bei Bratislava gelandet und damit wieder der Willkür Brunners ausgeliefert gewesen. Vielleicht aber wäre es ihm auch gelungen, irgendwie doch noch zu entkommen. Vielleicht. So aber blieb kein Raum mehr für diese vage Hoffnung. Am 11. März 1938 lieferten ihn die Tschechen den Nazis aus. Grünbaum wurde sofort ins KZ Dachau deportiert. Vielleicht haben die begleitenden Wiener Schutzpolizisten auf der Fahrt fröhlich Schlager gesungen wie *Ich hab das Fräulein Helen baden seh'n*. Der Schlager mag ihnen eingefallen sein, als sie sahen, wer im Deportationszug sass. Fritz Grünbaum war einer der bekanntesten Schlagertexter, Kabarettisten und Conferenciers im Wien der zwanziger und dreissiger Jahre. Gemeinsam mit seinem Kollegen Karl Farkas stand er abends auf der Bühne und brachte die Wiener zum Lachen. Vielleicht erzählten sie sich auch Witze, um sich die langweilige Fahrt zu verkürzen. Witze wie diesen: «Warum laufen Sie mir immer nach?», fragt entnervt eine Dame den ihr ständig folgenden Herrn. Darauf er: «Wenn Sie mir sagen, wohin Sie gehen, dann lauf ich voraus.» Karl Farkas hat diesen Filmdialog geschrieben. Farkas, von dem auch der Ausspruch stammt: «Keine Frau ist so schlecht, dass sie nicht die besse-

re Hälfte eines Mannes sein könnte.» Farkas, der über seine Heimatstadt sagte: «Wien ist mir unentbehrlich.»¹ Ihm gelang die Flucht über Brünn, Prag, Paris und schliesslich zu Fuss über die Pyrenäen nach Spanien. «Das Bedauerliche – für uns – ist der Umstand, dass sie nicht zusammensitzen, wie man es bei der dicken Freundschaft eigentlich erwartet hätte», höhnte der *Völkische Beobachter*² nach der gelungenen Flucht Karl Farkas' und der Verhaftung Fritz Grünbaums. Die Freunde sahen sich nie wieder. Grünbaum wurde erst ins KZ Dachau deportiert, dann nach Buchenwald, schliesslich wieder nach Dachau. Der virtuose Sprachkünstler ging



Fritz Grünbaum

elend zugrunde. Ein Fritz Grünbaum Mithäftling berichtete später, wie Grünbaum, dem Meister der deutschen Sprache, die Zunge herausgezogen wurde und die SS-Wachmannschaft einer nach dem anderen ihre Stiefel an ihr abwischte, so lange, bis die Zunge ein einziger roher Fleischklumpen war. Am 14. Januar 1941 im Alter von 61 Jahren stirbt Fritz Grünbaum nach drei Jahren KZ-Martyrium. Auf seinem Totenschein steht: «Friedrich Grünbaum aus Wien – An Herzlähmung abgegangen.»

Die Lehrjahre des «Judenjägers»

Als Fritz Grünbaum elend im KZ Dachau zugrunde geht, hat Alois Brunner gerade einen grossen Sprung nach vorn in seiner Karriere als «Judenjäger» gemacht. Er ist Leiter der «Zentralstelle für jüdische Aus-

wanderung» geworden. Im August 1938 von Adolf Eichmann gegründet, um Wien möglichst schnell «judenrein» zu machen, war diese Behörde zum Dreh- und Angelpunkt jüdischen Lebens und Sterbens geworden. Leiter dieser einflussreichen Schaltstelle zu werden, das war eine Machtposition, von der der 26-jährige Bauernsohn wohl kaum zu träumen gewagt hätte, als er im November 1938 in die Hauptstadt kommt. Die Seele Wiens, das jüdische Wien, ist da bereits angegriffen. Noch gibt es zwar einige Kaffeehäuser, aber sie haben ihre Namen geändert und legen keine ausländischen Zeitungen mehr aus. Das *Café Schwarzenberg* heisst jetzt *Kaffee Deutschland* und aus dem *Café Central* wurde kurzerhand ein Möbelhaus. Aber selbst wenn es dort weiterhin Melange und Strudel gegeben hätte, das einzigartige, weltberühmte Wiener Kaffeehaus verschwand mit seinen Gästen, mit Fritz Grünbaum und Karl Farkas, Alfred Polgar und Egon Friedell. Zugleich verschwanden die Heurigenlieder, denn das *Ringelspiel* des jüdischen Komponisten Hermann Leopoldi durfte fortan genauso wenig gesungen werden wie sein liebevolles *In einem kleinen Café in Hernals*. Es verschwanden die populärsten Schlager. Kein *Wenn die Elisabeth nicht so schöne Beine hätt*, kein *Was machst du mit dem Knie lieber Hans* und kein *Was macht der Meier am Himalaja* mehr. Die Lieder werden nach dem Krieg zurückkehren, nicht aber ihre Komponisten und Texter. Die Wiener Gemütlichkeit, sie war durch und durch jiddisch geprägt, und die Vorstellung, aus Wien eine «judenfreie» Stadt zu machen, war ähnlich absurd wie der Gedanke, der Donau das Wasser abzulassen. Und doch wird sich ein Mann aus Rohrbrunn, 48 Jahre nachdem er die österreichische Hauptstadt das erste Mal betreten hat, rühmen, genau dies geschafft zu haben. «Grüssen Sie mir mein schönes Wien, das ich für Sie judenrein gemacht habe.» So verabschiedet Alois Brunner 1986 in Damaskus einen österreichischen Journalisten.³

Das ist übertrieben. Es gibt in Wien wieder eine jüdische Gemeinde. Im Herbst 1996 treffen wir ihren damaligen Vorsitzenden. Das Büro

von Hofrat Paul Gross ist in der Seidenstetengasse, gleich neben der schön renovierten Synagoge. Und an der Ecke befindet sich sogar ein kleines koscheres Restaurant. Die Touristen mögen die idyllische Gasse mit dem Kopfsteinpflaster. Sie bleiben stehen, machen Fotos und gehen weiter. Aber wirklich anheimelnd ist die Atmosphäre nicht. Jeder, der am Haus Seidenstetengasse 4 vorbeigeht, wird genau beobachtet: Von den Polizisten, die die Strasse bewachen, von den Videokameras über dem Portal und von den israelischen Sicherheitsleuten, die gleich neben der Eingangsschleuse der Synagoge sitzen. Nein, Wien ist nicht «judenrein». Es gibt ein jüdisches Altersheim, einen Kindergarten, eine Volksschule und sogar ein jüdisches Gymnasium. Man muss nur genau hinschauen, sich erkundigen, danach suchen.

Mit dem jüdischen Wien von einst hat all das aber nichts mehr zu tun. 1934 lebten 177'889 Juden allein in Wien. Auch in Brunners Heimat, im Burgenland, lebten 3'632 Juden und weitere 42 im Vorarlberg. Und dann noch die jüdischen Gemeinden in Niederdonau und in Oberdonau, in Salzburg und in Tirol, in Kärnten und in der Steiermark. Insgesamt lebten 191'668 Juden in Österreich, das allerdings zu der Zeit, als diese Aufstellung⁴ entsteht, Ostmark heisst. 177'889 Wiener Juden im Jahr 1934 machen 8,54 Prozent der Stadtbevölkerung aus. Heute sind es im ganzen Land, das jetzt wieder Österreich heisst, nur noch 10'000 Juden. Ungefähr. So genau wie in der Aufstellung der Israelitischen Kultusgemeinde vom 31.12.1939 wird die jüdische Bevölkerungsentwicklung heute nicht mehr erfasst. Auf fünf Schreibmaschinenseiten ist in ordentlichen Kolumnen aufgelistet, wie gnadenlos Brunners Dienststelle gearbeitet hat. Doch auch wenn bis zum Jahreswechsel 1939/40 bereits ein «Abgang von 65,50%» zu verzeichnen war, mit 112'257 Juden war Wien noch weit davon entfernt, «judenrein» zu sein.

«Die Statistik hat mir das Leben gerettet», sagt Willi Stern. «Die Statistik wurde auf einem kopflosen weissen Papier abgegeben, mit dem Zeichen der Stapo⁵ nach Berlin geschickt, und dort wurde derjenige, der

sie geschickt hatte, gelobt für die Genauigkeit und die Ausführung dieser Statistik mit Zeichnungen usw. Der hielt meinen Chef, den Marmelstein, und der hielt mich. So habe ich überlebt.» Weisses Haar, eine Brille mit dünnem Metallrand, Anzug mit Weste. Willi Stern ist eine elegante Erscheinung, ein jugendlicher älterer Herr, dem man seine grossbürgerliche Herkunft ansieht. Jemand wie Willi Stern wird in Österreich mit «Grüss Gott, Herr Professor» angeredet, seine Praxis heisst Privatordination, und die Wohnung ist entsprechend repräsentativ. Geräumiges Entree, gediegenes Mobiliar, schöne antiquarische Stücke, die aussehen, als seien sie seit Generationen im Familienbesitz. Sind sie aber nicht. Vielleicht haben die Möbel der Familie Stern genauso ausgesehen, aber diese Möbel gibt es nicht mehr, genauso wenig wie die umfangreiche Bibliothek der Familie. Willi Stern freut sich darüber. «Die Sachen sind gerechterweise bei einem Bombenangriff draufgegangen», sagt er, und er meint damit, dass die Räuber an ihrem Diebesgut nicht lange Freude hatten. Die Wohnung passt zu Willi Stern, sie gehört zu ihm. Doch mit der Wohnung verhält es sich wie mit den Möbeln. Die Wohnung, in der Willi Stern geboren wurde, sah genauso aus wie die, in der er heute lebt. Kein Wunder, es ist dasselbe Haus. Doch aus der elterlichen Wohnung wurde er mit seiner Mutter hinausgeworfen: «Innerhalb von vier Tagen mussten wir die Wohnung räumen.» Willi Stern sagt das ohne Bitterkeit und ohne Emphase, eher ein wenig müde. Er erzählt uns seine Geschichte bereitwillig und doch mit der Gewissheit, dass wir natürlich nicht begreifen können, wie das damals war. Damals, 1938, als ein Nazinachbar die Familie kurzerhand aus dem Haus werfen konnte, weil ihm der Ausblick aus dem fünf Meter weiter links gelegenen Zimmer der jüdischen Mieter eben besser gefiel und er umziehen wollte. Doch auch ohne die Vorliebe des Nachbarn für ausgerechnet diese Wohnung hätte Familie Stern schon bald umziehen müssen. In Zimmer 10 der Prinz-Eugen-Strasse 20-22 wurden bereits die entsprechenden Formulare ausgefüllt, auf Geheiss Brunners. Für Fa-

milie Stern, für Familie Gross, für Familie Hirschhorn, für Familie Sauerquell und für all die anderen jüdischen Bewohner Wiens, die sich nicht rechtzeitig hatten retten können.

«Die verschiedenen Stadien der Juden-Massnahmen sind ja bekannt», gibt Brunners Kollege und sein Nachfolger als Leiter der «Zentralstelle», SS-Obersturmführer Ernst Girzick⁶, nach dem Krieg lapidar über seine Arbeit zu Protokoll: «Zuerst Ausreise, später dann die Sammlung der Juden aus der gesamten Ostmark in Wien und anschliessend die Deportierung ... in die verschiedenen Lager, darunter auch Auschwitz.»

Willi Stern kannte diese Pläne zwar nicht, aber dennoch schien ihm, dem 17-Jährigen, sein Schicksal bereits besiegelt. «Für mich war das eine völlig klare Sache, dass ich das nicht überleben werde.» Und so habe er eben immer eine Kapsel Zyankali bei sich gehabt. Auch als dann der befürchtete Brief der «Zentralstelle» eintraf. Ein Brief, wie ihn jeder Jude in Wien früher oder später erhielt, weil es das Verfahren so vorsah, wie sich Girzick 1961 noch gut erinnert: «Wir beauftragten sie, innerhalb einer Frist von vier Wochen ein Quartier im 2. Bezirk zu besorgen, und zwar bei bekannten Juden, ansonsten sie durch die Kultusgemeinde zu jüdischen Familien angewiesen wurden. So wurden sämtliche Juden in den so genannten Judenbezirken, insbesondere in dem 2. Bezirk, konzentriert.»⁷ Familie Stern zog zunächst zu einer Tante in den 9. Bezirk. Der grösste Teil der Einrichtung blieb zurück. Nur ein paar Möbel und wenige Habseligkeiten konnten sie mitnehmen. Dann kam der nächste Brief. «Die Umsiedlung in den 2. Bezirk hat sich viel rascher ereignet. Das war innerhalb von Stunden», erinnert sich Willi Stern. Und wieder blieb das meiste zurück. «Wir haben fast nichts mehr mitgenommen, weil damals zwölf Leute in zwei Zimmern wohnten. Da war nicht mehr viel, was man mitnehmen konnte. Zuletzt war dann nur noch ein Rucksack da.» Und wieder fällt uns der ruhige, fast belustigte Erzählton auf, der jede Kraft zur Empörung schon lange eingebüsst zu haben scheint und sich mit der Erkenntnis arrangiert hat, dass die Welt nun mal ist,

wie sie ist, dass «die Angst aus den Leuten ausgesprochene Schweine macht», wie er sagt.

Was zurückgelassen werden musste, wurde zuvor fein säuberlich auf amtlichen Formularen aufgelistet. Der besseren Ordnung halber, damit die neuen Besitzer auch einen guten Überblick über die Beute hatten, vor allem aber, um alle Juden in Wien genau zu erfassen. Auch Familie Stern füllte das Formular aus, listete jedes Buch und jeden Teppich, jeden Silberleuchter und jeden Sessel auf. «Es gab ja die Verpflichtung, seine ganzen Möbel und alles zu melden bei der Behörde. Es sind ja die Verzeichnisse gewesen, aufgrund derer die Deportationslisten zusammengestellt wurden», erzählt Stern. Da sind sie dann wieder, die Verzeichnisse, die Listen, die Statistiken, die der junge Willi Stern fein säuberlich schrieb und zeichnete und die bei der «Zentralstelle für jüdische Auswanderung» so begeistert aufgenommen wurden, weil sie im Reichssicherheitshauptamt in Berlin so gut ankamen. Während er über die Listen spricht, verändert sich die ruhige Stimme plötzlich, wird beschwörend, trotzig, verteidigt sich gegen einen Vorwurf, den wir gar nicht erhoben haben. «Das war ein Vermögensverzeichnis, das zusammengestellt wurde. Und aufgrund dieser Listen wurden dann die Deportationslisten zusammengestellt. Aber nicht von uns.» Im Ermittlungsbericht der Wiener Polizei nach dem Krieg liest sich das anders. Danach oblag Rabbiner Murrelstein und seinen Mitarbeitern die Zusammenstellung «der zu Evakuierenden aus der Judenkartothek».⁸ Doch selbst wenn das übertrieben sein mag, so bleibt noch genügend schuldhaftes Verstrickung übrig, ob wissentlich oder unwissentlich. Nächtelang hat Willi Stern, haben die Männer des Judenrats dagesessen, um nur ja pünktlich die verlangten Aufstellungen bei der Zentralstelle abzugeben. Sie haben es gemacht, so lange es von ihnen verlangt wurde, haben sorgfältig Bericht erstattet, wurden zu Helfershelfern und wurden nie damit fertig. Denn es war ihre Kartei, es war ihre Arbeit, die den lückenlosen Zugriff der SS ermöglichte. Und es war nicht die Kartei allein. «Anfänglich kamen aufgrund der schriftlichen Stellungsbe-

fehle genug Juden, um die vorgesehenen Transporte auffüllen zu können. Später leisteten die Juden den Befehlen oft nicht mehr Folge, weshalb sie dann von Judenkommandos, den so genannten JUPOS, unter Aufsicht von SS Männern ausgehoben und in die Durchgangslager verbracht wurden.»⁹ Stern weiss das, er kennt diese Vorgänge nicht aus den Akten, er hat sie miterlebt. Er muss nicht wie wir die Vernehmung Ernst Girzicks lesen, um zu wissen, wie verstrickt der Judenrat war. Er hat am eigenen Leib erfahren, wie perfide es Eichmann und später Brunner gelang, die Opfer zu Mittätern zu machen. Und er hat erlebt, wie quälend, wie unerträglich die tägliche Gratwanderung war, wie verzweifelt versucht wurde, durch den Pakt mit dem Teufel zu überleben und dabei vielleicht doch wenigstens im Kleinen eine Vergünstigung hier, eine Zurückstellung vom Transport dort für die ihnen anvertrauten Mitglieder der Gemeinde herauszuholen. «Es wird immer die Frage erhoben: Wieso hat sich niemand gewehrt? Na, das kann nur jemand fragen, der mit den damaligen Verhältnissen nicht vertraut war», sagt Stern. *Sie* waren dabei, von Anfang an: Dr. Marmelstein, der Oberrabbiner von Wien, Dr. Löwenherz, der Vorsitzende der Kultusgemeinde, Dr. Tuchmann, der Leiter des Jüdischen Spitals. Und Willi Stern, der Botenjunge, der Listenschreiber, der Zeichner für statistische Diagramme. Nach dem Krieg wird er sich vor der österreichischen Staatspolizei dafür rechtfertigen müssen, dass er überlebt hat. Wie Marmelstein und Tuchmann wird er sich mit dem Vorwurf der Kollaboration konfrontiert sehen: «Da habe ich gesagt: Schauen Sie, Sie reden wie der Blinde von der Farbe. Wenn zu mir einer gekommen wäre in SS-Uniform und hätte gesagt: ‚Sie haben einen schönen Schiller da.‘ Dann hätte ich gesagt: Wollen Sie den Goethe auch noch haben?’ Wenn die Leitung der Kultusgemeinde sich geweigert hätte, die so genannten Ordner zur Verfügung zu stellen und die Listen zusammenzustellen, dann wären sie weggekommen und durch eine andere Mannschaft ersetzt worden. Diese andere Mannschaft hätte auch noch so genannten

Mut gezeigt und hätte gesagt: Nein, das machen wir nicht! Und dann wären sie auch weggekommen. Die dritte Mannschaft hätte das gemacht.» Und so haben sie ihre Listen und Verzeichnisse und ihre Wochenberichte pünktlich bei Brunner abgeliefert und verzweifelt versucht, die Mörder bei ihrer eigenen Logik zu packen. So schreibt am 5. März 1940 Dr. Josef Löwenherz in seinem 10. Wochenbericht an Brunner, dass «trotz der vorhandenen hundertprozentigen Auswanderungsbereitschaft der in Wien wohnenden Glaubensjuden, ihre Auswanderungsfähigkeit durch die, vom städtischen Wohnungsamt getroffenen Massnahmen, welche mehrere Familien in unbeheizbaren und auch sonst unbewohnbaren Räumen Zusammenlegen, empfindlich gefährdet wird».¹⁰ Zwei Jahre später wird eine Verordnung Brunners dafür sorgen, dass «sämtliche Juden ... die in ihrem Besitze befindlichen Wollsachen, Pelze, Bergschuhe, Skischuhe und Skier»¹¹ abgeben. Was diese harmlos klingende Anordnung für Menschen bedeutet, die bereits seit drei Jahren den Winter ohne Heizung überstehen mussten, lassen die Wochenberichte nur erahnen. Im Winter 1939 schaffen es einige noch ins rettende Ausland, vorausgesetzt, sie sind gesund genug. Kranke hatten keine Chance, eine Einwanderungsgenehmigung zu erhalten. Kranke nicht und Arme nicht. Doch das Vermögen der Juden war seit Mai 1938 schon gesperrt. 10 Reichsmark in Münzen, 20 Reichsmark in Devisen – mehr gestand die Zentralstelle den Auswanderern nicht zu. Viel zu wenig, um die Tore zu öffnen, wie Löwenherz bei der Konferenz von Evian¹² schmerzlich erfährt. Die eindeutige Haltung der dort versammelten Staaten einschliesslich der USA ist, dass eine Einwanderung in grossem Stil nur dann infrage kommt, wenn die Einwanderer Gold, Geld oder andere Werte mitbringen. Der australische Vertreter spricht sogar von einer «Gefährdung der eigenen Rasse durch die jüdische Einwanderung», wie die Nazis befriedigt feststellen.¹³ Entmutigt und verzweifelt fährt Löwenherz zurück in die mörderische Falle. Er bleibt nicht am Genfer See, nutzt nicht die Gelegenheit zur Flucht, sondern sucht nach kleinen Schlupflöchern für sich und andere, jetzt nach-

dem er weiss, dass die Grenzen dicht bleiben. Die Juden Wiens haben keine «Mitgift» mehr, um sich teuer irgendwo einzukaufen. Sie sind längst verarmt, ihres Vermögens beraubt. Täglich sterben die Menschen an Entkräftung, weil sie nicht genug zu essen haben, erfrieren, weil sie unter unerträglichen Bedingungen wohnen müssen, haben keine Wider-



Der Vorsitzende der jüdischen Gemeinde, Dr. Josef Löwenherz, erhält Weisungen (Eichmann rechts, in der Mitte Herbert Hagen)

standskraft mehr, um selbst harmlosen Infektionen zu trotzen. Die Sterblichkeit ist seit 1938 um das Vierfache angestiegen. «Eine Besserung in dieser Beziehung wäre daher auch für die Auswanderung von besonderer Wichtigkeit»¹⁴, schliesst Löwenherz am 5. März 1940 seinen flehenden Appell an Brunner, nicht wissend oder nicht wissen wollend, dass es um Auswanderung schon seit einem halben Jahr nicht mehr geht, wie ein Aktenvermerk Alois Brunners verrät: «Herr Dr. Be-

cker von der Gauleitung SS erklärte, dass SS-H.Stuf. Eichmann sämtliche Vollmachten für die Umsiedlungsaktion nach Polen erhält und sogar gebeten hat, die Umsiedlung von Wien aus beschleunigt durchzuführen.»¹⁵

«Umsiedlung», das heisst jetzt nicht mehr Umzug in einen anderen Bezirk. Umsiedlung heisst jetzt: Deportation in den Tod. Spätestens auf der Wannseekonferenz am 20. Januar 1942 wird auch im grossen Kreis Klartext gesprochen und von Eichmann im Protokoll festgehalten: «...es ergibt sich von selbst, dass ein Grossteil von ihnen selbstverständlich aufgrund ihres geschwächten Gesundheitszustandes sterben wird. Die Überlebenden, welche man als den widerstandsfähigsten Teil ansehen muss, sollten in der Folge auf gleiche Weise behandelt werden.»¹⁶ Der schlechte Gesundheitszustand war also Teil des Mordplans und keinesfalls ein leidiger Nebeneffekt der systematischen Ausplünderung. Für welche Heiterkeit bei Alois Brunner und seinem Freund und Förderer Adolf Eichmann mag da die naiv flehentliche Bitte des Dr. Löwenherz gesorgt haben?

Am 16. Oktober 1939 hatten sich bereits die Herren des SD, der Gestapo und der Zentralstelle getroffen, um die «Entjudung» Wiens auf die Schiene zu bringen. «Herr Ebner bittet, von sämtlichen nach Polen übersiedelnden Juden transportweise pro Kopf eine Karteikarte an die Geheime Staatspolizei zu übersenden», hält Alois Brunner den Wunsch des Referatsleiters für Judenfragen bei der Gestapo Wien fest.¹⁷ Derselbe Karl Ebner, der noch im März 1945 über sich sagen wird: «Insbesondere auf dem Gebiete der Juden-Massnahmen ist wohl mein Name mit der Tatsache aufs Engste verknüpft, dass ich es gewesen bin, der die Judenfrage in Wien, wohl der verjudetsten Grossstadt des Grossdeutschen Reiches, in einwandfreier und kompromissloser Weise gelöst habe. Unter meiner Leitung des Judenreferates wurde Wien eine judenfreie Stadt.»¹⁸ Auch wenn sich viele dieser Leistung rühmen werden, Alois Brunner sogar noch nach dem Krieg, so darf Ebner doch zu Recht für sich in Anspruch nehmen, dass sein Referat frühzeitig und mit gna-

denloser Brutalität tätig wurde. Schon im September 1939, also unmittelbar nach Kriegsausbruch, liess er jüdische Männer, die früher einmal die polnische Staatsbürgerschaft besessen hatten und deshalb nicht als deutsche Reichsangehörige galten, verhaften, misshandeln und im Wiener Stadion internieren. «Hierbei wurde auf das Alter gar keine Rücksicht genommen. Es befanden sich im Stadion Männer über 85 Jahren. Diese Leute wurden alle nach Buchenwald verschickt und kamen dort oder in anderen Konzentrationslagern alle um. Diese Aktion wurde vom Judenreferat der Gestapo durchgeführt.»¹⁹ Der Leiter ebendieses «Judenreferats», Ebner, wird nach dem Krieg bei seiner Vernehmung aussagen, dass er «kein überzeugter Nationalsozialist» war, dass ihn «die Erlebnisse im Judenreferat irgendwie geschockt» hätten und dass er bemüht gewesen sei, «am Platze zu bleiben und zu helfen, wo es ginge.»²⁰ Derselbe Ebner, der zu 20 Jahren Zuchthaus verurteilt und bereits 1953 begnadigt wurde.

SS-Obersturmbannführer Ebner also erhält pro Jude, der in den Tod deportiert wird, eine ordentlich ausgefüllte Karteikarte von Brunner, der seinen Vermerk mit den erwartungsfrohen Worten schliesst: «Somit kann jetzt angenommen werden, dass 2 Transporten pro Woche mit je 1'000 Juden keine unüberwindbaren Schwierigkeiten gegenüberstehen. Der 1. Transport geht am Freitag, den 20. 10. 1939 um 22.00 Uhr vom Aspangbahnhof ab. Gezeichnet Brunner.»²¹ Tatsächlich ging der Transport pünktlich ab, und er verlief «reibungslos», wie Brunner zufrieden notiert. Das war nur die Overture, denn nun sollen jeden Dienstag und jeden Freitag fortlaufend Juden in den Tod geschickt werden, wie ein ergänzender Vermerk Brunners zur «Umsiedlungsaktion der Juden aus der Ostmark nach Polen» verrät.²² «Vom 4. Transport aufwärts werden bereits ganze Familien in die Transporte eingeteilt», fasst er das Ergebnis der Besprechung zwischen Eichmann und Ebner tags zuvor zusammen. Und auch dieses harmlos anmutende Blatt birgt die Tragödie der schuldhaften Verstrickung der Opfer in sich. «Die Transporte werden von der Israelitischen Kultusgemeinde in Wien zusammengestellt (so-

Zentralstelle für
 jüdische Auswanderung
 Wien IV, Pring Gugenstraße 22

B/R

Wien, den 17.10.1939. 887Vermerk:

Be r i f f t: Aussprache zwischen 4-Stuf. Eichmann, Herrn Dr. Becker von der Geheimen Staatspolizei, alle Pion und Herrn Dr. Becker vom Büro des Reichskommissars.

Am 16.10.1939 fand in der Zentralstelle zwischen den Obengenannten eine Besprechung statt, wo Herr Dr. Becker von der Gauleitung 4-Stuf. Eichmann erklärte, dass 4-Stuf. Eichmann vom Gauleiter Bürckel persönlich schriftliche Vollmachten für die Umsiedlungsaktion nach Polen erhält und sogar gebeten hat, die Umsiedlung von Wien aus beschleunigt durchzuführen. Herr Dr. Becker erklärte, dass er jedwedes bürokratische oder sonstige Hindernis (Zusammenstellung der Züge, Aufstellung einer Begleitmannschaft durch die Schupo, Lebensmittelebeschaffung, Erfassung der Juden und Abstellung von Hilfskräften des Wohnungsamtes) auf kurzem Wege über Gauleiter Bürckel zu Gungun der Umsiedlung aus dem Wege räumt.

Weiter teilte Herr Dr. Becker mit, dass er Gauleiter Bürckel bereits einen Vortrag über die Aussprache vom 7.10.1939 hielt und der Gauleiter mehr als froh ist, dass die geplante Umsiedlung der Juden in Baracken nicht stattzufinden braucht, da die Kosten pro Kopf zum Bau der Baracken allein schon auf RM 500.- gekommen wären. Herr Dr. Becker wird nach Möglichkeit einen Vortrag bei Gauleiter Bürckel für 17.10.1939 Vormittag ermöglichen, wenn nicht, ist 4-Stuf. Günther Verbindungsmann zwischen der Gauleitung und der Zentralstelle für jüdische Auswanderung und kann sich jederzeit bei Auftreten irgend einer Schwierigkeit an Herrn Dr. Becker wenden.

Herr Dr. Becker bat um Zusendung einer Kartei pro Transport der nach Polen übersiedelnden Juden, um über die Wohnungen entsprechend zu verfügen und die nötigen Massnahmen gegen ein event. einsetzendes wildes Abrisieren zu verhindern. Weiter sprach Herr Dr. Becker noch, dass der gesamte Realbesitz der Wiener Juden einer Treuhandgesellschaft zu übergeben wäre, die die entsprechenden Zahlungen an die Zentralstelle für jüdische Auswanderung leistet, um ebenfalls ein überstürztes Abrisieren des jüdischen Hausbesitzes zu verhindern.

Herr Dr. Becker sagte auch zu, dass er den Staatskommissar für die "Allgemeine Stiftung für jüdische Fürsorge in Wien" sofort kollektiv anfordert, damit ja keine Verzögerung in der Umsiedlung ein-

- 2 -

treffen kann.

Herr Dr. Ebner der Geheimen Staatspolizei war während diesen Verhandlungen anwesend und betonte ganz besonders, dass den wilden Arieren der Wohnungen, sowie der Arierisierung des Realbesitzes sofort ein Riegel vorgeschoben werden muss, da ansonsten Novemberverhältnisse eintreten könnten.

Weiter verspricht Herr Dr. Ebner, seinen ganzen Apparat auf die Umsiedlung abzustellen und bei der Erfassung der Juden entsprechende Massnahmen zu treffen. Er bat auch, beim 2. Transport die verhafteten staatenlosen Juden vorzunehmen, ebenso auch die im KZ befindlichen sofort anzuschließen. Gleichfalls wird Herr Dr. Ebner auch veranlassen, dass sämtliche bei den Landgerichten und verschiedenen Bezirkbehörden derzeit inhaftierten Juden durch die Umsiedlung auf kurzen Wege freigegeben werden.

Herr Dr. Ebner bietet von sämtlichen nachfolgenden Umsiedelnden Juden jeweils pro Kopf eine Karteikarte an die Geheime Staatspolizei zu überreichen.

Somit kann jetzt angenommen werden, dass 2 Transporten pro Woche mit je 1000 Juden keine unüberwindbaren Schwierigkeiten gegenübersehen. Der 1. Transport geht am Freitag, den 20.10.1939, um 22.00 Uhr vom Aspernbahnhof ab.

Brunner

ergibt an: 4-H-Stubf. Eichmann, Währ. Ostbau,

4-O-Stubf. Vollheim, IV., Theresianung. 16,

4-S-Stubf. Polte, IV., Theresianung. 16.

[Handwritten signature]

Hy 23 10 39

lange dies noch möglich ist) und ist für den Transport eine jüdische Transportleitung verantwortlich.»²³ Es war eben nicht damit getan, Statistiken zu schreiben. Aber wusste Löwenherz, wusste Murmelstein, wusste Stern, wohin die Reise wirklich ging? Er habe gewusst, dass er das alles nicht überleben würde, hatte Stern gesagt. Stern, der dann doch überlebt hat, weil ihm der Zufall zu Hilfe gekommen ist und weil er so gewissenhaft und genau geholfen hat, ohne das Ausmass des mörderischen Plans, an dem er unfreiwillig mitwirkte, auch nur erahnen zu können. Und so sah er mit an, schrieb vielleicht die Namen derer mit auf, die «auf Transport gingen» und war sich bei jedem Namen bewusst, dass es genauso gut seiner hätte sein können. 25 Schutzpolizisten begleiteten jeden Transport. So hatte Brunner es angeordnet. Bewaffnete Männer, die gut gepflegt wurden. Ein eigener Waggon, angehängt an jeden Transport, führte den Proviant der Männer mit. Und wenn sie zurückkamen aus Nisko, aus Riga, aus Minsk, aus Lublin, aus Theresienstadt oder aus Auschwitz, dann hatten sie einiges gesehen und viel zu erzählen. Und manchmal taten sie es.

«Ich kann mich erinnern, dass einmal in Abwesenheit von Brunner ein Leutnant der Schupo von der Begleitmannschaft mir mitteilte, dass die Juden im Lager liquidiert werden», gibt der ebenfalls bei der Zentralstelle angestellte Anton Brunner, der so genannte Brunner II, 1945 zu Protokoll.²⁴ «Auch den Juden musste das ihnen drohende Schicksal in Polen meiner Beobachtung nach bekannt sein, denn sie wollten alle womöglich nach Theresienstadt kommen.»²⁵ Tatsächlich wird Rabbiner Benjamin Murmelstein dieses «Privileg» zuteil. Das «Prominentenlager» Theresienstadt ist, anders als Auschwitz, Sobibor, Majdanek, Treblinka oder Belzec kein Vernichtungslager, und entsprechend grösser ist die Überlebenschance. Dass die zwangseingetauschten Zloty kaum dazu bestimmt waren, sich in Polen eine neue Existenz aufzubauen, wusste auch der damals 17-jährige Willi Stern, weshalb er besagte Zyankali-Kapsel für sich und seine Mutter stets dabei hatte, «um

denen nicht die Genugtuung zu geben, dass sie uns umgebracht hatten». Auch andere versuchten, ihren Mördern durch Selbsttötung zu entkommen. Jene aber, die überlebten, wurden im Israelitischen Krankenhaus so weit wieder hochgepöppelt, dass sie «transportfähig» waren.

In tragischer Weise zwingt Brunner die Opfer, zu ihren eigenen Henkersgehilfen zu werden. Ein Plan, den er in Wien erstmals ausprobiert und mit perfider Konsequenz auf seinen weiteren Stationen perfektionieren wird. So mag er dem Jahresende 1939 durchaus hoffnungsvoll entgegengesehen haben. Immerhin war die einst so stolze jüdische Gemeinde Wiens schon dramatisch geschrumpft, auch wenn die Aufstellung der Israelitischen Kultusgemeinde über «Die Veränderung der Zahl der Glaubens jüdischen Bevölkerung in der Ostmark von 1934-1939»²⁶ zum Jahresende 1939 noch viel Arbeit für Alois Brunner und seine Kollegen verheisst.

Das Rollkommando im Rothschildpalais

Seit einem knappen Jahr existiert nun die «Zentralstelle für jüdische Auswanderung». Ihre Gründung verdankt sie der Initiative ihres hochmotivierten Chefs Adolf Eichmann. Vom kleinen «Referenten für Judenfragen» war er damit aufgestiegen zum Leiter einer eigenen Reichsbehörde, eine Behörde, die er erfinden hatte. Nur vier Jahre zuvor hatte er sich noch in Berlin das Aufgabengebiet «Freimaurer» mit seinem Kollegen beim Sicherheitsdienst (SD), Dieter Wisliceny, teilen müssen. Dort füllte er noch Karteikarten mit der Schreibmaschine aus, und er füllte sie gern aus, wie sich Dieter Wisliceny später erinnerte. «Er hatte zu diesem Zeitpunkt eine grosse Neigung für Registrierungen, für die Organisationen und für andere systematische und gewissenhafte Arbeiten.»²⁷ Diese Leidenschaft wird ihn auch später auszeichnen und seinen Vorgesetzten, Reinhard Heydrich, beeindruckt. Er versetzt ihn 1937 in die neu gegründete Abteilung «Juden». Eichmann bewährt sich und

darf im Frühjahr 1938 mit nach Wien an der Seite Heydrichs, der das Einsatzkommando der Sicherheitspolizei (SP) und des Sicherheitsdienstes (SD) in den ersten Wochen selbst befehligt. Doch schon bald wird Eichmann zum Inspektor des SD befördert und bittet um die Chance, die Regie bei der Vertreibung und Ermordung der Juden übernehmen zu dürfen. «Eichmann schlug Heydrich die Gründung einer Zentralstelle für jüdische Auswanderung vor, welche verpflichtet sei, aufgrund von raschen Massnahmen möglichst viele Juden in einem kurzen Zeitabschnitt zur Auswanderung zu bringen», erzählt später Dieter Wisliceny.²⁸ «Heydrich nahm den Vorschlag Eichmanns an, und die Zentralstelle wurde gegründet mit der Wirkung, dass alle Verwaltungsangelegenheiten, welche sich mit der Auswanderung beschäftigten, diesem Büro angegliedert wurden.» Im August 1938 zieht Adolf Eichmann in das gerade «arisierte» ehemalige Rothschildpalais in der Prinz-Eugen-Strasse 20-22 ein. Jetzt muss er beweisen, dass er sein Geld wert und zu Höherem berufen ist. Dafür braucht er fähige Mitarbeiter, Menschen, die ebenso effizient, kaltschnäuzig, engagiert sind wie er und ihm treu ergeben. Mitarbeiter wie Alois Brunner.

Eichmann erinnert sich an den Mann, den er 1935 bereits in Deutschland kennen gelernt hatte, vermutlich im SA-Trainingslager in Dorsten.²⁹ Beide waren damals Mitglieder der illegalen «Österreichischen Legion» und haben sich auf Anhieb verstanden. Jetzt holt Eichmann ihn zu sich nach Wien und macht ihn zu seinem persönlichen Sekretär, und er ist so zufrieden mit ihm, dass er ihn schon bald als seinen Nachfolger ausdeutet. Offiziell übernimmt Alois Brunner zwar erst im Januar 1941 die Leitung der Zentralstelle. Tatsächlich wird er aber bereits 1939 zum entscheidenden Mann, denn Eichmann wird in Berlin gebraucht. Äusserst widerstrebend gibt Adolf Eichmann später in seinem Verhör in Jerusalem Informationen über seinen Adlatus preis. Entsprechend verstottert, aber gleichwohl eindeutig ist seine Aussage: «Brunner war, wie ich in Berlin war, hat, soviel ich mich noch entsinnen kann, Brunner

die Zentralstelle in Wien geführt.»³⁰ Die Kollegen hüten sich vor dem jungen Burgenländer, denn dieser gehört «zu Eichmanns engsten Mitarbeitern und Freunden»³¹, wie Dieter Wisliceny bei seiner Vernehmung in Bratislava im Februar 1947 erzählt. «Mittelgross» sei er, habe eine «schlechte Haltung, schwarzes, stark gekräuseltes Haar, dunkle Augen, starke Lippen» und eine «gebogene Nase», beschreibt ihn Wisliceny und folgert: «Brunner hatte offenbar einen Zigeunerbluteschlag. Starke Körperbehaarung.»³² Nun mag bei dieser Aussage gekränkte Eitelkeit zur wenig schmeichelhaften Beschreibung des einstigen Konkurrenten geführt haben. Immerhin war Wisliceny selbst gemeinsam mit Eichmann gestartet, hatte sich mit diesem zusammen um die «Freimaurer» gekümmert, hatte also Schreibtisch an Schreibtisch mit ihm gearbeitet – und war hinter ihm zurückgeblieben. Nun musste er zusehen, wie der zwei Jahre jüngere Burgenländer mühelos den Aufstieg schaffte, der ihm verwehrt blieb. Schon hier bahnt sich eine Konkurrenz an, die sich später in Saloniki noch verschärfen sollte. Der aus Ostpreussen stammende Wisliceny hatte gegen die Österreicher nie eine Karrierechance. Seine Untergebenen habe Eichmann «in brutaler Art und ohne Rücksichtnahme auf ihr persönliches Wohlergehen» behandelt. «Lediglich seinen Untergebenen in Wien gegenüber führte er sich anders auf. Die Österreicher im Büro Eichmann hielten sehr zusammen und konnten sich gewisse Freiheiten mit ihm erlauben. Er bevorzugte im Allgemeinen diese Österreicher.»³³ Das klingt nach einer deutlichen Kränkung. Doch selbst Brunner II, der Österreicher Anton Brunner, beschreibt Alois Brunner sehr ähnlich. Auch er spricht von der «schlampigen, gebückten Haltung», von den «O-Beinen»³⁴, von der «schmächtigen Statur», dem «länglichen Gesicht», dem «schwarzen, gekräuselten Haar», das er «zurückgekämmt» getragen habe. Und er berichtet, dass Alois Brunner deswegen «Jud Süß» genannt wurde. Etwa 1,60 Meter gross sei er und habe «blendend weisse Zähne, da Nichtraucher». Anton Brunner, alias Brunner II, wird seinem früheren Vorgesetzten später übrigens zu einer ungeahnten Atempause auf der Flucht verhelfen. 1946



Brunner (rechts) zwingt die Opfer zur Mithilfe (ihm gegenüber vermutlich Dr. Löwenherz. Rechts hinter Brunner Ernst Girzick)

wird Anton Brunner vor Gericht gestellt. Sein früherer Sadismus wird ihm nun zum Verhängnis. Die Schläge, die Tritte, die ungeheure Brutalität dieses Mannes haben die Opfer noch frisch vor Augen. Nun sagen sie vor Gericht aus. Brunner II wird in Wien gehängt und die Akte Brunner zum ersten Mal vorschnell zugeklappt. Dank der Namensgleichheit geht selbst die Wiener Justiz eine Zeit lang davon aus, Alois Brunner sei tot. Eine Verwechslung, die dieser für seine Flucht nutzt.

Nicht nur der Vorgesetzte, auch die früheren Kollegen Anton Brunners bei der Zentralstelle werden ungeschoren davonkommen, obwohl sie Alois Brunner sogar auf seiner weiteren Todesroute begleitet haben,

die ihn von Wien weiter nach Berlin und Saloniki, Paris, Nizza und schliesslich nach Bratislava führen wird: Anton Burger etwa, der sich auf die Deportation schwangerer Frauen und Kinder spezialisiert hatte. Er wird später noch Lagerleiter von Theresienstadt und stirbt erst 1991 völlig unbehelligt in Essen.³⁵ Oder der SS-Oberscharführer Herbert Gerbing, der Brunner noch in Griechenland und Frankreich zu Diensten sein wird. Das Landesgericht für Zivilrechtssachen Wien erklärte ihn am 22.5.1952 für tot, «wobei angenommen wurde, dass er den 8.5.1945 nicht mehr überlebt hat».³⁶ Beweise gibt es für diese Annahme keine. Dennoch erübrigen sich dadurch alle weiteren Nachforschungen. Oder Alfred Slawik, gelernter Metzger, der Brunner später in Saloniki noch als Koch dient und so etwas wie das Mädchen für alles ist. Auch er wird nach kurzer Haft 1962 entlassen. Oder der in Wien geborene SS-Oberscharführer Anton Zita, der Brunner erst nach Saloniki, dann nach Frankreich begleitet hat. Er wird zwar, wie Brunner, 1954 in Frankreich zum Tode verurteilt, aber er hatte sich längst abgesetzt und ist seitdem untergetaucht, oder wie es in der Amtssprache des österreichischen Innenministeriums 1971 auf Anfrage heisst: Zita «kam seither hier nicht mehr zur Neuanmeldung».³⁷ Er wird gewusst haben warum. Zum engen Kreis um Alois Brunner zählten schliesslich noch Ernst Girzick und Josef Weiszl. Auch Girzick gehörte zum Gründungspersonal der Zentralstelle, zunächst zuständig für die Ausstellung von Ausreisepapieren, dann «als die Ausreisemöglichkeiten immer mehr zusammenschumpften»³⁸, bereitete er die «Evakuierung» vor. Im Januar 1943 wird er Brunners Nachfolger als Leiter der Zentralstelle, die da allerdings ihre Arbeit schon weitgehend abgeschlossen hat. Es geht zu diesem Zeitpunkt nur noch um die Brunnersche «Nachlassverwaltung». Girzick erinnert sich 1961 bei der Vernehmung in Wien an Alois Brunner als einen «Mann der harten Tour, der also äusserst rigoros bei der Judenverschickung vorging».³⁹ Das hat ihm offenbar sehr imponiert, denn Girzick selbst fiel später durch besondere Brutalität bei seinen weiteren

Einsätzen im KZ Mauthausen und im KZ Theresienstadt auf. Die Beweislast ist so erdrückend, dass er 1948 zu 15 Jahren «schweren Kerkers verschärft durch ein hartes Lager monatlich und Dunkelhaft am 10. November jedes Jahres» sowie «zum Verfall seines gesamten Vermögens»⁴⁰ verurteilt wird. Doch wegen «Schlaflosigkeit, Schweiss-



Josef Weiszl (links) und Anton Zita

ausbrüchen und Kopfschmerz»⁴¹ reicht er ein Gnadengesuch ein und wird tatsächlich um 8.00 Uhr morgens am 22.12.1953 noch rechtzeitig zu Heiligabend entlassen.⁴² Da ist der gelernte Elektromonteur und KZ-Leiter gerade 42 Jahre alt geworden. Vor ihm liegt wieder eine hoffnungsvolle Zukunft. Josef Weiszl schliesslich, ein besonders enger Vertrauter Alois Brunners, dem seine verlässliche antisemitische Haltung den Namen «Brunners Bluthund» eintrug, wird nach dem Krieg vom österreichischen Staat unbehelligt Heimkehrerfürsorge beziehen und in

den Neunzigern an Kehlkopfkrebs sterben. Der «Bluthund» war auch Brunners Mann für die straffe Führung eines der ersten «Umerziehungslager» in Österreich, das Lager Doppl. Und dann war in der Zentralstelle noch Anni Röder, das blonde «Wiener Mädels».

1942 – Beruflicher Aufstieg und privates Glück

Anni Röder ist nur wenige Monate nach Alois Brunner zur Zentralstelle gekommen. Es ist ihre zweite Stelle nach dem Abschluss ihrer zweijährigen Handelsschule in Wien. «Beim Umbruch in der Ostmark, März 1938, trat ich mit 16½ Jahren als hauptamtliche Stenotypistin in die Gebietsführung der Hitlerjugend Wien, Abt. Presse und Propaganda, ein und später war ich in der Abteilung Kultur und Rundfunk tätig»⁴³, schreibt Anni Röder in ihrem Lebenslauf. Im Juli 1939 wechselt sie dann als Stenotypistin zur «Zentralstelle für jüdische Auswanderung». Sie arbeitet im selben Büro wie der Abteilungsleiter Alois Brunner. «Eher schüchtern» sei sie gewesen, erinnert sich eine Kollegin.⁴⁴ Alois Brunner ist da erst am Anfang seiner Karriere, aber schon jetzt ist klar, dass sein Vorgesetzter Adolf Eichmann mit ihm zufrieden ist und dass im «Tausendjährigen Reich» ein leidenschaftlicher Judenjäger wie Alois Brunner aufsteigen wird. Und Anni träumt vom gesellschaftlichen Aufstieg. Dieser rückt in greifbare Nähe, als «dann die Gnadensonne der Gunst Brunner I auf sie fiel», wie die Sekretariatskollegin den Beginn der Liaison zwischen der Stenotypistin aus Zimmer 10 und deren Chef Alois Brunner umschreibt. Aufgrund dieser Verbindung sei Anni Röder «sehr hochmütig» geworden und habe «auf alle herunter» gesehen.⁴⁵ Und so kommt sie zu einer insgesamt wenig schmeichelhaften Charakterisierung ihrer einstigen Kollegin. «Sie war sehr unbeliebt, tratschte gerne. Überhaupt wenig sympathisch.»⁴⁶ Auch die Beurteilung Josef Weiszls über die spätere Frau seines Vorgesetzten fällt ausgespro-

chen negativ aus. Sie habe «starke, dunkle Augenbrauen» und habe «immer den Eindruck gemacht, als wenn sie schmierig wäre»⁴⁷. Freilich, auch diese Aussage entsteht, genau wie die der Kollegin Anni Röders, erst nach dem Krieg, als Josef Weiszl nicht mehr SS-Oberscharführer, sondern Angeklagter, sein früherer Chef, Alois Brunner, auf der Flucht ist und die Nähe zu ihm nicht beruflichen Aufstieg, sondern möglicherweise ein höheres Strafmass bedeutet. Für Alois Brunner jedenfalls ist Anni Röder eine ideale Partie, eine Liebesgeschichte wie aus dem SS-Lehrbuch und mit Sicherheit karrierezutraglich. Anni unterstützt ihren künftigen Mann, teilt seine politische Haltung, denn auch sie und ihre Familie sind «überzeugte Anhänger und Verfechter der Idee».⁴⁸ Auf die Frage des «Rasse- und Siedlungshauptamtes SS»: «Hat die zukünftige Braut und ihre Familie sich für die nationalsozialistische Erhebung eingesetzt oder sind sie heute zuverlässige Verteidiger der nationalsozialistischen Weltanschauung?», antwortet ihr Leumund für die «Eheunbedenklichkeitsbescheinigung»: «Ihr natürliches und klares Wesen spricht besonders für sie. Ich halte sie daher für die Frau eines SS-Angehörigen besonders geeignet.»⁴⁹

Auch mit dem «Ariernachweis» hat sie keine Probleme. Anni ist blond, was dem verdächtig «jüdisch» aussehenden Alois Brunner besonders gut gefallen haben dürfte. Sie stammt aus Wien und ist das einzige Kind des Anstreichers Karl Röder und seiner Frau Anna, die mit 18 Jahren ihre Tochter zur Welt brachte. Die Grosseltern väterlicherseits sind bereits an «Altersschwäche» verstorben, obwohl sie gerade mal «ungefähr 60» beziehungsweise «ungefähr 70» Jahre alt waren. Mit 67 Jahren verstarb bereits der Grossvater mütterlicherseits, und als Anni 17 Jahre alt war, raffte die Grossmutter mütterlicherseits eine Erkältung dahin. Keine besonders robuste Familie also. Dennoch bescheinigt ihr der untersuchende Arzt der SS eine gute Erbgesundheit und damit die Eignung als künftige Ehefrau eines SS-Mannes.⁵⁰ Mit gut leserlicher, ein wenig kindlich anmutender Handschrift trägt Anni mit 21 Jahren

ihren Familienstammbaum auf dem SS-Erbgesundheitsbogen ein, Vorbereitung für die Eheschliessung mit dem 30-jährigen Alois Brunner.

Knapp drei Jahre kennen sich die beiden, als sie 1942 die Heirat beantragen. Ein bedeutungsvolles Jahr.

Anfang 1942 sind die Deportationen der Wiener Juden ins Ghetto Riga auf dem Höhepunkt. Auch der 14-jährige Kurt Sauerquell und seine Mutter gehen «auf Transport». Kurt überlebt und wird sein Leben der Jagd nach Alois Brunner widmen. Heute heisst Kurt Sauerquell Elliot Welles und wohnt in Brooklyn. Von seinem Balkon aus geht der Blick weit über den unten pulsierenden Verkehr, über ein Baseballfeld und eine Mischung aus Industrie- und Wohngebäu-

hen, die auf Stelzen gebaut quer durch Brooklyn führt. «Wien war so jüdisch wie Brooklyn», sagt Elliot Welles. «Unvorstellbar. Es ist, als ob in Brooklyn plötzlich keine Juden mehr wohnen würden.» Wenn Elliot Welles auf seinem Balkon steht, dann sieht er nichts, das ihn an Wien erinnern würde, und doch verliert sich sein Blick unvermutet in der Stadt, in der er als Kurt Sauerquell geboren wurde. Nie wird er den Tag vergessen, als er seine Schule verliess, auf einen Lastwagen verladen und zum Bahnhof gefahren wurde. Es war der 26. Januar 1942.

Vier Tage danach wird Alois Brunner zum SS-Hauptsturmführer befördert, und eine weitere Woche später ermordet er den Börsenmakler Sigmund Bosel. Die Geschichte dieses Mordes werden wir später hören. Selbst die Tochter Sigmund Bosels, Julie Marks, hat erst 53 Jahre nach der Tat erfahren, wie ihr Vater tatsächlich starb.



Anni Röder

Der Fall Bosel spielt in den Wiener Gerichtsakten eine besondere Rolle, denn für die Ermordung dieses Mannes, der einst zu den reichsten Männern Österreichs gehörte, gibt es sogar eine Zeugin, die ausgesagt hat, wie Brunner ihn nach langer Tortur erschoss. Doch auf die Frage, warum er ausgerechnet ihren Vater eigenhändig ermordete, hat Julie Marks bis heute keine Antwort gefunden. «Ich weiss es nicht. Er hasste die Juden einfach, nehme ich an», sagt die elegante Frau und schaut einen Moment verloren aus dem Zimmer ihres Apartments in Manhattan. Von weit unten dröhnt der Autoverkehr der 5th Avenue zu uns herauf, aber Julie Marks scheint jetzt vergessen zu haben, dass sie in New York sitzt. Ihre Gedanken legen viele tausend Kilometer zurück, überqueren den Atlantik und die österreichische Grenze. Ihre Erinnerungen sind wieder im Wien ihrer Kindheit angekommen. «Ich weiss es wirklich nicht», sagt sie dann noch einmal. «Es gab gar keine Gelegenheit, wo sie sich je getroffen haben könnten. Jeder kannte Papa, und er war Jude. Von daher war er wohl ein geeignetes Beispiel dafür, wie man mit Juden umgehen wollte.»

Alois Brunner und seine Verlobte Anni verbringen den Sommer 1942 mit eifrigen Heiratsvorbereitungen. Im Juli reicht der Bräutigam die erforderlichen Unterlagen beim «Rasse- und Siedlungshauptamt SS» ein und bittet um bevorzugte Bearbeitung seines Antrags. Als Begründung gibt er an, dass er «Ende August zum Einsatz abkommandiert» werde und «vorher die Ehe eingehen» wolle.⁵¹ Ganz so schnell kommt der neue Einsatzbefehl dann aber doch nicht. Am 11. September wird aus Anni Röder Anni Brunner. Die SS hatte, wie zu erwarten, keine Einwände gegen diese Eheschliessung. Gerade mal zwei Monate später aber steht bereits die erste Trennung an, der Karriere und natürlich der grossen Aufgabe wegen, Europa «judenrein» zu machen. Bereits im November nämlich wird ihn Adolf Eichmann in die Reichshauptstadt Berlin beordern, und wenig später wird Anni sogar die Koffer für den ersten Auslandseinsatz packen müssen. Schliesslich waren die ausser-

ordentlichen Fähigkeiten ihres Mannes nicht nur in Wien gefragt. Vermutlich war die frisch gebackene Frau Brunner stolz auf die beruflichen Erfolge ihres Gatten, der seit Januar 1941 sogar schon Leiter der Zentralstelle ist. Nach 1945 ist ihr allerdings daran gelegen, seinen Einfluss nachträglich klein zu reden. «Die Aufgabenbereiche meines Gatten waren, dass die Berliner Weisungen besorgt wurden. In Zweifelsfällen hatte er keine eigene Entscheidungsbefugnis, sondern musste eine Weisung aus Berlin einholen.»⁵²

Anni kannte die «Zweifelsfälle», sie wusste, wie entschieden wurde, und sie wusste auch, wer sie entschied, denn schon bevor sie Frau Brunner wurde, war sie auch im Büro stets in seiner Nähe. Als Alois Brunner zum Leiter der Zentralstelle aufstieg, zog auch sie um, in sein neues Vorzimmer. So dürfte sie auch den Fall Ernst Wessely mitbekommen haben. 30 Jahre war er alt und lag im Rothschildspital «mit einer galoppierenden Schwindsucht hoffnungslos danieder».⁵³ Die Mutter Ernst Wesselys und seine Schwester flüchteten, als ihre Wohnung von der SS gestürmt wurde, erinnert sich später Eugen C., «um den Sohn, dessen Leben nur mehr nach Stunden zählte, beerdigen zu können». Doch Brunner spürte sie auf, und «noch am gleichen Tag wurden Mutter und Tochter nach Polen oder irgendwohin abgeschoben. Sie baten, man möge sie noch den Sohn wenigstens zu Grabe tragen lassen.» Eine Bitte, die Brunner «barsch» abwies, ein «Zweifelsfall», den er zweifelsfrei allein entschied. Mutter und Schwester des sterbenden Ernst Wessely wurden deportiert. «Beide wussten nicht einmal, dass der Sohn während ihres Abtransports gestorben ist. Von Mutter und Tochter, braven, fleißigen Menschen, fehlt jede Spur.»⁵⁴

Auch der Fall Treumann ist ein «Zweifelsfall», bei dem Brunner keine Zweifel gelten liess. Adolf Hitler liebte Operetten, vor allem *Die lustige Witwe* des Komponisten Franz Lehár. Schon als er noch als erfolglos dilettierender Kunstmaler in Wien versuchte, sich einen Namen zu machen, zog es ihn ins Theater an der Wien. Von seinem Stehplatz aus verfolgte er mit grosser Begeisterung das Spiel auf der Bühne und

jubelte dem Danilo auf dem Weg ins Maxim zu. Der Danilo hiess im wirklichen Leben Louis Treumann und war der Operettenstar Wiens. Zur 400. Aufführung der *Lustigen Witwe* wurde eine kleine Taschenpartiturausgabe an das Publikum verteilt, allerdings nur an die teuer zahlenden Gäste auf den Sitzplätzen. Adolf Hitler aus Braunau auf dem billigen Stehplatz bekam keine. Erst viele Jahre später, als aus Adolf Hitler «der Führer» geworden war, erfüllte sich der Wunsch. Franz Lehar persönlich übergab ihm die Taschenpartitur. Auf dem Titelbild prangte Louis Treumann als Danilo. Begeistert bedankte sich Hitler beim Künstler Lehar, denn «der Führer liebt die Künstler, weil er selbst ein Künstler ist. Unter seiner gesegneten Hand ist nun über Deutschland eine Art von neuem Renaissance-Zeitalter angebrochen»⁵⁵, liess Propagandaminister Joseph Goebbels die Wiener wissen.

Für den Künstler Louis Treumann allerdings bedeutete das «neue Renaissance-Zeitalter» das Todesurteil. Während der Führer sich über die Taschenpartitur mit seinem Konterfei freute, wurde er selbst gerade nach Theresienstadt deportiert. Auf Anordnung Alois Brunners, der sich genötigt sah, sich persönlich mit dem «Einzelfall» Treumann, der eigentlich Ludwig Pollitzer hiess, zu beschäftigen. Im Juni 1942 nämlich steht ein Mann in der Prinz-Eugen-Strasse und fragt in näselndem Tonfall nach dem Leiter der Zentralstelle. «Kommt raus, der Theo Lingen steht beim Brunner vor der Tür.»⁵⁶ Wie ein Lauffeuer verbreitet sich die Nachricht. Tatsächlich ist einer der berühmtesten Schauspieler gekommen, um für seinen jüdischen Kollegen zu intervenieren. Alois Brunner empfängt Theo Lingen in seinem Büro, und wie immer hat er keine Geheimnisse vor seiner Sekretärin und künftigen Gattin. Die Tür zwischen seinem Arbeitszimmer und ihrem Büro ist ausgehängt, so kann Anni «von ihrem Platz aus ... fast alles sehen, sicher aber alles hören, was in Brunners Zimmer» vorgeht.⁵⁷ Vermutlich verfolgt sie genau, wie Lingen darum bittet, den schwer kranken Louis Treumann aus dem Sammellager zu entlassen und ihn vor allem nicht «nach Osten» zu deportie-

ren. Dem beliebten Schauspieler will Brunner keine Bitte abschlagen. Sofort lässt er also den Künstler Louis Treumann nach Hause schicken. Zufrieden über seinen Erfolg dürfte Lingen das Gebäude in der Prinz-Eugen-Strasse verlassen haben. Es ist nicht bekannt, was er anschließend machte, ob er vielleicht auf die Freilassung Treumanns ein Glaserl trank, Freunde anrief und den glücklichen Ausgang vermeldete. Bekannt ist hingegen, was Brunner direkt nach dem Weggang Theo Lingen unternahm. Er gab den Befehl, Treumann unverzüglich wieder festzunehmen. Noch in derselben Nacht wurde der Jude Ludwig Poltizer erneut ins Sammellager gebracht. Brunner hatte keine Zeit vertan. Die vorgesehene «Judenanzahl» des Transports wurde eingehalten. Louis Treumann wurde genau wie geplant nach Theresienstadt deportiert. Begeistert wird Anni Röder miterlebt haben, wie ihr künftiger Mann Theo Lingen an der Nase herumführte, wie er dem prominenten Gast freundlich entgegenkam, um dann umso entschlossener dafür zu sorgen, dass Treumann keine Chance zur Flucht hatte. Dass sie selbst möglicherweise zugunsten des beliebten Sängers intervenierte, ist dagegen nicht anzunehmen. Nirgendwo findet sich auch nur eine Andeutung, die vermuten liesse, dass die spätere Frau Brunner den Judenhass ihres Mannes nicht geteilt hätte. Im Gegenteil erinnert sich ihre damalige Kollegin nicht nur daran, dass Anni alles mithörte und fast alles sah, was Alois Brunner anordnete, sondern sie «arbeitete auch bei den Judentransporten mit». Vielleicht hat sie ihren Verlobten sogar in jener Nacht zum Aspangbahnhof begleitet, um selbst mitzuerleben, wie der Danilo mit dem gelben Stern, der schwer kranke Louis Treumann, in den Viehwaggon nach Theresienstadt steigen musste. Als Theo Lingen vom Schicksal seines Kollegen erfährt, macht er sich abermals auf den Weg in die Zentralstelle. «Da hat ihm der Brunner gesagt, dass das ein Irrtum sein muss, und hat den Lingen nach Hause geschickt. So ist der Louis Treumann, ein renommierter Schauspieler, auch nach Theresienstadt gekommen»⁵⁸, erinnert sich nach dem Krieg Emil Gottesmann von der Kultusgemeinde Wien daran, wie Alois Brunner diesen promi-

nenten «Einzelfall» behandelte. Louis Treumann überlebte die Entscheidung Brunners nur ein dreivierteil Jahr. Am 5. März 1943 starb er in Theresienstadt. Dass die Intervention zugunsten seines jüdischen Kollegen wenigstens für ihn selbst keine negativen Folgen hatte, wenn sie schon Treumann nicht hatte retten können, verdankte Theo Lingen ausschliesslich seiner grossen Prominenz, wie Anton Brunner nach dem Krieg gestand. «Manchmal kam es vor, dass Arier für Juden intervenierten», gibt Brunner II am 3. Oktober 1945 zu Protokoll.⁵⁹ In diesem Fall ging Brunner I mit grösster Schärfe gegen diese Leute vor. «Es wurden sofort Protokolle und genaue Niederschriften aufgenommen, Meldungen an die jeweils zuständige Behörde gemacht... Mit allen Mitteln suchte Brunner die Vorwitzigen, die sich für einen Juden einsetzten, einzuschüchtern und zu schädigen.»

Bei aller Leidenschaft für die «grosse Aufgabe», bei allem Fanatismus für «die Sache» sah Alois Brunner jedoch kein Problem darin, sich persönlich bei seiner «Mission» zu bereichern. Auch darin wusste er sich mit seiner Verlobten einig, die im Sommer 1941 extra nach Prag fährt, um günstig «Judengut» einzukaufen zur repräsentativen Einrichtung ihres künftigen Wohnhauses. Doch nicht nur in Prag, auch in Wien gibt es nun lauter «Schnäppchen», die Hinterlassenschaft derer, die ihr Hab und Gut, wenn sie Glück haben, unter ihren «arischen» Nachbarn verschleudern dürfen, um wenigstens ihr Leben zu retten, oder derer, die erst ausgeplündert und dann ermordet werden.

Heftig wird um die «Judenbeute» konkurriert. Die Angehörigen der Zentralstelle haben dabei die beste Ausgangsposition. Sie schaffen wertvolle Gegenstände und Vermögen der Deportierten beiseite, bevor sie ihre Kollegen in der Abteilung II B 4 J der Gestapo Wien vorschriftsmässig informieren. Diese finden meist nur noch leere Wohnungen vor.⁶⁰

Um diesem Wildwuchs ein Ende zu machen und dem Reich möglichst viel Raubgut zu sichern, müssen Juden seit dem 27. April 1938

eine Vermögens- und Inventaraufstellung machen. Auch Robert «Israel» Jonas und seine Ehefrau Marianne «Sara» melden bei der Vugesta, der «Verwaltungsstelle für Umzugsgüter jüdischer Emigranten», ihr Hab und Gut, denn sie sind nach «§5 der Ersten Verordnung zum Reichsbürgergesetz vom 14. November 1935, Reichsgesetzbl. I S. 1333» Juden deutscher Staatsangehörigkeit. Daher, so können sie es auf dem Formblatt 29356 der Vugesta nachlesen, «habe ich in dem nachstehenden Vermögensverzeichnis mein gesamtes inländisches und ausländisches Vermögen angegeben und bewertet». Das Wort «gesamtes» ist fett gedruckt, vermutlich damit sich hinterher niemand darauf hinausreden kann, etwas übersehen oder gar vergessen zu haben. Zwar ist Robert Jonas nur «der Rasse nach» Jude und gehört der evangelischen Religionsgemeinschaft an, doch das nutzt ihm nichts. Und so führt das Ehepaar Jonas vorschriftsmässig seinen Grundbesitz auf. Im 18. Bezirk in der Gustav-Tschermak-Gasse 14 gehört ihnen ein Zweifamilienhaus, dessen Wert sie mit «36'670,- Reichsmark» beziffern.⁶¹ Ein schönes Haus in einer schönen Gegend. Eine ruhige Strasse, in der die Villen so gebaut sind, dass der dazugehörige Garten ausreichend Schutz vor störenden Blicken der Nachbarn bietet. Viele schöne Häuser stehen hier, aber das Haus Nr. 14 ist besonders schön. Ein Eckhaus mit romantischen Erkern und einem grossen Wintergarten. Vielleicht war es aber auch die vertraut klingende Hausnummer, die Alois Brunners Interesse an diesem Haus geweckt hat. Nr. 14, das mag ihn an sein Elternhaus in Rohrbrunn erinnern haben. Vielleicht war es aber auch Anni, die sich nach genauer Durchsicht der infrage kommenden «Judenobjekte» für die schöne Villa in der Gustav-Tschermak-Gasse entschied. Jedenfalls hatten die frisch Verlobten trotz der eigentlich vorhandenen Wohnungsnot in diesen Tagen reichlich Auswahl. «Die sahen doch, die Wohnungen wurden leer, die Möbel wurden rausgeholt, und dann», erinnert sich Elliot Welles in Brooklyn an die Zeit, als er noch Kurt Sauerquell hiess,

14 Jahre alt war und mit seiner Mutter aus der Wohnung geworfen wurde, «dann haben die besten Nazis die besten Wohnungen bekommen.» Und wer wollte bezweifeln, dass Alois und seine Anni besonders gute, wenn nicht die besten Nazis waren.



Villa der Familie Jonas in der Gustav-Tschermak-Gasse

Am 9. November 1940, also auf den Tag genau zwei Jahre nachdem im Deutschen Reich die Synagogen brannten, Geschäfte geplündert, Menschen deportiert und ermordet wurden und Juden zur Gaudi der «ari-schen» Nachbarn und Schaulustigen tags darauf mit der Zahnbürste die Gehsteige säubern mussten, am 9. November also, wird Alois Brunner zum Obersturmführer und zwei Monate später zum Leiter der «Zentral-stelle für jüdische Auswanderung» befördert. Wenig später, am 28. Januar 1941, lässt Alois Brunner die Villa der Familie Jonas in der Gus-

tav-Tschermak-Gasse beschlagnahmen und «zugunsten des Deutschen Reiches arisieren». Wenig später ziehen er und Anni dort ein. Familie Jonas lebt zu diesem Zeitpunkt bereits in der Schweiz. Sie haben nicht ihr Vermögen, aber zumindest ihr Leben durch frühzeitige Flucht retten können. Bereits 1939 verlassen sie Wien. Doch Alois Brunner löst nicht nur die eigenen Wohnungsprobleme auf diese Weise. Er engagiert sich gern und mit Nachdruck auch für andere.

Emil B. glaubt sich sicher. Immerhin steht er als Witwer nach einer «privilegierten Mischehe» mit zwei nicht jüdischen Kindern nach dem Gesetz unter Mieterschutz. Zwar weiss er, dass ein gewisser Herr Josef C. und seine Frau Erna seine Wohnung haben wollen und sich deshalb an die entsprechenden Stellen gewandt haben. Aber das Recht ist auf seiner Seite, und er trägt es schwarz auf weiss in seiner Jackentasche mit sich. So wird er der Vorladung Alois Brunners wohl ohne allzu grosse Besorgnis gefolgt sein. Und wieder wird Anni Zeugin geworden sein, wie ihr Alois sich den Ruf erwarb, Herr über Leben und Tod zu sein. Zehn Tage habe er, um seine Wohnung zu räumen, teilt Brunner Emil B. mit. Doch der kann eine schriftliche Entscheidung des Reichsministers des Innern aus Berlin vorlegen, in der dieser «Herrn Emil Israel B.» erklärt, «dass Sie in Ihrer derzeitigen Wohnung verbleiben können. Ich sehe hiernach die Angelegenheit als erledigt an.»⁶² Doch erledigt ist die Angelegenheit damit noch lange nicht. Berlin ist weit, Papier geduldig und Brunner nah und ungeduldig. «Die Entscheidung geht mich nichts an. Wenn Sie sich unterstehen, irgendeine Behörde um Intervention anzurufen oder gar noch zum Wohnungsamte gehen, so bringe ich Sie sofort ins KZ aufgrund dieser Unterredung mit Ihnen», erinnert Emil B. sich im Dezember 1945 an seine Begegnung mit Alois Brunner.⁶³ «Als ich mich zum Gehen wandte, schrie er mir noch nach: „Sie, haben Sie mich verstanden?“» Emil B. hatte verstanden. Er wusste, dass Recht und Gesetz in einem verbrecherischen Regime sehr relative Begriffe sind, dass Recht haben und Recht bekommen nicht zusammengehören und dass am Ende alles eine Frage der Macht ist. Beim

Lesen der Aussage Emil B.s erinnern wir uns an unser Gespräch mit Willi Stern. Wie hatte er noch mal gesagt? «Wenn zu mir einer gekommen wäre in SS-Uniform und hätte gesagt: ‚Sie haben einen schönen Schiller da.‘ Dann hätte ich gesagt: ‚Wollen Sie den Goethe auch noch haben?‘» Alois Brunner trug die SS-Uniform eines Obersturmführers. Emil B. räumte die Wohnung. Der «arische» Volksgenosse Josef C. und seine Gattin Erna zogen dort ein. Nach dem Krieg erstattet Emil B. Strafanzeige, aber das Ehepaar C. blieb in der Wohnung am Kühnplatz.

Auch Oskar L. wähnt sich in Sicherheit. Als er Anfang September 1942 in der Zentralstelle erfährt, dass er demnächst deportiert werden soll, zeigt er ein Schreiben der Reichskanzlei aus Berlin vor. Darin wird dem kriegsblinden Mann zugesichert, dass er als Träger der goldenen und silbernen Tapferkeitsmedaille «begünstigt zu behandeln sei und in Wien verbleiben dürfe». ⁶⁴ Als er Brunner diesen Brief zeigen will, brüllt der ihn zunächst an, er solle gefälligst Abstand halten, «denn die Juden stinken alle». Dann zerreisst Brunner das Schreiben und teilt Oskar L. mit, er werde deportiert. Und wehe, er beschwere sich, dann würde er ihn «über den Haufen schiessen». So wird auch Oskar L. deportiert, nach Theresienstadt und nur durch Zufall nicht nach Auschwitz.

Für den Professor der Wiener Philharmoniker an der Staatsoper Wien, Arthur Schurig, war der Kampf in dem Moment verloren, in dem klar war, wer sich für seine Wohnung interessierte: Brunners «Bluthund» Josef Weiszl. Zwar war Schurig «Arier», aber er war mit einer Jüdin verheiratet, wie Weiszl erfuhr, als er Bekannte besuchte, die im selben Haus wie Schurig wohnten. Während sich Arthur Schurig und seine Frau Paula in Altaussee aufhielten, einem wunderschönen Bergort, von dem später noch die Rede sein wird, erhielt sie eine Vorladung «wegen einer Wohnungsangelegenheit». ⁶⁵ «Brunner und Weiszl waren beide anwesend» erinnert sie sich 1946. «Brunner I wollte ein Protokoll aufnehmen ..., als ihm Weiszl etwas ins Ohr flüsterte, worauf ich mit den größten Schimpfwörtern wie ‚Saujüdin‘ abeführt wurde.» Als Ar-

thur Schurig in Wien eintrifft, erfährt er, dass seine Frau Paula in das Sammellager Sperlgasse gebracht worden ist. Sofort eilt er zurück und sucht Alois Brunner auf. «Mir wurde von Brunner I mitgeteilt, dass ich meine Wohnung zu räumen habe, und zwar in einer ganz kurzen Zeit von 2-3 Wochen. Begründet hat Brunner I diese Anordnung, dass sich meine Frau als Jüdin herausfordernd und renitent benehme ... Als ich mich dagegen zur Wehr setzte und diese Anschuldigungen meiner Frau gegenüber als Lüge hinstellte, wurde mir mit der Verhaftung gedroht.»⁶⁶ Ganz so schnell will Schurig nicht aufgeben, aber auch er begreift schliesslich, dass das System Brunner über dem Gesetz steht. «Nach Rücksprache mit einem gewissen Dr. Fried, der die Übersiedlung der ausgehobenen Juden über hatte und der mir den Rat gab, auf den Vorschlag Brunner I einzugehen, ansonsten meine Frau mit dem nächsten Transport Weggehen werde, willigte ich ein und gab meine Wohnung auf.» Paula Schurig wird aus dem Sammellager Sperlgasse «enthaftet». Josef Weiszl zieht in ihre Wohnung ein. Zufrieden wird Alois Brunner den Ausgang der «Sache Schurig» zur Kenntnis genommen haben. Schliesslich genoss Josef Weiszl seine besondere Wertschätzung, weshalb er ihm bereits eine verantwortungsvolle Aufgabe anvertraut hatte, die Leitung des «Umerziehungslagers» Doppl im Mühlthal.

Sommerfrische und Judenlager

Bereits zum dritten Mal fahren wir die kleine Landstrasse entlang, vorbei an den etwa zwölf Häusern, die die Strasse säumen. Gehöfte und zwei, drei Einfamilienhäuser. Kein Gasthaus, nicht einmal eine Kirche. Immerhin dann doch ein Ortsschild. Schwarz auf weiss am Eingang und wieder rot durchgestrichen am Ortsende: Das war's schon. Also umkehren, noch einmal langsam an den zwölf Häusern vorbeifahren. Welches mag wohl die Behausung für die Wiener Juden gewesen sein, die

hier Kartons falten und in der Landwirtschaft arbeiten mussten? Die Häuser geben keine Erinnerungen preis, die Bewohner der Nachbardörfer, die wir gefragt haben, auch nicht. Nicht einmal in der KZ-Gedenkstätte Mauthausen hatte man uns weiterhelfen können. Doppl taucht auch nicht im Verzeichnis aller NS-Lager in Österreich auf, das im Museumsshop ausliegt. Doppl kennt keiner. «Was soll denn da sein?» – «Früher war da ein Lager mit jüdischen Häftlingen.» Nein, jetzt weiss erst recht niemand, wo Doppl liegen könnte. Wir schellen auf gut Glück an der Eingangstür eines Gehöfts, aber es scheint niemand da zu sein. Doppl ist wie ausgestorben. Wir beschliessen, es gegen Abend, wenn die Menschen vom Feld zurück sind, noch einmal zu versuchen, und fahren weiter nach Lembach.

Lembach liegt etwa vier Kilometer entfernt. Ein hübscher Fussweg, die kleine Mühl entlang, jetzt im Frühling vorbei an blühenden Wiesen, an Schmetterlingen im Liebesrausch und ersten Mücken. Intakte Natur. Das Mühlviertel liegt abgelegen von den grossen Touristenströmen. Unten, tief im Tal, fliesst die Donau an dieser Stelle zwischen Passau und Linz in einem engen Bett und deshalb ziemlich schnell. Hier oben hat der Besucher einen weiten Blick über sanfte Hügel, dichte Wälder und leuchtende Rapsfelder. «Wer hier war, kommt immer wieder», sagen die Leute. Und tatsächlich sind viele der Gäste Stammgäste, die das Mühlviertel auch wegen der kleinen Pensionen mit privater Atmosphäre und den schlichten, sauberen Hotels mit günstigen Preisen schätzen. Als Souvenir nehmen sie heimisches Kürbiskernöl mit, eine Spezialität dieser Gegend. Vor allem Familien aus Ostdeutschland machen hier Urlaub. Gäste, die keine Schwierigkeiten mit den frühen Essenszeiten in dieser Gegend haben. Im Mühlviertel schliesst die Küche um 20 Uhr. Danach gibt es auch im Wirtshaus Wöss in Lembach nur noch kalte Küche. Wurstplatte mit Hausmacherwurst. Hier wird noch selbst geschlachtet und nebenan in der Fleischhauerei Wöss oder in der Wirtsstube verkauft. Als wir das Gasthaus das erste Mal betreten, dröhnt uns

von draussen Stimmengewirr und Gelächter entgegen, das schlagartig verstummt, als wir, die Fremden, die Tür öffnen. Einen Moment lang wirkt die Szenerie wie erstarrt. Die Männer an dem langen Holztisch, auf dem ein Metallschild mit der Aufschrift «Stammtisch» hin und her schaukelt, haben die Köpfe gewendet und mustern uns. Nicht direkt feindselig, aber auch nicht einladend. Eher verwundert. Das Wirtshaus Wöss erhält nicht oft fremden Besuch. Die Gäste, die hierherkommen, kennen sich. Man bleibt unter sich. Und man kommt regelmässig. Solche Gäste nennt der Wirt «gute Gäste.» Aber die Zeit, als die guten Gäste auch prominente Gäste waren, die ist lange vorbei. Dieser Zeit widmet die Heimatchronik nur einen Satz. Zehn Zeilen dagegen für die «Franzosenzeit» zwischen 1805 und 1809. Wir erfahren, dass damals in der Schneiderwerkstätte des Herrn Stadler aus Haus Nr. 35 die ganze Nacht hindurch Armeeuniformen für die Franzosen genäht werden mussten, während sich die Mannschaft «dem Schläfe hingeben durfte». Dann macht der Chronist einen grossen Sprung. «Leinbach erlebte aus unmittelbarer Nähe das dramatische Ende des Zweiten Weltkrieges 1939-1945.»⁶⁷ Wie aber sah es vor dem Ende aus? Der Bürgermeister empfiehlt in seinem Vorwort die Heimatgeschichte als «liebenswertes Hausbuch, in dem man gerne blättert und liest, während die Gedanken eigenen Erinnerungen an längst vergangene Tage nachhängen».⁶⁸

Die Männer am Stammtisch haben ihr Gespräch wieder aufgenommen, aber die rechte Stimmung will nach unserer Störung nicht mehr aufkommen. Unser Bier ist gerade serviert, die bestellte Wurstplatte noch in der Küche, da leert sich der Tisch gegenüber schlagartig. Einer nach dem anderen verlässt das Gasthaus. Wir sind allein. Unser Blick fällt auf den schönen grünen Kachelofen und dann auf die Ehrenurkunde der Gastwirtin und Fleischhauersgattin Stephanie Wöss. Während ihr Sohn nun die Hausmacherwurst bringt, fragen wir uns, ob wir ihn wohl auf die «guten Gäste» der Mutter ansprechen dürfen. Als wir es später dann tun, stellen wir fest, wie unbegründet unsere Zweifel wa-

ren. Bereitwillig gibt uns der Mann Auskunft. Ja, Eichmann war häufig da und der Brunner auch. Das hat die Mutter erzählt, und dass das «gute Gäste waren». Viel weiss er nicht mehr, auch wenn die Mutter gern über früher erzählt hat. Über Eichmann weiss er nur noch, dass «er eine grosse Persönlichkeit war. Er ist dann geflüchtet, nach Argentinien.» Über den Grund der Flucht sagt er nichts. Aber so wie er es sagt, klingt doch ein wenig Stolz durch, dass dieses Gasthaus einmal der Treffpunkt bedeutender «Persönlichkeiten» war. Damals, als das Gasthaus nicht nur eine Wirtsstube, sondern auch eine geschätzte Pension war. Heute wohnen in den Fremdenzimmern im ersten Stock Saisonarbeiter aus Polen. Kein Vergleich zu der Zeit, die die Dorfchronik ausspart. Und dann zeigt er uns noch Fotos aus dieser Zeit von seiner Mutter, einer stattlichen Frau in Festtagstracht, und vom hakenkreuzgeschmückten Lembach, das übrigens um 1230 das erste Mal genannt wird. Gut 700 Jahre später wird der katholisch-widerborstige Bürgermeister, der Postoberverwalter Franz Oberhumer, gegen einen begeisterten Hitleranhänger ausgetauscht. Das empört nicht einmal die Tochter des aufrechten Postlers. «Das war eine Angelegenheit von Stunden. Er hat das zurückgegeben und das hat man auch ganz selbstverständlich gefunden», sagt sie, wenn sie an den Tag zurückdenkt, als der Vater 1938 abgesetzt wurde, und meint damit wohl, dass die Welt nun mal ist, wie sie ist. Der Vater hat mit niemandem darüber gesprochen, auch mit ihr nicht. «Das war eh klar.» Wer nicht dazugehört, wird ausgestossen. Das erscheint ihr so unverrückbar naturgesetzlich, dass sie sich an keine besonderen Vorkommnisse mehr erinnern kann. Auch nicht an die Aufmärsche und die Hakenkreuze, die überall in Lembach wehten. Auch nicht an die prominenten Gäste im Gasthaus Wöss. Und an das vier Kilometer entfernt gelegene Lager Doppl? «Ich habe gewusst, dass da unten so ein kleines Judenlager ist. Was sich da unten abspielt und ob sich da was abspielt, das haben wir überhaupt nicht gewusst. Und von Eichmann auch nichts.» Ob sie nicht nachgefragt habe, neugierig gewesen sei, wer

diese fremden Männer denn seien und was sie im Mühlviertel zu suchen hatten? Da lacht Frau Köberlin wie über einen guten Witz. «Nein», sagt sie und schüttelt amüsiert den Kopf über unsere absurde Frage, die sie gleich vierfach verneint: «Das hat mich nicht interessiert. So neugierig war ich nicht. Da sind meine Kenntnisse sehr beschränkt. Ich habe da auch nichts gefragt.» Und damit wir sie jetzt nicht für eine Ausnahme halten, ergänzt sie: «Das ging den anderen auch so. Es war halt so ein Lager. Ich habe nur gewusst, dass sie da waren.» *Sie*, das sind die Juden, schon klar, aber selbst heute spricht sie das Wort nicht aus. Und dann scheinen ihre Gedanken für einen kurzen Moment abzuschweifen ins 30 Kilometer weiter gelegene Freistadt. Da ging sie damals zur Arbeit. Freistadt liegt in der Nähe des KZ Mauthausen. «Ja, da habe ich schon etwas gewusst. Aber an sich ist das sehr geheim gehalten worden. Weiss auch nicht warum. Ich habe in der Familie darüber gesprochen, ausserhalb nicht. Es war besser, wenn man nicht so viel politisierte.» – «Hätte das auch gefährlich werden können?» – «Vielleicht, aber ich habe eh nichts erzählt.» Als dann die Amerikaner da sind und in der offiziellen Sprachregelung aus dem «Anschluss» ein «Überfall» geworden ist, wird der Vater wieder als Bürgermeister eingesetzt. Auch das war «eh klar». Dafür wurden nun die Nazis in Glasenbach interniert. Aus der einstigen Wehrmachtskaserne hatten die Amerikaner ein Lager des CIC⁶⁹ für NS-Kriegsverbrecher gemacht. Dort sass auch der Schuldirektor Leopold A. Wenn Frau Köberlin heute an dessen Schicksal denkt, dann verliert sie schlagartig die Gelassenheit über den natürlichen Lauf der Welt, an dem sich doch ansonsten eh nichts ändern lässt. «Gut, der war national eingestellt, aber der hat niemandem was getan. Das war eine Gemeinheit», empört sie sich so heftig, dass kein Zweifel aufkommt, welches Schicksal ihr ungerechter erscheint, das der Juden im Lager Doppl oder das des Lembacher Schulleiters. Dessen Inhaftierung währte übrigens nur kurz. Dann wurde er wieder Schulleiter. Das Gebet, das das Schulhaus seit der Einweihung 1906 schmückt, scheint erhört



Das ehemalige Lager Doppl

worden zu sein: «Suche heim, wir bitten, Oh Herr dieses Haus, treib weit von ihm alle Nachstellungen des Feindes; deine heiligen Engel mögen darin wohnen und alle Bewohner desselben, Lehrer und Schüler, in Frieden beschützen und dein Segen sei über ihnen allzeit, Amen.»

Auch die prominenten Gäste der Wirtin Wöss in Lembach waren sicher vor den «Nachstellungen des Feindes». Selbst als aus der Reichsprominenz flüchtige Kriegsverbrecher geworden sind. Die Atmosphäre war hier im Mühlviertel besonders herzlich. Eichmann «sah diesen Bezirk als sein richtiges Vaterland an».⁷⁰ Schon in seiner Jungesellenzeit zieht es ihn immer wieder hierher vor allem nach Doppl. Durch Doppl fließt die kleine Mühl und treibt ein Wasserrad an. Das Wasserrad gehört zur Papierfabrik. Ein kleines Unternehmen, dessen Besitzerin die Geliebte von Adolf Eichmann ist. Und weil er ein grosszügiger Galan ist, kauft er seiner Freundin einen kleinen Bauernhof.

«Eichmann kaufte diesen kleinen Bauernhof mit Geldern von der Wiener Zentralstelle. Er wollte damit seiner Freundin eine Freude machen und er errichtete dort ein kleines Arbeitslager für Juden.»⁷¹ Die Wiener Juden arbeiten also gewissermassen auf ihrem eigenen Bauernhof, war es doch das Geld ihrer Gemeinde, mit dem das grosszügige Geschenk an «Mitzi» finanziert wurde. «Sie heisst Mösenbacher. Sie stand in schlechtem Ruf bei den Bauern»⁷², erinnert sich Josef Weiszl an die Frau, die dafür sorgen sollte, dass zahlreiche Juden aus Wien einen kleinen Ort in Niederösterreich, den heute niemand mehr kennt, in unauslöschlicher Erinnerung behalten werden. Was es mit diesem kleinen Arbeitslager auf sich hatte, wie Menschen dort lebten und starben, wie sie in der Papierfabrik und auf dem Bauernhof geschunden wurden, das lässt sich heute nur noch aus den wenigen Akten erahnen. Die Erinnerungen der Dorfbewohner helfen nicht weiter, obwohl die fremden Männer aus Wien nicht nur für die Freundin Adolf Eichmanns schufteten mussten, sondern auch für die Bauern der Umgebung. Wir fahren noch einmal nach Doppl, schellen erneut an dem einladenden Gehöft, und tatsächlich öffnet diesmal eine freundliche junge Frau, die uns empfiehlt, fünf Häuser weiter zu ihrer Nachbarin Friederike Schürz zu gehen. Die alte Frau Schürz im letzten Haus am Ortseingang würde manchmal so komische Geschichten von früher erzählen. Wenn jemand etwas wüsste, dann sicher sie.

Friederike Schürz öffnet bereitwillig die Tür und bittet uns in ihre kleine Wohnküche. Ein gusseiserner Herd zur Linken, dahinter eine Eckbank mit Küchentisch und darüber ein Herrgottswinkel. Gegenüber an der Wand ein Marienbild, das mit Plastikblumen geschmückt ist und mit einer goldenen 65, Erinnerung an den Geburtstag im vergangenen Jahr. Frau Schürz lebt allein, und sie lebt in dem Haus, «in dem die Juden gehaust haben», wie sie uns erzählt. Damals ist sie noch zur Schule gegangen und «die Juden haben in der Fabrik gearbeitet, Kartons gefaltet für Schokolade». Angst hatte das Mädchen Friederike nicht vor den fremden Männern, «aber interessiert hat man sich auch nicht.» – «Und

mit ihnen geredet?» – «Nein, weniger. Man ist wenig zusammengekommen mit denen.» Namen kennt sie nicht und weiss auch nichts über die Herkunft der Männer, die 1940 plötzlich mit Lastwagen in ihr Dorf kamen, und sie weiss auch nicht, warum sie kamen. «Die sind hergekommen, strafweise vielleicht, stelle ich mir vor», sagt Frau Schürz, und dass sie ihr Leid getan haben, denn «die haben die Arbeit ja nicht so gekennt wie wir. Und dann haben sie Schläge gekriegt.» Frau Schürz ist eine schlichte Frau, der man ansieht, dass ihr das Leben nie die Chance geboten hat, die grosse Welt kennen zu lernen, aus der diese Fremden eines Tages plötzlich ausgerechnet nach Doppl kamen. Eine Welt mit schicken Uniformen und schneidigen Kerlen. Ob sie sich nicht vielleicht doch noch an Namen erinnern könne, hatten wir gefragt, und plötzlich hellte sich das Gesicht auf, verjüngte sich. «Da war SS in der Fabrik. Der Eichbaum oder so.» – «Eichmann?» – «Ja, genau. Und der *Weissl* und der Kindermann, die waren in der Fabrik und die haben die Verwaltung gehabt über die.» Sie lacht. «Ja, der *Weissl*.» So wie sie es sagt, klingt der Name ganz weich, und das liegt nicht nur am heimischen Dialekt. Wir erinnern uns an das Foto eines gut aussehenden Mannes in SS-Uniform mit energischem Kinn. Friederike Schürz hat viel vergessen, aber an Josef Weiszl erinnert sie sich. Und auch die wenigen, die in Doppl gelitten und die weitere Verfolgung überlebt haben, erinnern sich trotz der noch folgenden Schreckensstationen bei ihrer Aussage nach dem Krieg noch genau an den Mann, den sie nur den «Bluthund» nannten. Sie erinnern sich an die grüne Uniform mit schwarzen Spiegeln und an die Hundepeitsche, die er eigens aus Wien mitgebracht hatte und stets bei sich führte. Er habe sie, gibt Walter N. 1946 zu Protokoll, «bei einem Appell mit dem Bemerken vorgewiesen, ‚das habe ich euch aus Wien mitgebracht‘. Gleich darauf schlug er mit dieser Peitsche einen jungen Burschen blutig.»⁷³ Die Peitsche war sein Markenzeichen, das keiner vergessen konnte. «Weiszl trieb uns niemals anders als mit der Hundepeitsche zur Arbeit an, ja selbst die Fieberkran-

ken wurden von ihm mit der Peitsche aus den Betten geholt. Einen älteren Juden schlug er mit einem Krampen so auf den Nacken, dass er ihm die Schlagader verletzte. Der Verletzte durfte von seinen Kameraden nicht verbunden werden», erinnert sich ein Zeuge, und ein anderer sagt aus: «Er war als der grösste Schläger und Sadist bekannt und hat dies auch bei jeder Gelegenheit bewiesen.» Ein dritter Zeuge gibt zu Protokoll: «Einmal sagte Weiszl zu älteren und schwächeren Lagerinsassen, die nicht mehr recht arbeiten konnten, bei einem Appell: ‚Wenn ihr bei mir nicht arbeiten wollt, werde ich euch jetzt nach Wien schicken, dann geht ihr mit dem Polentransport weg, dann werdet ihr schon arbeiten lernen.‘ Tatsächlich ging auch ein Transport weg.»⁷⁴ Die Zeugen erinnern sich daran, dass er ihre Pakete plünderte, sie bis zum Umfallen im Akkord arbeiten liess, nur um eine Wette zu gewinnen, und bei eisigen Temperaturen einen schwer kranken Häftling zum Waschen in der kleinen Mühl zwang. Und sie erinnern sich an die häufigen Besuche Alois Brunners, mit dem er offensichtlich «sehr gut war. Bei solchen Gelegenheiten hatte er immer besonders gewütet.»⁷⁵ Brunner fuhr gern zu Besuch nach Doppl, manchmal begleitete ihn seine Verlobte Anni. Er übernachtete dann in Lembach im Wirtshaus Wöss, herzlich begrüsst von der Wirtin Stephanie. Gesellige Abende bei Hausmacherwurst, an denen zuweilen auch Adolf Eichmann mit «Mitzi teilnahm».⁷⁶ Von all dem wusste die Schülerin Friederike Schürz nichts, auch nicht, was später mit den Menschen geschah. «Die Juden sind dann irgendwann weggekommen, und dann hat man auch nichts mehr gehört.» Als wir schon im Gehen sind, stellt uns Frau Schürz eine Frage, die sich wohl während unseres Gesprächs langsam in ihr geformt hat: «Ich möchte auch wissen, wer das überhaupt ist, ein Jud. Wieso sie auf die so ... gewesen sind. Was die angestellt haben. Die sind doch genauso wie wir, stelle ich mir vor. Ich weiss es nicht.»

Ende 1942 wird das «kleine Judenlager» geschlossen. Das Gasthaus Wöss gibt es noch heute, aber all die wahren Geschichten über die «guten Gäste» hat die Wirtin Stephanie mit ins Grab genommen. Nur dass

Alois Brunner mit seiner Frau Anni dann später noch mal da war, hat sie ihrem Sohn erzählt. Später als das «Tausendjährige Reich» zerbrochen, Anni schwanger und ihr Mann auf der Flucht war. Schwere Zeiten, in denen die «guten Gäste» plötzlich nicht mehr überall gern gesehene Gäste waren. Doch im November 1942 scheint die Welt noch Eichmann und seinen Männern zu gehören. Noch wird Brunner nicht gejagt, sondern jagt – Juden. Das «Umerziehungslager Doppl» wird geschlossen, weil die Juden fortan zunächst in die Sammellager Wiens und dann weiter nach Osten in die Todeslager verschleppt werden.

Sperlgasse: Aus der Schule in den Tod

«Sammellager Sperlgasse», das klingt so harmlos, wie das Gebäude aussieht. Ein hell verputzter neoklassizistischer, kasernenartiger Bau. Der Putz blättert ab, ebenso der braune Lack der Fensterrahmen. «Volks- und Hauptschule der Stadt Wien» ist in grossen Buchstaben auf die Hauswand montiert. Die Schule wird gerade renoviert, als wir sie besuchen. Aber es ist nicht allein der Bauzaun, der die Gedenktafel in der Nähe des Eingangs so unauffällig macht. «Zum Gedenken an die 40'000 jüdischen Mitbürger, die in der Zeit vom Oktober 1941 bis März 1943 in diesem Teil der Schule in Gestapo-Haft waren und von hier in Vernichtungslager deportiert wurden. Niemals vergessen» steht darauf. Die kleine Gedenktafel hängt ungefähr so lange, wie Frau Dr. Swatosch Direktorin der Schule ist. 1983 kam sie, eine freundliche, stattliche Frau mit hennagefärbten Haaren, die erkennbar guten Willens ist, die Vorgeschichte dieses Hauses nicht zu vergessen, aber wenig darüber weiss. Nur, dass das eben «früher» die Schule «für die Kinder aus dem 2. Bezirk» war. Das ist zwar auch heute noch so, aber früher heisst, als im 2. Bezirk noch viele Juden wohnten. «Heute kommen noch Leute vorbei, um sich die Schule anzuschauen, an der sie als Kind waren», sagt Frau

Swatosch so freundlich und unbefangen, als seien nur nette Schulstreiche als Erinnerungen an dieses Haus denkbar. Täglich gehen Lehrer und Schüler an der Gedenktafel vorbei, wenn sie in ihre Schule gehen. Wer will, kann lesen, dass von hier aus die Wiener Juden auf die verschiedenen KZs verteilt wurden. Aber es wollen nur wenige. «Die Schüler heute wissen nicht gut Bescheid», sagt sie entschuldigend und ganz so, als ob sie nichts damit zu tun habe, dass sie nicht mehr wissen. «Erzählen Sie denn nichts?», fragen wir nach. «Nein, ich überhaupt nicht und die Lehrer nur auf Anfrage, kann ich mir vorstellen.» – «Lehrstoff ist das nicht?» – «Nein, in dem Sinne nicht.» Zur Erklärung erfahren wir noch, dass die meisten Lehrerinnen doch sehr jung seien und die Zeit eben nicht miterlebt hätten. «Die kennen das selbst ja nur aus Büchern und können nicht viel erzählen.» Das gilt zwar auch für den Nationalfeiertag anlässlich des Staatsvertrages 1955, der aber ist Lehrstoff. «In diesem Zusammenhang wird dann vielleicht auch auf die Zeit vorher eingegangen», sagt Frau Swatosch. Vielleicht.

Elliot Welles könnte viel erzählen über diese Zeit, als er noch Kurt Sauerquell hiess. «Mein grösster Wunsch», sagt er, «ist es, Brunner zu finden, weil ich immer vor mir sehe, was in diesem Haus passiert ist.» Zur Verwirklichung dieses Wunsches ist er seit vielen Jahren Tag und Nacht auf den Spuren Alois Brunners. Tags, wenn er an seinem Schreibtisch in New York sitzt im Büro der Anti-Defamation-League. Nachts, wenn er zurückkehrt an diesen Ort, seine alte Schule, wo er Brunner zum ersten Mal begegnete. Wir hatten von Elliot Welles, dem Nazijäger, gehört, als wir uns mit dem Simon-Wiesenthal-Zentrum in Verbindung gesetzt hatten. Also riefen wir ihn an. Der Mann am anderen Ende der Leitung, im fernen New York, hatte unverkennbar mit Wiener Akzent gesprochen, aber das Gespräch fand nicht in unserer gemeinsamen Muttersprache statt, sondern auf Englisch, und er war eher kurz angebunden. Und am Telefon war er auch kaum zu Auskünften bereit. Wenn uns die Sache wirklich so wichtig sei, dann sollten wir ihn besuchen.

Erst als wir ihm dann gegenüber sassen, erst als er überzeugt davon war, dass unser Interesse ernsthaft war und wir auch genügend Zeit und Bereitschaft zum Zuhören mitgebracht hatten, begann er zu reden und seine über Jahre hinweg gesammelten Unterlagen hervorzusuchen, froh, dass die Akte Alois Brunner wieder aufgeschlagen wurde.

Wir hatten in New York verabredet, uns in Wien wiederzutreffen. Elliot Welles wollte uns den Ort zeigen, an den seine Erinnerungen immer wieder zurückkehren, seine alte Schule. Das Klassenzimmer ist vorbildlich aufgeräumt, die Tafel geputzt, der Boden gewienert, und an der Tür steht der Name des Klassenlehrers: Brunner. Ausgerechnet. In diesem Raum drückte Kurt Sauerquell die Schulbank, bis der andere Brunner es anders entschied. Um uns herum sind kleine Holztische, in die Schüler die Namen ihrer Lieblingsbands und ihre eigenen gekratzt haben. Schulgraffiti, entstanden in unzähligen Stunden der Langeweile und Verzweiflung, die einen grenzenlos dünkt – sofern man das Privileg genießt, in diesem Alter noch von wirklicher Verzweiflung verschont geblieben zu sein. Elliot Welles hatte es nicht. Mit jedem Satz, den er sagt, kehrt er weiter zurück in die Zeit, als dies noch eine jüdische Schule war und er noch Kurt Sauerquell hiess. «Wenn ich hier in die kleine Gasse kam, das war immer Kampftag. Vorn das Gymnasium, die hatten alle Hitleruniformen an.» Erste Vorboten des Kommenden. Elliot Welles wird wieder zu dem trotzigen Jungen, der er wohl früher einmal war. «Es gab immer Kämpfe. Manche mussten sich schlagen lassen, aber andere», sagt er, und so wie er es sagt, ist klar, dass er zu den anderen gehörte, «andere haben zurückgeschlagen.» Noch heute versucht er, zurückzuschlagen, versucht, die Mörder von damals dingfest zu machen. Aber er wirkt müde. Mit jedem Satz fällt ihm das Sprechen schwerer, und das liegt nicht an der schweren Krankheit, die wenige Monate nach unserem Gespräch bei ihm diagnostiziert wird. Ob er damals geahnt habe, wie lebensbedrohlich die Situation war? Jede Frage holt ihn für einen Moment zurück, unterbricht den Redefluss, der

kein gleichmässiger, sondern ein stosshafter ist. 14 war er, als er 1941 die Schule verlassen und Zwangsarbeit leisten musste. Seit 1. September hat Alois Brunner die «Kennzeichnung aller Wiener Juden» verfügt. Auch Kurt Sauerquell trägt nun einen gelben Stern. Noch ein Vorbote. «Und im Oktober 1941 habe ich gehört, wie Soldaten sagten, in Russland erschossen sie die Juden.» Aus der Vorahnung wird schreckliche Gewissheit. Und so weiss der 14-Jährige, was es bedeutet, als er und seine Mutter im selben Monat Post bekommen. «Zentralstelle für jüdische Auswanderung» steht auf dem Absender, und jeder Jude Wiens kennt die Bedeutung dieser schlichten Postkarte. «Sie haben sich am», es folgt das genaue Datum, «um», es folgt die genaue Uhrzeit, «mit Ihren Angehörigen», es folgen die Namen, «und Handgepäck mit Höchstgewicht von 50 kg pro Person in der Schule Wien II, Kleine Sperl gasse 2a einzufinden. Bei Nichterscheinen erfolgt polizeiliche Vorführung.»⁷⁷ Anna Sauerquell und ihr 14-jähriger Sohn Kurt sind die Letzten aus ihrer grossen Familie, die diese Postkarte erhalten. Wären sie nicht pünktlich erschienen, so hätten die Ordner der Israelitischen Kultusgemeinde nach ihnen suchen müssen.⁷⁸ Und wieder erinnern wir uns an das Gespräch mit Willi Stern. «Wenn die Leitung der Kultusgemeinde sich geweigert hätte, die so genannten Ordner zur Verfügung zu stellen und die Listen zusammenzustellen, dann wären sie weggekommen und durch eine andere Mannschaft ersetzt worden. Diese andere Mannschaft hätte auch noch so genannten Mut gezeigt und hätte gesagt: Nein, das machen wir nicht! Und dann wären sie auch weggekommen. Die dritte Mannschaft hätte das gemacht», hatte er uns gesagt. Und erst allmählich begreifen wir, was er damit meinte. Erst beim Lesen der Aussage Anton Brunners und der Erinnerung an die Begegnung mit Willi Stern, dem einstigen Botenjungen, dessen Überleben genauso Zufall war wie das Überleben Kurt Sauerquells, erst jetzt entsteht schrittweise ein Bild. Wir sehen vor uns, was sich in den Akten so nüchtern liest. «Die jeweilige Auffüllung des Sammellagers erfolgte im Auftrage der Dienstleitung



Elliot Welles, als er noch Kurt Sauerquell hiess (hintere Reihe Mitte).

und zwar: 1.) Über schriftl. Aufforderung 2.) Durch IKG-Angestellte (Ordner) 3.) In der Nacht strassenweise durch SS-Angehörige mit IKG-Angestellten (Ordner).»⁷⁹

Die 44-jährige Anna Sauerquell denkt nicht an Flucht. Sie folgt der schriftlichen Aufforderung und meldet sich mit ihrem Sohn Kurt, wie befohlen, in der Kleinen Sperlgasse. Bis eben hat er hier noch für das Leben gepaukt. Jetzt ist aus der Schule das Sammellager Sperlgasse geworden, eines von drei Sammellagern in Wien und vielleicht das gefürchtetste. Wie der Umzug ins Sammellager vonstatten geht, ist genau

geregelt. «Die Juden, welche in die Transporte eingereiht werden, werden dem Sammellager überstellt. Der jüdische Wohnungsinhaber ist verpflichtet, die Wohnungsschlüssel im Sammellager abzuliefern; falls sich in dieser Wohnung noch Wertgegenstände befinden, wird die Wohnung versiegelt. Zwecks sofortiger Freimachung der Wohnungen und Verwertung der zurückgelassenen Einrichtungsgegenstände wurde eine eingehende Besprechung geführt. Heil Hitler.»⁸⁰ Warum diese Umsiedlung in Sammellager nötig ist, daran lässt schon die Einleitung der Verfügung keinen Zweifel. «Ab 15. 2. 1941», heisst es da, «werden die Wiener Juden in das Generalgouvernement evakuiert. Um die Flucht dieser Juden in andere Teile des Reiches zu verhindern, hat die Geheime Staatspolizei eine Verfügung erlassen, nach der die Juden, die in Wien ihren ständigen Wohnsitz haben, das Gaugebiet Wien ohne besondere Zustimmung der Zentralstelle für jüdische Auswanderung in Wien IV, Prinz-Eugen-Strasse 22 nicht verlassen dürfen.»⁸¹ Seit Februar darf also kein Wiener Jude mehr die Stadt ohne schriftliche Genehmigung Alois Brunners verlassen. Und der prüft jeden Antrag einzeln und entscheidet wie immer – im Zweifelsfall gegen den Antragsteller.

Anna Sauerquell und ihr Sohn Kurt stellen keine Anträge auf Aufschub, sie machen keine Scherereien, fügen sich Brunners Anordnung, genauso wie Kurts Grossmutter und all die anderen Verwandten vorher. «Von meiner Familie», sagt Elliot Welles, in einem Tonfall, der trocken, nüchtern klingen soll, aber die Verzweiflung kaum kaschiert, «von den 80, 90 Leuten ist keiner am Leben. 75 Jahre war meine Grossmutter alt. Erst jetzt habe ich ihren Namen auf der Transportliste gefunden. In Auschwitz.» Er schaut sich um in dem Raum mit den heiteren Kinderzeichnungen. Der Blick fällt auf die Bastelarbeiten auf den Tischen, auf den neuen hellen Parkettboden, die orangefarbenen Vorhänge, durch die die Abendsonne scheint. In der Ferne hören wir Kinderlärm.

«Wir mussten hier im Klassenzimmer auf dem Fussboden schlafen»,

sagt Elliot Welles, und der Raum verliert seine Unschuld. Es riecht nach Angst und Verzweiflung. «Jeder wusste, dass wir alle irgendwie dem Tode nahe sind, mit den Gerüchten usw. Also, ich meine, die Leute hatten immer noch Hoffnung, brachten Koffer mit, jeder hat natürlich noch die besten Sachen da reingepackt und mitgenommen.» 50 Kilo Handge-



«Die Leute sahen zu, die Möbel wurden rausgeholt, und die Leute haben sich bedient: Wohnungen, Möbel. Alles.»

päck, sorgsam ausgewählt für die vage Hoffnung, dass am Ende der befohlenen Reise doch nicht der Tod, sondern ein hartes, aber immerhin ein Weiterleben im Osten wartete. «Die Hoffnung war immer da.»

Sofort beim Eintreffen im Sammellager erging an alle Juden «der Auftrag, sämtliche, noch sich in seinem Besitz befindlichen Geldmittel, Edelsteine, Münzen, Fotos, Operngläser, Feldstecher und Pelzwaren abzuliefern»⁸². An drei Tischen saßen Brunners Männer unterstützt

von jüdischen Ordnern. Da wurde befragt, gestempelt, aufgelistet und «kommissioniert». Penibel wurden all jene erfasst, die Alois Brunner ausgewählt hatte für die nächste Fahrt in die Vernichtung. «Die zum Abtransport vorgeschlagenen Personen wurden am Abfertigungstisch listenmässig erfasst, arithmetisch nach Kommissionsnummern in den neuen Unterkunftsraum eingewiesen.»⁸³ Was sich hinter dieser harmlos amtsdeutschen Formulierung versteckt, lässt die Aussage von Eleonore S. und ihrer Tochter Karolina erahnen: «Nach sechswöchentlicher Marter durch Hunger, Misshandlungen und Dreck wurde mein Sohn beziehungsweise Bruder seelisch und körperlich ganz herabgekommen entlassen.»⁸⁴ Fünfmal wurde Jakob S. in der Sperlgasse inhaftiert. Als er schliesslich am 12. November 1943 nach Theresienstadt deportiert wurde, wog er noch 45 Kilogramm. Was er während der Haft in der Sperlgasse miterlebt hatte, erzählte er seiner Schwester und seiner Mutter, obwohl die Folterknechte «strengstes Stillschweigen» verfügt hatten. «Viele Personen nahmen sich das Leben durch Herabstürzen vom 4. Stock, durch Öffnen der Pulsadern aus lauter Verzweiflung, der Ausichtslosigkeit und immerwährenden Folter nicht anders entgegen zu können. Wieder dröhnte ein markerschütternder Schrei. Ein gemartertes Leben ist ausgehaucht. Kaum ist dieser Schreck etwas vorbei, wurde so ein Bedauernswerter von der SS wieder halb tot geprügelt. Die Schreie tönen wieder durchs ganze Gebäude. Säuglinge, kranke Kinder in jeden Altersstufen, Kriegsinvaliden, Körperbehinderte mussten das alles durchmachen, um letzten Endes verschleppt in ein Konzentrationslager zu werden.»⁸⁵ Jeder Selbstmord wurde Alois Brunner umgehend gemeldet – schon der Statistik wegen. Schliesslich bedeutete jeder vorzeitige «Abgang», dass er die Transportliste korrigieren und mit neuen Namen auffüllen musste. Wie sehr diese Schilderungen das tägliche Grauen im Sammellager Sperlgasse wiedergeben, geht auch aus den Aussagen des dortigen Amtsleiters Anton Brunner hervor, der «alle Befehle und Anordnungen von Brunner I» erhielt und «sie auftragsgemäss» durchführ-

te. «Infolge der Misshandlungen und der trostlosen Perspektive, die sie erwartete, kamen Selbstmorde häufig vor. Ich entsinne mich an einige Fälle mit tödlichem Ausgang», erklärt Brunner II den ihn verhörenden Ermittlungsbeamten beim Landesgericht Wien am 3. Oktober 1945. Er erinnert sich an «einen jungen Burschen, der bei einem Fluchtversuch tödlich abstürzte, dann an eine Frau, die aus dem 3. Stockwerk sprang und dabei ums Leben kam». ⁸⁶ Und er erinnert sich daran, wie sein Vorgesetzter solche Nachrichten aufnahm. «Falls man Brunner I die Vorfälle meldete, hatte er für diese nur höhnische Bemerkungen wie zum Beispiel Jetzt haben wir uns wieder eine Evakuierung erspart 'oder ,Nicht schade um die Juden' übrig.» ⁸⁷

Diesem Mann also steht der 14-jährige Kurt Sauerquell im Oktober 1941 gemeinsam mit seiner Mutter gegenüber. Geld und Schmuck werden ihnen weggenommen. «Das Gepäck», diese sorgfältig ausgewählten 50 Kilo, «konnten wir mitnehmen nach Riga. Dort hat es uns die SS dann weggenommen. Die Leute haben Werkzeuge mitgenommen für die Arbeit, aber die ersten Transporte kamen sofort in die Massengräber.» Das wissen sie im Moment ihrer «Kommissionierung» natürlich noch nicht, sie ahnen es höchstens. Eine Ahnung, die erst dann deutlichere Konturen annimmt, als der Junge die Männer trifft, die alle Brunner I und Brunner II nennen, Alois und Anton. «Jeder wusste, wie die zwei sich benehmen. Das Beste, was man tun konnte, war, ihnen aus dem Weg zu gehen.» Und dann setzt Elliot Welles hinzu: «Das ist unvorstellbar, wie diese Leute sich benommen haben: Schläge, Fusstritte. So gemein.» Vor uns sitzt ein eleganter älterer Herr mit grau meliertem gewelltem Haar. Er trägt einen dunkelblauen Anzug mit akkurat weissem Hemd und schwarzer Krawatte mit weissen Punkten und gefaltetem Taschentuch im Revers. Doch wenn er sich an seine erste Begegnung mit Alois Brunner erinnert, dann wird aus dem mittlerweile pensionierten Leiter der Task Force der Anti-Defamation-League, dann wird aus Elliot Welles wieder der Junge Kurt Sauerquell, der der Gemeinheit dieser Erwachsenen fassungslos gegenübersteht und ihr hilflos

ausgeliefert ist, der mit ansehen muss, wie Menschen gedemütigt und gehetzt werden, die er zu bewundern erzogen wurde und vor denen bis gestern Nachbarn noch respektvoll den Hut zogen. «Er hatte einen Hass», sagt Welles über Alois Brunner. «Er hat immer gebrüllt und geschlagen. Er war doch ein kleiner provinzieller Niemand. Und da kamen Leute rein, Professoren, Ärzte. Und er hat die behandelt... Jeder Hund war denen lieber als ein Jude. Die wussten genau, dass die Leute in den Tod gehen.»

In Abstimmung mit seinem verehrten Chef Adolf Eichmann in Berlin legte Alois Brunner fest, wer wann wohin deportiert wurde. Er entschied jeden Zweifelsfall persönlich, legte fest, dass Alte, Kranke, Kinder und Greise «transportfähig» waren und dass auch militärisch hoch dekorierte einstige Soldaten, die ihr Leben für Österreich riskiert hatten, fortan nur noch als Juden betrachtet und in den Tod geschickt wurden. «Wenn Transporte weggingen, dann waren die Räumlichkeiten vorher überfüllt», erzählt Elliot Welles und schaut sich wie erwachend im Klassenraum um. «Aber im Grunde war es ein ständiger Strom gen Osten. Ich war einige Wochen hier. Schicksal. Es hätte auch ein Transport sein können, bei dem alle sofort bei der Ankunft umgebracht wurden.»

Am 26. Januar 1942 werden Anna Sauerquell und ihr Sohn Kurt nach Riga deportiert. Es ist ein kalter Tag in Wien, als die beiden das Sammellager Sperlasse verlassen. Und wieder geschieht es am helllichten Tag. Wieder schauen Menschen neugierig zu, wie die jüdischen Wiener abtransportiert werden. «Wir führen auf Lastwagen davon. Die waren offen. Das konnten alle sehen. Die Viertel waren ja bewohnt. Die Leute sahen zu, die Möbel wurden rausgeholt, und die Leute haben sich bedient: Wohnungen, Möbel. Alles.» Ein geradezu alltägliches Bild im Wien jener Tage. Juden werden quer durch die Stadt gefahren, müssen ihre Wohnung räumen, ziehen von einer «Judenwohnung» in die andere, dann ins Sammellager, schliesslich die letzte Fahrt zum Aspangbahnhof. Bei jedem Transport ist Alois Brunner persönlich anwesend. Er überzeugt sich vom «reibungslosen Ablauf», den er anschliessend je-

weils nach Berlin ins Reichssicherheitshauptamt meldet. So viel Einsatz trägt ihm den Ruf ein, «übereifrig» zu sein, wie Anton Brunner erklärt. Und auch Wilhelm Höttl, enger Vertrauter Adolf Eichmanns, SS-Obersturmführer im SD-Leitabschnitt Wien und daher Empfänger der Wochenberichte Brunners, in denen dieser mit den sorgfältigen Statistiken Willi Sterns glänzte und seine Erfolge bei der «Umsiedlung» der Wiener Juden präsentierte, selbst dieser Wilhelm Höttl, der vermutlich auch nicht zimperlich war, wenn es um die Behandlung von Juden ging, wird uns Alois Brunner als «unguten Typ» beschreiben. Freilich, auch diese Beschreibung stammt erst aus der Zeit nach 1945. «Brunner hat immer tendiert, er möchte also selbst raus, er möchte das selbst auch organisieren», wird uns Höttl erzählen, als wir ihm im Laufe unserer Recherche begegnen. Er wird über den Judenjäger Alois Brunner sprechen, als würde er einen besonders engagierten, ein wenig zu ehrgeizigen Mann der mittleren Managementebene beschreiben. Mit keinem Wort, mit keiner Gesichtszuckung wird deutlich werden, dass «das», was es zu organisieren galt, der Massenmord war. «Ein treuer Befehlsempfänger» sei Brunner gewesen. «Wie Eichmann alles, was von oben kam, wörtlich als Führerbefehl nahm, nahm der Brunner alles, was von seinem Freund Eichmann kam, auch als weitergegebenen Führerbefehl und hat dann noch 50 Prozent draufgelegt, dass er also eher noch mehr machen könnte, als von ihm verlangt würde.»

Alois Brunner wird über den Transport vom 26. Januar 1942, mit dem auch Anna und Kurt Sauerquell nach Riga deportiert wurden, wie üblich nach Berlin telegraphieren: «Die Einwaggonierung verlief reibungslos.» Vier Tage später wird er zum SS-Hauptsturmführer befördert. Anna Sauerquell ist da bereits ermordet worden. «Ich kam mit meiner Mutter nach Riga ins Ghetto», erinnert sich Elliot Welles. «Drei Tage später war sie tot. Erschossen. Nur ihre Kleider kamen zurück.» Zwei Monate später, im März 1942, beginnen die Deportationen von Wien nach Izbica im Kreis Lublin. 40 Kilometer weiter haben die Nazis die

Tötungsfabrik Sobibor gebaut. 250'000 Juden werden dort in nur 17 Monaten mit Gas ermordet. Darunter viele Juden aus Wien. Bei der Ankunft in Sobibor werden sie mit Musik empfangen, der letzten Musik ihres Lebens. Nichts sollte darauf hinweisen, dass dies eine Endstation ist. Und so gehen die meisten ahnungslos in den Tod. Zwei Stunden später sind sie nur noch ein Haufen Asche. Ihre Kleidung, ihr Schmuck, ihre mitgebrachte persönliche Habe – alles wird zur Verwertung aussortiert und «heim ins Reich» geschickt. Ihre Haare werden an Fabriken geliefert zur Filzherstellung.

Am 1. und am 9. Oktober 1942 verlassen die letzten beiden Transporte Wien mit jeweils 800 Menschen, den übrig gebliebenen Alten und Kranken und Kindern. Sie werden zunächst ins Lager Theresienstadt gebracht, aber 70 Prozent der Deportierten enden in Auschwitz. Wien ist nun fast «judenrein». Am 31. Dezember 1942 sind nur noch 8'000 Juden, die in Mischehen leben, übrig.

4 Berlin – Eine Empfehlung für weitere Sondereinsätze

Wir sind an einem sonnigen Nachmittag im Mai 1996 mit Erika S. in einem bescheidenen Wiener Vorstadt-Cafe verabredet. So ähnlich könnte das Kaffeerestaurant «Wien» in Hartberg ausgesehen haben, das Brunner 1933 als Pächter betrieben hatte. Schlichte Tische, einfache Stühle, kein Plüsch. Ein Café kleiner Leute mit kleinen Preisen. Keine Schnörkel und weit entfernt von der touristischen Vorstellung Wiener Kaffeehausbehaglichkeit. Erika S. hatte sich diesen Treffpunkt gewünscht, weil sie um die Ecke wohne und keine Lust habe, der Journalisten aus Deutschland wegen eigens in die Wiener Innenstadt zu kommen. Ausserdem könne man hier unbeobachtet und ohne grosses Aufheben miteinander reden. Erika S. war Sekretärin und Diskretion war ihr Kapital. Sie war die Schreibkraft Adolf Eichmanns, zunächst in Wien, später in Berlin, ab 1943 im Ghetto Litzmannstadt. Eine gute Adresse also, um mehr herauszufinden über den Alltag der prominenten Judenjäger.

Erika S. erwartet uns bereits. Sie ist der einzige Gast an diesem Nachmittag, an einem Tisch ganz hinten. Die Haare hochgesteckt, ein freundliches Gesicht, zu jung für ihr Alter. Keine Kamera, kein Mikrofon und nur dieses einzige Gespräch. Sie sagt das mit einem freundlichen, gleichzeitig aber auch sehr bestimmten Tonfall, der Widerspruch nicht duldet.

Sie war 16 und bildhübsch, als sie im Januar 1941 in die «Zentralstelle für jüdische Auswanderung» kam. Eigentlich hatte sie Krankenschwester werden wollen oder Kindergärtnerin, aber nach einem Kurs in Stenographie, den sie beim Bund Deutscher Mädel belegt hatte, und

nach einem zusätzlichen Schreibmaschinenkurs ist sie dann doch auf Empfehlung einer Freundin einfach in die Prinz-Eugen-Strasse 20 gegangen, hat sich vorgestellt und wurde prompt genommen. Damals hat sie auch Anni Röder flüchtig kennen gelernt.

Eichmann war von den Qualitäten der jungen Erika S. so angetan, dass er sie künftig nicht mehr missen wollte. Sie war noch keine sechs Wochen in der Zentralstelle, als Eichmann ihr das Angebot machte, mit ihm nach Berlin zu gehen. «Eine tolle Stelle für ein so junges Mädchen wie mich!», schwärmt Erika S. bei einem Stück Kuchen und einem kleinen Braunen. Allein die Bahnreise in die ferne Reichshauptstadt war für sie ein ungeheures Abenteuer, das die Eltern mit Sorge und Skepsis betrachteten, und gleichzeitig ihre ganz grosse Chance. Eichmann war gerade zum Leiter des «Juden-Referates» IV B 4 im Reichssicherheitshauptamt befördert worden.

Es war ein bitterkalter Winter, 1941, als Erika S. in Berlin eintraf. Sie habe höchstens drei Monate bleiben wollen, erzählt sie, aber dann seien Jahre daraus geworden. Zunächst arbeitet sie für Franz Stuschka und Eduard Richard Hartmann, zwei willige Handlanger, die Eichmann aus der Zentralstelle mit nach Berlin genommen hatte. «Keine grossen Lichter», meint sie. Hartmann war deutscher Meister im Pistolenschiessen. Er wird es noch bis zum Stellvertreter Brunners bei dessen Razzien in Südfrankreich bringen, wobei er in Cannes einen Juden eigenhändig erschossen haben soll.

Erika S. ist Mädchen für alles und für alle. Nicht nur Eichmann bedient sich ihrer als Schreibkraft, sondern auch Rolf Günther, Eichmanns Stellvertreter. Alles «Respektspersonen ... Halbgötter, ich war nur eine kleine Schreibkraft, und mich haben die Herren schrecklich beeindruckt», sagt sie. Das Referat IV B 4, das den Namen «Räumung» trug¹, habe ohnehin nur aus etwa 20 Personen bestanden, sehr übersichtlich, erinnert sich Frau S. In den oberen Stockwerken über der Dienststelle in der Kurfürstenstrasse 115/16 waren Wohnungen eingerichtet für das Personal. Sie selbst wohnt in einem Nebengebäude, einer Art Pension.



Franz Novak, der «Fahrdienstleiter des Todes»

Alles in allem also eine eher familiär-behagliche Zeit. Und eine angenehme Arbeit. Die Herren hätten allerdings gelegentlich genuschelt oder mit vollem Mund diktiert, was ihre Aufgabe dann doch erschwert habe. Das Schreiben normaler Post, Befehle, Anordnungen, besonders aber das sorgfältige Beschriften von Karteikarten gehörte zu den vornehmlichen Aufgaben von Erika S.

Diese bürokratische Abwicklung der Judentransporte, Erika S. nennt das die «Abbeförderung nach dem Osten», hat sie bis 1943 stets gewissenhaft und zur vollen Zufriedenheit ihrer Chefs erledigt. Keine Klagen.

An manche Herren erinnert sich Erika S. noch besonders gut. Da ist zum Beispiel Franz Novak gewesen, der die Fahrpläne für die Deportationszüge zusammenstellte, der Transportspezialist

der «Endlösung», ein Mann, der Brunners Arbeit schön in Wien bei der Zentralstelle wesentlich begleitet und unterstützt hat, bevor er nach Berlin berufen wurde. Dem SS-Hauptsturmführer arbeitete Erika S. bis Januar 1944 zu. Zwanzig Jahre später trifft sie Novak wieder, 1969 als Zeugin vor Gericht, das erste Mal, dass sich jemand für ihre Geschichte interessiert habe. Franz Novak, «der Fahrdienstleiter des Todes»², ist, als alles vorbei war, wie all die anderen einfach untergetaucht, zunächst unter falschem Namen, dann, als die Luft rein schien, unter seinem richtigen. Erst im Januar 1961 wird er aufgrund eines Fahndungsgesuchs der Frankfurter Staatsanwaltschaft in seinem Büro verhaftet. Der gelernte Schriftsetzer war Betriebsleiter einer Wiener Druckerei. Im Schreibtisch seines Arbeitszimmers hatte er alle die Jahre ein Foto auf-

bewahrt, von dem er sich nicht trennen wollte. Es zeigte ihn in SS-Felduniform.

Auch an Hartenberger erinnert sich Erika S. Richard Hartenberger, ebenfalls ein Österreicher, ein enger Mitarbeiter Novaks. Der SS-Unterscharführer verdingt sich als Postkurier im Referat IV B 4. Was nach einem unauffälligen Bürojob klingt, ist in Wahrheit ein besonders niederträchtiges Spiel, das sich Eichmann hatte einfallen lassen. Um die Familien der Deportierten in dem Glauben zu lassen, dass Auschwitz nicht den Tod, sondern neues Leben im Osten bedeutete, liess man die Deportierten Postkarten schreiben, in denen diese berichteten, wie schön alles gerichtet sei und dass die Verwandten und Freunde doch bald nachkommen sollten, viel Platz sei nämlich nicht mehr. Die Karten wurden erst mit einer bestimmten Zeitverzögerung weitergeleitet, so dass die Angehörigen der Deportierten glauben mussten, diese lebten noch. «Der Zweck war die Tarnung des tatsächlichen Geschehens, man wollte nämlich die Öffentlichkeit und insbesondere die Judenschaft, so weit sie noch nicht in Lagern war, beruhigen und über das wahre Schicksal täuschen»³, plaudert Hartenberger 1961 bei seiner Vernehmung als Zeuge im Verfahren gegen seinen früheren Chef Novak vor dem Landesgericht für Strafsachen Wien. «Teilweise waren die Karten mit fingierten Absendern versehen und zwar fingiert insofern, als Namen erschienen, die als Orte überhaupt nicht existierten.»⁴ So zum Beispiel «Waldsee». «Waldsee» statt Auschwitz. Diese heimtückischen Grusspostkarten hatte der gelernte Schwimmlehrer und Steindrucker Hartenberger auszutragen. Hartenberger wurde 1950 wegen seiner Tätigkeit in Berlin zu neun Monaten Gefängnis verurteilt. Ein freundliches Urteil, obwohl er schon bei seiner Verhaftung durch die Amerikaner 1946 ohne Umschweife zugibt, dass alle im Referat IV B 4 gewusst hätten, was Auschwitz und «Endlösung» wirklich hiess, und ähnlich ungeniert wiederholt er seine Ausführungen 15 Jahre später vor dem Wiener Untersuchungsrichter: «Unter Endlösung» wurde «automatisch die Ausrottung der Juden verstanden» und «Sonderbehandlung» war

«uns allen als Tötung geläufig. Schliesslich wussten wir schon ab 1942, dass die Juden in den Lagern vergast wurden, dass Krematorien bestanden und dass ... z.B. den Getöteten die Goldzähne gezogen wurden ... Wenn auch offiziell nichts darüber mitgeteilt wurde, so war es allen im Referat IV B 4 bekannt, dass die Juden vergast wurden und nicht nur den SS-Angehörigen, sondern es haben auch die weiblichen Schreibkräfte z.B. gewusst. Eine spezielle Geheimhaltung diesbezüglich wurde nicht anbefohlen, war aber selbstverständlich. Wenn daher irgendjemand ... behauptet, davon nichts gewusst zu haben, so tut er dies wahrscheinlich aus verständlichen Gründen. Es war eben kein Geheimnis.»⁵

«Das mit dem Gas haben wir nicht gewusst», sagt Erika S., als wir uns verabschieden.

Ende Oktober 1942. Erika S. war schon über ein Jahr im Referat IV B 4 beschäftigt, als Alois Brunner aus der «Ostmark», wie Österreich hiess, im fernen Berlin auftaucht. Er kommt nicht als Fremder in die Schaltstelle der «Endlösung», sondern trifft auf vertraute Landsleute, auf Richard Hartenberger und Franz Novak etwa, der nach dem Krieg dreist behaupten wird: «Auschwitz war für mich nur ein Bahnhof.»⁶ Novak wird im Herbst 1942 sogar Brunners Trauzeuge. Und natürlich Eichmann selbst. Man darf also annehmen, dass dies ein herzliches Wiedersehen war. Man kannte und schätzte sich gegenseitig und schwelgte in alten Erinnerungen. Eichmann konnte seinem Freund und willigen Helfer schon einiges vorweisen: Seit 1940 durften Berliner Juden nicht mehr nachmittags einkaufen, seit 1941 waren jüdische Kinder vom Besuch öffentlicher Schulen ausgeschlossen, und 1942 hatte er den Juden sogar das Halten von Haustieren verboten. Aber Eichmann hatte Brunner nicht aus sentimentalischen Erwägungen nach Berlin geholt. Eichmann hatte ein Problem: Die «Aushebung der Juden» stockte ausgerechnet in der Stadt, in der das Reichssicherheitshauptamt seinen furchtbaren Sitz hatte. Das missfiel und hätte auch für Eichmanns Auf-

stieg unter Umständen nachteilige Folgen haben können. Da musste Brunner her.

Über Brunners Berliner Sondereinsatz, der nur wenige Wochen dauert, ist wenig bekannt, die Aktenlage ist dünn. Aber seine Arbeit hinterlässt nachhaltige Spuren. Es ist Brunners «Gesellenstück», das ihn für alle weiteren Sondereinsätze empfehlen wird.

Ende Oktober 1942 trifft Brunner, frisch verheiratet, in Berlin ein und macht sich unverzüglich an die Arbeit. So verfügt er als eine erste Massnahme am 14.11.1942, dass die Synagoge in der Levetzowstrasse und das jüdische Altersheim in der Grossen Hamburger Strasse 26 umgehend zu Sammelunterkünften umgerüstet werden. 1'200 bis 1'500 Personen sollen dort untergebracht werden. Ein Wartesaal für die Deportation.

«Die Einrichtung hat mit Matratzen (keine Rosshaarmatratzen) oder noch besser Strohsäcken zu geschehen», heisst es in einer Aktennotiz über Brunners erste Anweisungen.⁷ «Wenn nicht genügend Strohsäcke oder Matratzen vorhanden sind, so müssen die ersten Eingelieferten Matratzen mitbringen.» In der Synagoge werden die Bänke herausgerissen, um mehr Platz zu schaffen, die Gebäude werden abgeriegelt. «Kein Insasse darf das Haus verlassen ... das ‚Flitzen‘ ist mit allen Mittel zu verhindern.» Brunner kümmert sich persönlich um jedes Detail. Nichts überlässt er dem Zufall. In einer akribischen Liste mit 18 Punkten bestimmt er, wie die Erfassung der Berliner Juden zu geschehen hat. Nachdem auf einem Stadtplan von Berlin sämtliche jüdischen Einrichtungen mit Angabe aller Telefonanschlüsse farbig zu verzeichnen sind, sind «auf einer weiteren Karte von Berlin ... häuserblockweise ... durch Kreise die von Juden bewohnten Grundstücke zu kennzeichnen und zwar mit Kreisen, aus denen die Dichte der Besiedlung hervorgeht.» Zur Registrierung der Juden benötigte Brunner des Weiteren «zwei perfekte Maschinenschreiber ..., die abwechselnd 14 Stunden Tag und Nacht Dienst machen».

Am 21. November 1942 bestellt Brunner die führenden Köpfe der jü-

dischen Gemeinde Berlins ins Lager in der Grossen Hamburger Strasse 26 ein, in das zweckentfremdete jüdische Altersheim. Punkt 11:45 Uhr. Brunner untersagt allen jüdischen Einrichtungen, «arische Handwerker zu beschäftigen, und zwar bei Vermeidung schärfster Massnahmen».⁸ Ausserdem braucht er für das bald völlig überfüllte Lager ein paar Ärzte, die er befiehlt, unverzüglich abzuholen und in die Grosse Hamburger einzuliefern, und zwar spätestens bis 18 Uhr. Die Ärzte dürfen «nur kleine Instrumente mitnehmen, nicht sperrige Sachen». Darüber hinaus müssen jüdische Ordner die Gestapo beim Aufspüren von Juden in Berlin tatkräftig unterstützen. Wer sich dieser Anordnung widersetzt oder gar Juden warnt, werde erschossen und seine ganze Familie sofort deportiert. Und damit auch wirklich alle spüren, dass mit Brunner ein anderer Wind weht in der Stadt, verfügt er obendrein: «Jeder Jude hat, wenn ein Deutschblütiger kommt, aufzustehen. Er hat sich von ihm in einer Entfernung von 2 Schritt zu halten.» Da werden sich die Männer im Reichssicherheitshauptamt IV B 4 ganz ordentlich auf die Schenkel geklopft haben, als das Fräulein Erika S. diese Anordnung tippte.

Wann Alois Brunner Berlin wieder verlassen hat, ist nicht genau überliefert: Januar oder Ende Februar 1943. Damit ist auch strittig, ob er an der berüchtigten «Fabrikaktion» am 27. und 28. Februar 1943 unmittelbar beteiligt war, wie sich Zeugen zu erinnern glauben. Sicher ist jedoch, dass seine Massnahmen und Anordnungen zu dieser Aktion geführt haben. Die «Greifkommandos» der Gestapo hatten damals rund 11'000 Juden, die in den Betrieben der Stadt als Zwangsarbeiter eingesetzt waren, verhaftet und in die von Brunner organisierten Sammelunterkünfte gebracht. Die meisten wurden anschliessend in die Vernichtungslager deportiert. Einige Hundert allerdings entgingen dem Tod, weil sich ein für die Nazis völlig unerwarteter und einmaliger Widerstand erhob. Frauen und Kinder versammelten sich in der Rosenstrasse, vor der ehemaligen jüdischen Wohlfahrtsbehörde, in der die Nazis eine «Einrichtung für Judenfragen» nach dem Vorbild der Wiener Zentralstelle eingerichtet hatten.

«Gebt uns unsere Männer wieder», skandierten sie tages- und nachtslang, bis die Gestapo und SS nachgaben und die Inhaftierten freikamen. Ein ungeheurer Vorgang, der Brunner sauer aufgestossen sein dürfte und vielleicht auch ein Grund dafür war, dass er Berlin ungewöhnlich eilig wieder verlassen hat. Dennoch war Alois Brunner auch in Berlin kein Handlanger, der lediglich Befehle ausführte, sondern ein kaltblütiger, selbständig handelnder Täter, der wusste, was er tat. Raul Hilberg beschreibt Brunners Arbeit in Berlin mit den Worten: «Obwohl Brunners Interimsregime nur von kurzer Dauer war, hinterliess es deutliche Spuren.»⁹ So hat er entscheidend zur Ermordung von insgesamt 55'696 Berliner Juden beigetragen.

5 Saloniki – «Endlösung» im Akkord

«Lieber Rudolf! – Du wirst schon sagen, der Brunner bestätigt auch wieder, dass Undank Weltenlohn ist. Nein Rudolf! Ich wollte mich vorher richtig umsehen, bevor ich sag, wie es hier richtig aussieht... Das Wetter wird immer schöner.»

Wer wohl dieser «Rudolf» ist? An ihn schreibt Alois Brunner am 26. Februar 1943 einen Feldpostbrief aus Saloniki. Wir haben dieses niederträchtige Dokument im Gepäck, als vor uns die wunderbare Bucht von Thessaloniki auftaucht. Das Meer so blau wie der wolkenlose Himmel über ihm. Die Stadt ist herausgeputzt: Fahnen, Plakate, Souvenirs – alle mit dem europäischen Sternenkranz. 1997 ist Thessaloniki europäische Kulturhauptstadt. Der Anlass unserer Reise, die jüdische Geschichte dieser Stadt, spielt bei den Feiern keine Rolle.

Nach einer 1940 durchgeführten Volkszählung in Griechenland wohnen in Saloniki damals etwa 50'000 Juden, die meisten von ihnen waren Ende des 15. Jahrhunderts vor den Pogromen aus Spanien hierher geflohen. Nicht ohne Grund wurde die Stadt gern «Klein-Jerusalem» genannt. Es war die grösste sephardische Gemeinde Europas. Wer heute Spuren dieser Geschichte sucht, wird fast nichts mehr finden. In keiner anderen Stadt hat Alois Brunner so gründlich «gearbeitet» wie in Saloniki.

Wir besuchen das kleine jüdische Museum im ersten Stock der Tsimiski-Strasse im lauten Zentrum der Stadt. Videoüberwacht. Andreas Sefiha, der Präsident der jüdischen Gemeinde, erwartet uns. Er macht die Lichter seiner Ausstellung an, vom Band läuft jüdische Musik. Viele

Fotos. Familienfotos. Familien, die Brunner alle ermorden liess. Sehr viel mehr als diese Fotos hat Sefiha Besuchern nicht zu bieten. Selbst die «Erinnerung ist verloren», sagt er. «Es gibt kaum noch Zeugnisse unserer Vergangenheit. Und das ist die wirkliche Tragödie. Wir können unserer jungen Generation überhaupt nicht mehr zeigen, was dies einmal für eine Gemeinde war. Es ist nichts übrig.» Dabei waren «zu Beginn des Jahrhunderts zwei Drittel der Bevölkerung hier jüdisch», sagt Sefiha. «Am Sabbat waren die Geschäfte geschlossen und bis 1923 auch der Hafen. In Saloniki erschienen 17 verschiedene Zeitungen. Jüdische Zeitungen in verschiedenen Sprachen. Es war eine jüdische Stadt.»

Weitere Besucher haben sich heute nicht angekündigt, weshalb Sefiha wieder die Lichter löscht und hinter uns die Tür abschliesst. Wir mischen uns in das Gewühl der Tsimiski-Strasse, eine der Hauptgeschäftsstrassen. Im Kopf tauchen die Bilder und Töne wieder auf, die wir in den Archiven der Wochenschau gesehen und gehört haben. 9. April 1941. «Saloniki ist in deutscher Hand... jetzt ist dieser wichtige Hafen schon nach viereinhalb Tagen von unseren Truppen erobert.»

Die Deutschen verhängen zunächst eine Ausgangssperre, aber schon bald normalisiert sich scheinbar das Leben in der Stadt. Die Besatzer lassen sich Zeit und wiegen die Juden in Sicherheit. Zwar werden alle jüdischen Zeitungen verboten und eine unter deutscher Zensur stehende griechische Zeitung mit dem programmatischen Titel «Neues Europa» startet ihre antisemitische Propaganda, aber zu Ausschreitungen kommt es nicht. Die Vernichtung der jüdischen Gemeinde beginnt erstaunlich leise. Selbst als allen Juden befohlen wird, ihre Rundfunkgeräte unaufgefordert bei den deutschen Behörden abzuliefern, selbst als alle jüdischen Buchhandlungen geschlossen und enteignet werden und Juden ihre Wohnungen nicht mehr ohne Erlaubnis verlassen dürfen, bleibt es ruhig. Das ändert sich auch nicht, als Juden die Benutzung öffentlicher

Verkehrsmittel verboten und der Besitz von Telefonapparaten untersagt wird. Es ist die Ruhe vor dem Sturm.¹

Dieser beginnt am 11. Juli 1942. Es ist ein Samstag, es ist Sabbat. Ein brütend heisser Hochsommertag. Allen jüdischen Männern im Alter zwischen 16 und 45 Jahren wird befohlen, sich auf der «Platia Eleftheria», dem «Platz der Freiheit», mitten in der Stadt einzufinden. Stundenlang müssen sie in sengender Hitze ohne jede Kopfbedeckung, die der Sabbat vorgeschrieben hätte, warten. Wehrmachtssoldaten ma-



11. Juli 1942 in Saloniki: «Froschhüpfen» auf dem «Platz der Freiheit»

chen zur Belustigung des heimischen Publikums mit den Internierten «gymnastische Übungen», wie «Froschhüpfen», bis die Männer reihenweise in Ohnmacht fallen. Sie werden wieder auf die Beine geprügelt. So ist der 11. Juli 1942 der Tag, an dem das Ende der jüdischen Ge-

meinde Salonikis eingeläutet wurde. Der grausame Prolog des Untergangs der Gemeinde, den sieben Monate später Alois Brunner vollziehen wird.

Brunner trifft am 2. Februar 1943 in Saloniki ein. Er taucht geräuschlos auf. Eines Tages sei er einfach da gewesen «zur Durchführung einer geheimen Reichssache», wie man allgemein gemunkelt hat und wie sich ein Mitglied der Sicherheitspolizei später erinnert. Offiziell heisst sein Auftrag «Sonderkommando der Sicherheitspolizei für Judenangelegenheiten Saloniki – Ägäis». Eichmann hat ihn geschickt. Es begleiten ihn auf seiner Dienstreise alte Kameraden aus der Wiener Zentralstelle. Und Dieter Wisliceny. Noch ist er Brunners ärgster Rivale im Buhlen um die Gunst bei Eichmann im fernen Berlin. Eichmann seinerseits hat beide Männer ganz bewusst zusammen nach Saloniki geschickt, sie sollten im Wettstreit die «Endlösung der Judenfrage» so rasch wie möglich erledigen. Konkurrenz belebt das Geschäft, wird er sich gesagt haben, und er hatte Recht. Brunner und Wisliceny überbieten sich gegenseitig, bis Brunner als klarer Sieger aus dem Rennen hervorgeht.

Eine der ersten Anordnungen der neuen Herren in Saloniki ist noch von Wisliceny unterschrieben. Am 12. Februar 1943 wird eine allgemeine Kennzeichnungspflicht für alle Juden verfügt. In den genauen Ausführungsbestimmungen heisst es: «Das Judenkennzeichen besteht aus einem sechszackigen Stern von 10 cm Durchmesser, der aus gelbem Stoff anzufertigen ist. Das Kennzeichen wird auf der linken Brustseite in der Herzgegend auf dem obersten Kleidungsstück getragen. Es muss stets deutlich erkennbar sein. Das Kennzeichen muss von allen Juden vom vollendeten 5. Lebensjahr getragen werden. Der Austritt aus dem jüdischen Glaubensbekenntnis befreit nicht von der Kennzeichnung. Anträge auf Ausnahmen von der Kennzeichnung sind zwecklos.»

Die Davidsterne müssen, eine besondere Schikane, in der jüdischen Gemeinde selbst hergestellt und mit Nummern von 1 bis 45'000 versehen werden. «Man arbeitet Tag und Nacht ohne Unterbrechung und Ru-

hepause. Alles muss in genauester Form bis zu den festgesetzten Terminen fertig sein: Die Verteilung der Sterne, der Einzug ins Ghetto ... Es ist ein summender Bienenkorb. Keine Minute hören sie auf. Oft arbeiten sie ununterbrochen sechzehn Stunden am Tag», schreibt Michael Molho, erster Rabbiner der nahezu ausgelöschten jüdischen Gemeinde von Thessaloniki, in seinem erstmals 1948 erschienen Buch *In Memoriam*²

Die Kennzeichnungspflicht tritt am 25. Februar in Kraft. Einen Tag später schreibt ein gut gelaunter Alois Brunner an den «Lieben Rudolf» voller Begeisterung über den geglückten Start seines mörderischen Auftrags: «Unsere Arbeit schreitet prima vorwärts. Am 25.2. begannen hier die gelben Sterne zu funkeln. So mancher Landser sagte, auweh, meine trägt ja auch einen Stern. Und die griechische Bevölkerung ist über die Kennzeichnung und Ghettoisierung derart erfreut, dass ich mir sage, ein Verbrechen, dass nicht schon früher entsprechende Massnahmen ergriffen worden sind.»

Brunner schreibt diesen Brief in seiner schmucken Villa, die er gerade in der Velissariou bezogen hat. Und wieder ist es die heimelige Hausnummer 14. Zum blauen Meer sind es nur wenige Schritte. Heute steht das kürzlich neu getünchte Haus eingekeilt zwischen hastig hochgezogenen Neubauten. Geschäfte, Restaurants, kleine Läden nebenan.

Wir versuchen, die heutigen Bewohner dieses seltsamen Hauses ausfindig zu machen. Der Mieter ist ein griechischer Geschäftsmann. Er zeigt keine besondere Neigung, sich mit uns zu unterhalten, aber dann bestellt er uns schliesslich doch, ein bisschen genervt und unwirsch, in sein Büro. Ein behaglicher Verkaufsraum mit Gartenmöbeln im Landhausstil. Anestes Angelides erwartet uns. Skeptische Musterung, skeptische Erkundung unseres Anliegens. Kaffee. Angelides macht gute Geschäfte mit Deutschland, spricht gut Deutsch, und er zeigt nicht ohne Stolz seine hübsch gestalteten Geschäftsprospekte. Es wird lange über Handelsbeziehungen, Wettbewerb und Währungsschwankungen gesprochen, die Gefahren des Euro und die Chancen der neuen Währung,

bis wir endlich auf unser eigentliches Anliegen zurückkommen können. So erfährt Angelides zum ersten Mal, in welchem Haus er seit Jahren lebt. Er ist erst skeptisch, dann fassungslos. Wir zeigen ihm ein altes Foto der Villa. Es gibt keinen Zweifel, es ist sein Haus. Nie hatte er über diese wirklich prachtvoll gelegene und preiswerte Villa nachgedacht, auch nicht über die schrullige Dame, die eigentliche Eigentümerin. Jetzt erst werde ihm klar, warum sie auch auf hartnäckige Nachfrage seinerseits nie etwas über die Vorgeschichte des Hauses preisgegeben habe. «Es trifft sich gut, dass wir gerade ein neues Haus am Strand bauen, das werden wir jetzt vorantreiben», sagt Angelides. Keinen Tag länger als nötig werde er in der Verbrecher-Villa bleiben, er, der seit Jahren für Amnesty International spende, Mieter eines Folterhauses? Angelides ringt sichtlich um Fassung. Wir bekommen eine Drehgenehmigung, können das Haus besichtigen, so lange wir wollen.

Die Villa in der Velissariou Nr. 14 gehört einer jüdischen Familie, einem angesehenen Gartenarchitekten, bis sie für die Judenjäger beschlagnahmt wird. Im Keller der Folterraum, im ersten Stock die Büros. Im zweiten Stock wohnt Alois Brunner. Von hier aus organisiert er die Transporte. Von dem schattigen Balkon hat er einen herrlichen Blick in eine verwunschene und mit den seltensten heimischen und fremden Pflanzen üppig ausgestattete Gartenlandschaft. Auf der Dachterrasse flattert eine riesige schwarze Fahne mit dem Zeichen der SS, über dem Eingang das Banner mit Totenkopf und zwei gekreuzten Knochen.³

In diesem angenehmen Ambiente überlegen Brunner und Wisliceny die nächsten Schritte zur planmässigen Auslöschung der jüdischen Gemeinde der Stadt. Die Anordnungen folgen nun Schlag auf Schlag. Nach der Kennzeichnung der Juden folgt die «allgemeine Kennzeichnung der jüdischen Geschäfte und Wohnungen»: «Wie bereits mündlich angeordnet müssen die jüdischen Geschäfte durch ein sichtbar angebrachtes Plakat gekennzeichnet werden, das in deutscher und griechischer Sprache die Bezeichnung ‚Jüdisches Geschäft‘ trägt.»⁴ Das hat die praktische

Nebenwirkung, dass deutsche Landser sich in solchen Geschäften selbst bedienen können, ohne zahlen zu müssen. Ein Vorteil, von dem eifrig Gebrauch gemacht wurde, wie Zeugen berichten.⁵ Um sich in grossem Stil des jüdischen Eigentums zu bedienen, wird eine «Abwicklungsstelle für das jüdische Barvermögen sowie die jüdischen Wertgegenstände» eingerichtet, «Vbllzugsmeldung bis zum 20.3.1943». Alle Familien müssen bis zu diesem Termin eine umfassende Vermögenserklärung abgegeben haben, aus der nicht nur Bankguthaben ersichtlich sind, sondern alle anderen Vermögenswerte von Immobilien bis Teppichen, von Maschinen bis zum Kochgeschirr. Alles musste einzeln und für die Täter übersichtlich aufgelistet werden. Ein scheinlegales Mäntelchen, dessen sich Brunner schon in Wien erfolgreich zu bedienen wusste, um den planmässigen Raubmord zu organisieren.

Brunners Dienstvilla in der Velissariou Nr. 14 quillt förmlich über. Zeugen haben wahre Teppichberge gesehen, Haufen von Diamanten, Goldbarren, jeden nur erdenklichen Schmuck, Gold und Silber, erlesenes Geschirr.⁶ Oft musste das Dienstpersonal schwer bepäckte Kisten zum Flughafen oder zum Bahnhof schaffen. Alfred Slawik, ein gelernter Fleischhauer und schon in der Wiener Zentralstelle als Wohnungsplünderer berüchtigt, bestätigt in seiner Vernehmung 1947 vor dem Landesgericht Wien, er habe für alle SS-Funktionäre ähnliche Kisten nach Wien expediert.⁷ Dass sie nur mit Lebensmitteln gefüllt gewesen seien, nahm ihm schon damals keiner ab. Brunner und Wisliceny hatten eigene Fängerkommandos aus freiwilligen, griechischen Häschern aufgestellt, die jeden Juden, der zufällig des Weges kam, in die Villa zerrten und ausplünderten. Besonders gefürchtet war Brunners Bestialität. Keine Art der Folter und Misshandlung sparte er aus. Als ein alter Jude mit seinem Neffen in die Falle der Velissariou Nr. 14 ging, prügelt Brunner die Opfer eigenhändig mit einer Peitsche aus Lederriemen, zwischen die dünne Metallschnüre gewoben waren. Dann stellte er beide mit dem Gesicht zur Wand und setzte ihnen, die Finger am Ab-

zug, zwei kalte Pistolen in den Nacken. Gern liess er auch in dem kleinen Brunnen im Garten den Kopf seiner Opfer so lange unter Wasser halten, bis diese um ihr Leben bettelten und andere, vermögende Juden verrieten. Die meisten verliessen das Haus blutüberströmt. Abends gingen Brunners Häscher auf die Jagd nach Frauen, die die Männer dann im angrenzenden Pavillon vergewaltigten.⁸ Noch ganz beseelt von solchen Fängen gerät der frisch verheiratete Brunner gegenüber dem «Lieben Rudolf» ins Schwärmen. «Die antiken Griechinnen musst Dir hier etwas kleiner und dunkler vorstellen. Sie aber sollen sonst sehr dankbar sein. Insbesondere der Wiener Dialekt sagt ihnen zu. Vor einigen Tagen war ich mords verkühlt. Ich liess mich auf ein türkisches Bad ein und wurde gesund. Rudolf, so etwas musst Du kennen lernen. Das ist einfach fantastisch. Weissst mit diesen Bädern haben sich die Türken ihre Haremsweiber bettreif gemacht. Hast Du geschäftlich hier nichts zu tun? Falls ja, müsstest kommen, solange ich noch hier bin. Gesorgt wäre selbstverständlich hier für alles. Wenn es sein muss, tanzt Dir zum Abendessen auch das griechische Ballett...»

Die Unruhe unter der jüdischen Bevölkerung wächst mit jedem Tag, den Brunner wütet. Und der kann es kaum erwarten, bis es richtig losgeht. In überschwänglicher Vorfreude schreibt er an seinen Freund weiter: «Wenn wir mit ihnen erst losfahren, wird ein Jubel der Griechen losgehen.» Brunner verfügt die Einrichtung zweier Ghettos. Eines davon befindet sich direkt am Bahnhof, der kurzen Wege wegen: das Ghetto «Baron Hirsch». Ein Stadtteil, benannt nach dem bayerischen Baron Moritz Hirsch, dem Stifter eines um 1900 errichteten Krankenhauses für die armen Juden des Viertels. Wohnten hier bisher nicht mehr als 2'000 Menschen, müssen plötzlich bis zu 10'000 Menschen aufgenommen werden. Das Verlassen des Geländes wird untersagt und durch einen hohen, mit Posten bewachten und nachts mit Scheinwerfern angestrahlten Bretterzaun unmöglich gemacht. Als Ghettokommandant setzt Brunner seinen Spezi Herbert Gerbing ein. Auch Gerbing kennt er

aus Wiener Zeiten, als er ihm im Sommer 1942 den Auftrag erteilte, Vorbereitungen für einen Film zu treffen, der den zynischen Titel tragen sollte: *Wie Juden vor 1938 lebten*. «Dafür benötigte er eine Anzahl hübscher junger Jüdinnen und einige ältere, würdig aussehende Herren, die er sich auch tatsächlich aussuchte», wie sich Brunners Namensvetter Brunner II später vor Gericht erinnern wird. Gerbings besondere Passion war das Aufspüren und Ausheben von Juden, die sich versteckt hatten. Er war damit so erfolgreich, dass Brunner auch später weder in Drancy noch in Nizza auf seine Dienste verzichten wird. Gerbing wird sich nie verantworten müssen.⁹

Heute ist der Stadtteil des ehemaligen «Baron Hirsch» ein quirliches und lärmendes Viertel, staubig und ein bisschen heruntergekommen. Noch immer heisst das Viertel «Hirsch», aber der Name ist auch das Einzige, was überlebt hat. Sonst erinnert nichts auch nur entfernt an die grausamen Wochen zwischen Februar und Mai 1943. Keine Tafel, kein Hinweis. Auch am noch erhaltenen Bahnhof, von dem dann die Transporte abgehen, findet sich nicht die kleinste Spur des Erinnerns. Als seien Brunner und seine Männer nie in dieser Stadt gewesen.

Die Vorbereitungen zur Deportation laufen auf Hochtouren. Bald stehen die nötigen Waggons und Züge am Bahnhof bereit. «Brunner brauchte lediglich anzugeben, wie viele Waggons und zu welchem Zeitpunkt er diese Waggons benötigte», bezeugt später Wisliceny vor Gericht. Aber noch kurz bevor Brunner die Viehwaggons mit Menschen bestücken kann, gibt es ein Problem. Mitte März, wenige Tage bevor die ersten Waggons rollen sollen, verlangt überraschenderweise die «Organisation Todt» Arbeitskräfte für kriegswichtige Arbeiten in Nordgriechenland. Das durchkreuzt Brunners Pläne so sehr, dass er unverzüglich nach Berlin reist, um sich dort persönlich und bei seinem Mentor Eichmann wegen dieser ärgerlichen Verzögerung zu beschweren. Mit Erfolg. Brunner kehrt gestärkt nach Saloniki zurück. Eichmann befiehlt die «totale Deportation aller Juden aus Saloniki und Macédo-

donien», wie sich Wisliceny später erinnert. Nur 3'000 Juden kommen in den Arbeitseinsatz. Er habe sich später auf Bitten der jüdischen Gemeinde deshalb noch einmal telefonisch mit Eichmann in Verbindung gesetzt, behauptet Wisliceny¹⁰, aber Eichmann habe sich klar für Brunner entschieden.

Am 15. März 1943 verlässt der erste Transport den Bahnhof von Saloniki. Etwa 2'600 Menschen fahren in den Tod. 40 Waggons. Zwanzig Minuten bleiben ihnen, um ihre Wohnungen zu räumen. Das Deutsche Generalkonsulat in Saloniki meldet dieses Ereignis hochofreut noch am selben Tag an das Auswärtige Amt in Berlin und teilt mit: «Es ist in Aussicht genommen, wöchentlich 4 Transporte durchzuführen, sodass die ganze Aktion in etwa 6 Wochen beendet sein wird.»¹¹ So geht schon am übernächsten Tag der zweite Zug ab, dieses Mal mit genau 2'635 Menschen in den Waggons. Am 20. März treffen die ersten 2'400 Juden in Auschwitz ein. 1'700 kommen sofort ins Gas, 417 Männer und 192 Frauen werden ins Stammlager eingewiesen. Die meisten sterben aufgrund von Kälte und Hunger in den ersten Tagen.

Der Deportationsbahnhof von Saloniki ist heute schwer zu finden. Zäune und Stacheldraht verbergen ihn. Damals wie heute ein Güterbahnhof. In flirrender Mittagshitze moderne Stahlwaggons. Am Rande, auf einem Abstellgleis, hinter hohem Gestrüpp, finden wir noch alte Viehwaggons mit Holzverschalung. Die umliegenden Häuser haben eine gute Sicht auf die Gleise. Aber die Fensterläden sind geschlossen, erst gegen Abend, wenn die erfrischende Brise vom Meer herüberkommt, erwacht die Stadt und das alte Viertel «Baron Hirsch» zu neuem Leben. Ein Leben ohne Juden.

Am Morgen des 14. März 1943, gegen 11 Uhr, 24 Stunden vor der ersten Deportation, bittet Dr. Zvi Koretz auf Anweisung Brunners die Bewohner des Ghettos «Baron Hirsch» in die Synagoge. Wieder benutzt Brunner die Funktionäre der jüdischen Gemeinden für sein Mordkomplott. So wie Murrenstein in Wien, wird jetzt Koretz zum Helfershelfer. Der Oberrabbiner, der in den zwanziger Jahren in Wien mit der

Arbeit «Die Schilderung der Hölle im Koran und ihre Vorbilder in der jüdischen Literatur» promoviert hatte und der von den Deutschen als Vorsitzender der jüdischen Gemeinde eingesetzt worden war, bereitet die Menschen auf den nahen Transport vor. Es gehe nach Krakau in Polen, beschwichtigt er die verängstigten Menschen. Dort würden sie schon erwartet und auch Arbeit je nach Fähigkeit und Begabung finden. Die Menschen glauben ihm schon deshalb, weil sie in, den vergangenen Tagen ihre verbliebene Barschaft in polnische Zloty haben tauschen müssen. Pro Familie erhielten sie einen Wechsel über 600 Zloty, einzulösen nach der Ankunft in Polen. Die Wechsel waren wertlos, das griechische Bargeld floss direkt in die griechische Nationalbank, aus der sich die deutschen Besatzer nach eigenem Gusto bedienen konnten. Auch sonst war die Fahrt in den Tod den Opfern als ganz normale Reise verkauft worden. Mit regulären Fahrkarten zum Sammeltarif als Gruppenreise und mit der behördlichen Aufschrift: «Nur gültig in Verbindung mit einem Beförderungsschein, also ungültig, wenn der Inhaber sich von der Gesellschaft trennt und einen anderen Zug benutzt.» Die Menschen haben ihren Mördern vertraut.

Einer, der am Morgen des 14. März 1943 auch in der Synagoge im Ghetto «Baron Hirsch» war, ist Jacques Stroumsa. Noch heute treibt ihn die Frage um, ob sein Oberrabbiner wirklich nicht wusste, wohin die Reise ging. Bis heute wagt er es nicht, die Frage endgültig zu beantworten.

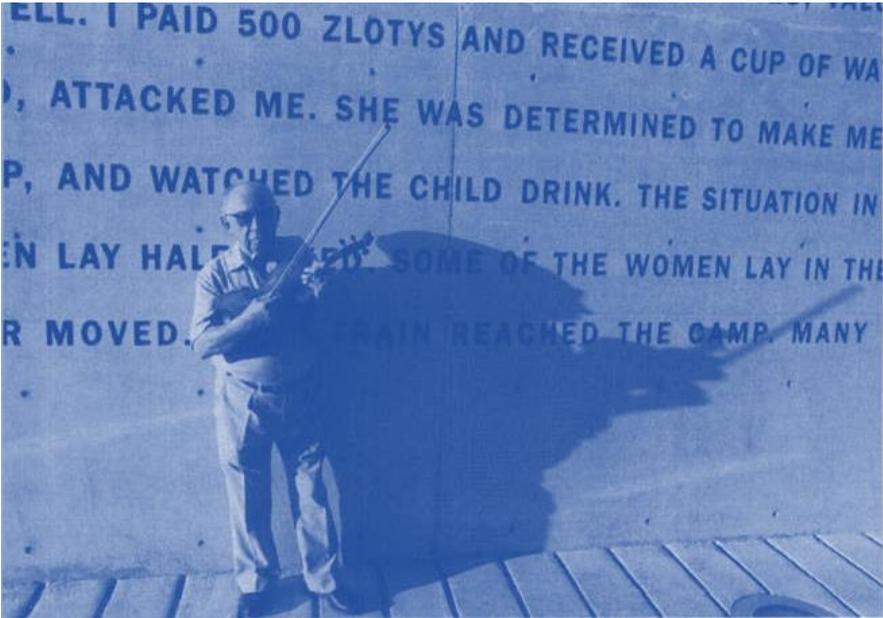
Jacques Stroumsa ist am 4. Januar 1913 in Saloniki als Jakob Stroumsa geboren. Ganz genau kann ihm keiner mehr dieses Datum verbürgen, die standesamtlichen Akten sind im grossen Feuer 1917 verbrannt, dem drei Viertel der jüdischen Wohngebiete zum Opfer fielen. Er wächst behütet auf, seine Eltern ermöglichen ihm ein Ingenieurstudium in Frankreich. Nach dem Militärdienst in der griechischen Armee heuert er im Industrieministerium an und belegt – um die Gebrauchsanweisung für deutsche Traktoren lesen zu können – einen Deutschkurs am Goethe-Institut in Saloniki. Dann kamen die Deutschen selbst, nicht mit

Traktoren, sondern mit Panzern in seine Stadt. Am 9. April 1941. Der Eroberung folgt der Tod. Aber zunächst scheint sich das Leben für den jungen Stroumsa nicht dramatisch zu ändern. Er heiratet Nora Mordoh, eine junge Frau aus bestem jüdischem Hause. Sie gehört zur Familie der Benrubis, die ein weit über Saloniki hinaus bekanntes Glasgeschäft führt, berühmt für seine kostbaren Lüster und feinen Glaswaren. Die Heirat findet in der Beit-Shaul-Synagoge statt, die später durch die Deutschen gesprengt wird.

Auch Jacques ist wie sein jüngerer Bruder Guy unter den 9'000 Männern, die sich am 11. Juli 1942 auf dem «Platz der Freiheit» versammeln mussten. Das makabre Schauspiel der deutschen Wehrmacht wurde erst nach einer Intervention des Belgischen Roten Kreuzes abgebrochen. Aber auch Jacques Stroumsa dachte nicht, dass dieses traumatische Ereignis nur der Anfang vom Ende sein würde.

Stroumsa arbeitet freiwillig für die jüdische Gemeinde. Als Brunners Leute den 450 Jahre alten jüdischen Friedhof zerstören, über 300'000 Grabplatten als Baumaterial ausreissen und die Gebeine der Toten ausgraben, weil, wie die Deutschen spotteten, die Juden keinen Friedhof mehr bräuchten, ist es Stroumsas Aufgabe, wenigstens die Gebeine in neue Gräber zu überführen. Er muss mithelfen, als die Nazis sich aus den Grabplatten ein Schwimmbecken bauen. Viele der Steine sollen als Baumaterial für die Universität von Saloniki benutzt worden sein, die sich auf dem Gelände des alten Friedhofs ausbreitet. Auch hier suchen die Besucher vergeblich nach einem Hinweis auf die tragische Geschichte des Ortes. Der Rektor der Universität habe sich bisher beharrlich geweigert, wenigstens eine Gedenktafel anzubringen, erzählt uns eine Universitätsangestellte.

Jacques Stroumsa wird auch zu Arbeiten an der Umzäunung des Ghettos «Baron Hirsch» gerufen oder um Kleinigkeiten in der Gestapozentrale zu richten. Stroumsa kennt sich aus zwischen den Frontlinien.



Jacques Stroumsa in Jad Vaschem

Als er im Ghetto eine neue elektrische Installation legen soll, wird er zufällig Zeuge eines denkwürdigen Telefonats zwischen Wisliceny und Brunner. «Ich denke», sagt Wisliceny, «wir können in einer Woche mit der Deportation der Juden beginnen.» Stroumsa erinnert sich noch heute, wie ihm dieser Satz in die Glieder gefahren ist. Als er in Panik nach Hause rennt, trifft er unterwegs ein Mitglied der jüdischen Gemeinde, einen Mitarbeiter Zvi Koretz', dem er von diesem Anruf erzählt. Dieser beschwört ihn und droht ihm, nur niemandem davon zu erzählen, es könne sonst zu Panik kommen unter den Juden und die müsse um alles in der Welt verhindert werden. Stroumsa schweigt.

Jacques Stroumsa lebt heute in Israel. Seine bescheidene, kleine Wohnung im Erdgeschoss eines einfachen Mietshauses in Jerusalem ist nicht auf Anhieb zu finden. Uns tritt ein kleiner freundlicher Mann ent-

gegen. Der über 80-Jährige spricht noch immer ein sehr passables Deutsch, freut sich sogar, mit uns Deutsch reden zu können. Er zeigt uns sein Entlassungsdokument aus dem KZ Mauthausen. Ein abgegriffenes Stück Papier, mit vergilbtem Klebeband notdürftig zusammengehalten, übersät mit Stempeln und Unterschriften, ein Dokument für die bürokratische Abwicklung eines unglaublichen Überlebens. Stroumsa trägt dieses Stück Leben immer bei sich, wie um sich jederzeit vergewissern zu können, dass das alles wirklich so war.

Jacques Stroumsa zündet sich eine neue Zigarette an. Filterlos. Eine nach der anderen. Und er erzählt: Wie er die ersten Waggons am Bahnhof gesehen hat, wie er nach dem belauschten Telefonat zwischen Wisliceny und Brunner auch wusste, wohin diese Züge gehen. Jeder Zug. Insgesamt werden es 18 Züge sein mit zusammen 45'324 Menschen, die Saloniki in Richtung Auschwitz verlassen. In Zug Nr. 16 sitzt dann Jacques Stroumsa selbst mit seinen Eltern, seinen Geschwistern und seiner jungen Frau Nora. Sie ist 20 Jahre alt und im 8. Monat schwanger. Der 30. April 1943 ist ein wunderbarer Frühlingstag. Warm und mild.

Unterwegs, erzählt Stroumsa, habe der Zug plötzlich angehalten. In der Nähe von Wien, meint er. Die Waggontür wurde aufgerissen, und plötzlich stand Brunner vor ihm. Er habe ihn sofort erkannt, schliesslich sei er ihm oft genug im Ghetto «Baron Hirsch» über den Weg gelaufen. Brunner sei wie auf der Suche nach einem bekannten Gesicht den Zug abgescritten, bis er ihn, Stroumsa, gesehen habe. «Er gab mir ein Zeichen auszusteigen.» Eine neue filterlose Zigarette.

Er und ein anderer junger Mann seien ausgestiegen und Brunner gefolgt. Brunner war selbst mit dem Transport Nr. 16 mitgefahren, offenbar auf einem Heimaturlaub nach Wien. Kostengünstig und praktisch. Er sass natürlich in einem normalen Zugabteil am Anfang des Transports, erinnert sich Stroumsa. «Er befahl uns, eine sehr schwere Holzkiste zu entladen und danach eine zweite, ebenso schwere», sagt

Stroumsa und macht dabei eine das besondere Gewicht der Kisten unterstreichende Armbewegung. Sie schleppten die Kisten in ein wartendes Auto, mit dem Brunner dann davongefahren sei. Gold? Juwelen? Stroumsa hat keine andere Erklärung für den schweren Inhalt dieser sonderbaren Behältnisse.

Um 5 Uhr ist es noch dunkel gewesen an diesem 8. Mai 1943, als der Transport Nr. 16 in Auschwitz-Birkenau eintrifft. Im grellen Scheinwerferlicht werden Stroumsa und seine Familie aus dem Waggon geschleucht. Bruder Guy kümmert sich um die Eltern und seine beiden Schwestern Julie und Bella. Jacques hilft seiner schwangeren Frau. «An der einen Hand Nora, in der anderen Hand meine Geige», sagt Stroumsa und streicht gedankenverloren über den Violinenkoffer, den er zu unserem Gespräch mitgebracht hat. Die Geige hat ihm das Leben gerettet, auch wenn sie ihm von der SS zunächst abgenommen wird. Später spielt er im Lager Mozart, Beethoven und Haydn. Und Marschmusik, wenn die Zwangsarbeiter das Lager verliessen und abends, wenn sie zurückkamen. Stroumsa wurde erster Geiger des Auschwitz-Orchesters, und so hat er überlebt. Am kalten Morgen des 8. Mai 1943 wird ihm aber nicht nur seine Geige geraubt, sondern auch seine Eltern, seine Schwiegereltern, seine Frau Nora und sein ungeborenes Kind. In der Statistik des Todes sind die Zahlen des 8. Mai 1943 festgehalten: 568 Männer und 247 Frauen und Kinder wurden selektiert, sie erhielten die tätowierten Nummern 120'650 bis 121'217 für die Männer und 44'380 bis 44'626 für die Frauen und Kinder. Die restlichen 1'685 Menschen wurden in den Gaskammern sofort ermordet.¹² Jacques Stroumsa wird zur Nummer 121'097. Sein Bruder Guy überlebt Auschwitz nicht, Schwester Julie, die im Frauenorchester von Auschwitz spielt, stirbt kurz vor der Befreiung in Bergen-Belsen an Typhus. Nur Bella überlebt. Und Jacques. Ruth K., eine Schreibkraft in Auschwitz, berichtet bei ihrer Vernehmung 1963, dass insbesondere die griechischen KZ-Häftlinge kaum eine Überlebenschance gehabt hätten: «Nur ganz junge und kräftig aussehende Menschen haben die Vorsortierung an der Bahnhof-

rampe überstanden ... Jedoch nach kürzester Zeit... verfielen sie infolge mangelnder Ernährung, Bekleidung und Klimaschwierigkeiten schneller als die Häftlinge aus dem östlichen und westlichen Europa. Sie waren am wenigsten widerstandsfähig ..,»¹³ Bis zum Januar 1945 hat sich die Zahl aller aus Griechenland deportierten Männer auf 358 verringert.¹⁴

Am 19. Januar 1945, einem eiskalten, stockdunklen Morgen, werden gegen 6 Uhr die Gefangenen auf den «Todesmarsch» geschickt, der Stroumsa nach Mauthausen bringt. Mit einer Lucky Strike erlebt er am 8. Mai 1945 um 6 Uhr abends seine Befreiung durch die Amerikaner. Jacques Stroumsa ist später immer wieder für ein paar Tage nach Saloniki zurückgekehrt, aber dort leben wollte er nie mehr. Zu viel ist verloren gegangen, sagt er, eigentlich alles.

Die Deportationen aus Saloniki verlaufen keineswegs so reibungslos, wie Brunner es sich wünscht. Immer wieder kommt es zu unvorhergesehenen Zwischenfällen. Sie belegen eindrucksvoll, dass Brunner nicht nur massenhafte Deportationen organisierte, sondern sich – wie auch bei seinen nächsten Einsatzorten – persönlich um jeden einzelnen Fall kümmerte. Es sollte ihm keiner entgehen. Der jüdische Arzt Dr. Cuenca ist als Mitarbeiter des Internationalen Roten Kreuzes vom Tragen eines Judensterns ausgenommen, aber das macht ihn für Brunner noch lange nicht zum «Zweifelsfall». Gewaltsam verschafft sich Brunner Zutritt zu dem verschlossenen Haus des Arztes im Ghetto «Baron Hirsch», als dieser plötzlich verschwunden ist. Er durchstöbert das Haus von oben bis unten nach dem entschlüpften Arzt. Eine schauspielerische Meisterleistung, denn Brunner hatte den Arzt und dessen Frau kurz zuvor mitten in der Nacht «in Decken gewickelt und heimlich in einen Deportationszug nach Auschwitz bringen lassen», wie der Arzt nach dem Krieg bezeugt.¹⁵ Die angebliche Flucht dient Brunner nur dazu, die Massnahmen gegen die noch verbliebenen Juden im Ghetto zu verschärfen. So lässt er wenige Tage später 25 Geiseln nehmen, die «erschossen werden, wenn nur die geringste weitere Zuwiderhandlung gegen die vorge-

schriebenen Verpflichtungen der Juden Salonikis vorkommt». ¹⁶ Gleichzeitig wird die Ausgangssperre innerhalb der Ghettos drastisch erweitert: Wer ausserhalb der Zeit von 10 bis 16 Uhr «auf der Strasse oder sonst im Freien angetroffen wird, wird sofort erschossen». ¹⁷ Brunner benutzt den Fall Cuenca dazu, das Netz um die jüdische Gemeinde von Saloniki noch engmaschiger zu machen. Keiner darf entkommen. Auch der jüdische Tuchkaufmann Alex Blumenfeld nicht. Der Frontkämpfer aus dem Ersten Weltkrieg, verheiratet mit einer «Arierin», war gerade erst aus dem «Deutschen Reich» über Belgrad nach Saloniki gekommen. Er fühlte sich sicher, hatte das Ehepaar doch eine Bescheinigung, derzufolge sie nicht deportiert werden durften. Doch auch Blumenfeld ist kein «Zweifelsfall». Im April 1943 wird er verhaftet und ins Ghetto «Baron Hirsch» verschleppt. Lisa Blumenfeld beschwert sich bei den zuständigen Dienststellen, wird getröstet, immer wieder hingehalten. Wochenlang, bis sie Mitte Mai eher zufällig durch einen Koch der Gestapo erfährt, dass ihr Mann am Morgen des 13. Mai 1943 durch Brunner ermordet worden ist. «Brunner habe sie dann vorgeladen», sagt die Witwe Lisa Blumenfeld 1957 in einer eidesstattlichen Versicherung aus, «und habe verlangt, dass sie sich von ihrem Mann scheiden lassen solle», um sich selbst vor der Deportation zu bewahren. Sie habe dann erklärt, «sie könne sich nicht von einem Toten scheiden lassen». Daraufhin habe Brunner sie schwer misshandelt und gedroht, sie sofort zu deportieren, Arierein hin oder her. Tatsächlich wird Lisa Blumenfeld am 23. Juni 1943 verhaftet und über Bergen-Belsen nach Ravensbrück gebracht. ¹⁸

Aber nicht nur solche «zeitraubenden» Einzelfälle gefährden immer wieder den Erfolg des Einsatzes von Brunner in Saloniki. Viel delikater ist die Sonderbehandlung von Juden mit nicht griechischer Staatsbürgerschaft. Mitte März 1943 leben immerhin 281 italienische, 511 spanische und 60 Juden anderer Nationalitäten in Saloniki. ¹⁹ Sie dürfen weisungsgemäss nicht deportiert werden, was Brunner schmerzt und wogegen er sich auflehnt, wo immer es geht, diplomatische Verwick-

lungen und Ärger nicht scheuend. Besonders die jüdischen Staatsbürger des mit Hitler-Deutschland verbündeten Italien machen Brunner zu schaffen. Als er erfährt, dass auf dem Bahnhof von Saloniki ein Urlaubszug steht, kurz vor der Abfahrt nach Athen, mit 18 Juden, die alle italienische Papiere hätten, schickt er seine Leute an den Bahnsteig, um nach dem Rechten zu sehen. 13 Personen durften fahren, fünf wurden festgehalten.²⁰ Der italienische Konsul legt Protest ein, droht mit diplomatischen Konsequenzen. Es hilft alles nichts. Als der jüdische Anwalt Moises Saul, ein Grieche, aber seit 12 Jahren in Diensten des italienischen Konsulats, mit seiner Frau Rahel und Tochter Lydia deportiert werden soll und daraufhin flieht, aber von Brunners Schergen wieder verhaftet wird, interveniert der italienische Gesandte der Botschaft in Berlin beim Auswärtigen Amt. Zu spät, wie sich herausstellt: Moises Saul ist auf persönliche Anweisung Brunners am 21. Mai 1943 mit dem letzten Transport nach Polen deportiert worden, was man dem italienischen Generalkonsul «unter dem Ausdruck des Bedauerns» mitgeteilt habe.²¹ Die Deutschen versprechen zwar, nach Saul zu suchen, schliesslich soll sich Mussolini selbst für diesen Fall interessieren, aber die Nachforschungen verlaufen im Sande.

Wir durchstreifen das griechische Thessaloniki noch einmal. Von den einst 32 Synagogen, die 1940 noch existierten, hat nur eine die Deutschen überlebt. Sie haben sie als Lazarett gebraucht. Immerhin, es soll, so heisst es gegen Ende unserer Dreharbeiten, doch noch eine Gedenktafel für die ermordeten Juden der Stadt geben, wenn auch ausgerechnet im Charilaou-Viertel, wo nie Juden gelebt haben. Auch diese Tafel ist nicht zu finden. Und als in Auschwitz der 50. Jahrestag der Befreiung durch die Rote Armee begangen wurde, liess sich kein griechischer Repräsentant blicken, weder aus Athen, noch aus Thessaloniki. Die Vergangenheit ist gelöscht.

Und wer ist nun der «Liebe Rudolf», an den Alois Brunner kurz nach seinem Eintreffen in Saloniki schreibt, sehr persönlich, sehr privat? Der Brief liegt als Kopie beim Wiener Landesgericht für Strafsachen, das

Original liess sich nicht finden. Eine Seite, eng beschrieben in Maschienschrift mit handschriftlichen Randbemerkungen aus der Feder Brunners. So steht am linken Rand: «Was sagen die Judenfreunde in Wien zur Bestätigung unserer Arbeit durch die letzte Führerproklamation?» Und unten: «Viele Grüsse an Frl. Hilde und alle unsere Bekannten, sei mir herzlich gegrüsst Dein Brunner Lois, Heil Hitler!» Der Tenor des Briefes ist vertraulich. Das wird auch an einer anderen Stelle deutlich, wo sich Brunner an «Rudolf» in einer «persönlichen Frage» wendet: «Lass mir den letzten Juden nicht früher abfahren, bevor nicht mein schwarzer Kasten geliefert ist... und bitte schreib mir oder sag es meiner Frau, ob die Möglichkeit einer Kiste Geschirr für meine Schwester noch besteht.» Die besondere Nähe, mit der Brunner hier schreibt, liesse vermuten, dass Rudolf Jänisch der Empfänger dieser reizenden Post ist, ein enger Freund Brunners, der im Herbst 1942 dessen Heirat mit Anni Röder neben Franz Novak als Trauzeugen begleitet und beurkundet hat. Auch Rudolf Vogel käme in Betracht, ebenfalls ein alter Spezi Brunners und späterer CDU-Bundestagsabgeordneter, der seinem Freund die Fahrkarte nach Damaskus besorgt haben soll.²² Sehr viel wahrscheinlicher allerdings ist, dass es sich bei Brieffreund «Rudolf» um Rudolf Wagner handelt.²³ Wagner war Adjutant des Wiener Gestapomannes Karl Ebner und gleichzeitig dessen Verbindungsmann zur Zentralstelle. Ebner und Brunner arbeiteten Hand in Hand, nicht nur bei der «Aushebung» der Wiener Juden, sondern auch bei der systematischen Plünderung jüdischen Vermögens. Ebner war derjenige, «der das ganze Vorgehen in der Vermögenseinziehung mit dem Oberfinanzpräsidenten in Wien gesetzlich zu bemanteln suchte», wie sich ein Zeuge erinnert, und er war der, «der... die ganzen Bonzen mit den herrlichsten Einrichtungsgegenständen und Bildern versorgen liess».²⁴ Kein Wunder, dass Brunner im entlegenen Saloniki in dieser Hinsicht nicht in Vergessenheit geraten möchte, seinen Teil vom Kuchen abbekommt, dort eine Kiste Geschirr, hier einen Pelz oder Möbel. Der «Liebe Rudolf» war diesbezüg-

lich ein verlässlicher Kurier, und die freundlichen Grüße an «Frl. Hilde» erfüllten gewiss auch ihren Zweck: Hildegard R. war von 1938 bis 1945 Ebners Sekretärin, «mein zweites Gehirn», wie dieser Hilde gerne pries.

6 Paris – Das Lager Drancy und Brunners Liebe zum Detail

Wäre da nicht der Güterwaggon auf einem Stück Schiene, das keinen Anschluss hat, nichts würde darauf hindeuten, dass die u-förmig gebauten fünfgeschossigen Mietskasernen eine Vorgeschichte haben, die empfindlichen Mietern ihre Wohnungen verleiden könnten. Den doppelten Stacheldraht, der einst diesen Wohnblock umzäunte, gibt es nicht mehr. Auch die Wachtürme aus Holz sind längst abgerissen. Und der riesige Innenhof ist mit Bäumen hübsch bepflanzt. Aber der Güterwaggon steht da, gleich am Eingang, unübersehbar und lädt zum Fragen ein und zweimal pro Woche auch zum Betreten. Dann öffnet sich die Tür, und Marcel Eskenazi lässt Besucher einen Blick in das Innere des Waggons und auch in das kleine Museum werfen, das er mit einigen anderen ehrenamtlichen Helfern in zwei Parterreräumen eines der Häuser eingerichtet hat.

Das Museum Drancy ist nicht im Stadtplan eingezeichnet. Auch das Mahnmal, der Güterwaggon, nicht. Wir hatten uns mehrfach durchgefragt, bis wir schliesslich hierher fanden. Nun also stehen wir endlich in Drancy. Vor uns liegen die drei lang gestreckten Wohnhäuser, und es ist kein Zweifel mehr möglich, denn eigentlich sieht alles noch so aus wie damals, als der Name dieses kleinen Pariser Vororts unter den Juden Frankreichs Angst und Schrecken verbreitete. Drancy war das Durchgangslager auf dem Weg in die Vernichtung, der Vorhof zur Hölle. «Drancy war vor allem ein Lager der Angst, weil die Leute an nichts anderes dachten als daran, ob sie nun deportiert werden würden oder nicht. Sie waren einem unaufhörlichen Stress ausgesetzt, was im

Übrigen auch einige Selbstmorde erklärt», sagt Marcel Eskenazi. Aus ganz Frankreich wurden die Juden zusammengetrieben und hierher nach Drancy deportiert. Bei ihrer Ankunft werden sie zunächst erleichtert gewesen sein, denn Drancy sah, abgesehen vom Eingangstor, den Wachtürmen und dem Stacheldrahtzaun, nicht nach einem KZ aus. Im Gegenteil, die Verpflegung war ausreichend und die hygienischen Verhältnisse erträglich. Jedenfalls, nachdem Alois Brunner die Leitung von Drancy übernommen hatte. «Mit Brunners Erscheinen im Lager nehmen Heuchelei und Grausamkeit spürbar zu», schildert uns Eskenazi das veränderte Klima. «Heuchelei deshalb, weil alles, was er veranlasst, zum Nachteil der Lagerinsassen ist, andererseits aber so getan wird, als geschehe alles zu ihrem Besten. So liess er etwa inmitten des Lagers eine Rasenfläche anlegen und die Lagergebäude innen neu streichen, die Räume von Ungeziefer, Flöhen, Wanzen desinfizieren. So kam es zu einigen Verbesserungen innerhalb des Lagers, was die Leute glauben liess, dass es da, wohin sie kämen, ähnlich sei, dass dies Arbeitslager seien.» Möglich auch, dass Brunner an der Herrichtung des Lagers gelegen war, weil er selbst vor Ort wohnte. Zweifellos aber dienten die Verbesserungen dazu, die Häftlinge in trügerischer Sicherheit zu wiegen. Eine Taktik, die aufging. Die Neuankömmlinge, die häufig bereits andere Lager erlebt oder Schreckensgeschichten gehört hatten, werden zunächst verwundert und erleichtert gewesen sein. Drancy, das war kein Barackenlager. Stattdessen solide Häuser, die eigentlich als sozialer Wohnungsbau gedacht waren, und dafür werden sie heute auch tatsächlich genutzt. Die meisten der hier lebenden Franzosen, Algerier, Marokkaner oder Inder wissen so gut wie nichts über die Vorgeschichte ihrer Häuser, und sie fragen auch nicht. «Nein», sagt Marcel Eskenazi, «von den Bewohnern kommt nur selten jemand vorbei.» Auch die Häuser, die dem einstigen Lagereingang genau gegenüberliegen, sehen noch so aus wie damals, aber ob sich von den heutigen Bewohnern noch jemand an die Zeit erinnert, als die Aussicht aus ihrem Fenster eine gute Einnahmequelle war? «Täglich standen Menschen dort drüben», er-

zählt Marcel Eskenazi und deutet auf die gegenüberliegende Häuserfront, «um ins Lager schauen zu können. Sie hielten Ausschau nach Verwandten, und sie zahlten für diesen Blick an die Wohnungsbesitzer.»



Das Internierungslager Drancy

Marcel Eskenazi, Jahrgang 1943, kennt das Lager genau – auch wenn er selbst es nie betreten hat. Er hat alles gelesen, was er über das Lager Drancy finden konnte. Er hat Fotos und Dokumente gesucht und mit nicht nachlassender Energie schliesslich durchgesetzt, dass es wenigstens diesen Raum mit einigen Schautafeln, das Mahnmal und eine kleine marmorne Gedenktafel gibt, die daran erinnern, das Drancy nicht irgendeine Siedlung ist.

Im August 1941 wurden die ersten Juden hier interniert. Bis Mai 1943 sind 50'000 Juden deportiert worden. Das reicht Eichmann nicht. Er ist unzufrieden und beauftragt seinen besten Mann, endlich die Deportation der französischen Juden voranzutreiben. Immerhin hat sich der Burgen-

länder gerade durch die zügige Auslöschung der Gemeinde von Saloniki für weitere Spezialeinsätze empfohlen, und so macht er sich nun in Paris an die «Arbeit».

«Brunner kam am 18. Juni 1943 nach Drancy. Damit beginnt eine neue Zeitrechnung im Lager.» Marcel Eskenazi nennt dieses Datum, ohne auch nur einen Moment nachzudenken. Er könnte es auch dann sofort nennen, wenn man ihn nachts wecken und danach fragen würde. Die Ankunft Alois Brunners hat für ihn eine sehr persönliche Bedeutung, die er uns erst am Ende unseres Gesprächs erzählen wird. Auch seine Zeitrechnung beginnt am 18. Juni 1943. «Brunner verfügte bereits über einige Erfahrung, was die Endlösung der Judenfrage in Europa betraf. Bei seiner Ankunft stellte er in der Mitte des Lagers einen kleinen Tisch auf und fing an, alle zu verhören. Er fragte die Lagerinsassen, ob sie Familie hätten, wo sie wohnten, und machte sich Notizen über all das. Dieses Verhör dauerte fast drei Tage. Die meisten Leute waren überrascht, einige glaubten, ihn milde stimmen zu können, indem sie entweder kleine Kinder nannten oder Grosseltern, die darauf warteten, von ihnen versorgt zu werden. Aber es kam anders. Brunners Anliegen bestand darin, diese Familienmitglieder zu verhaften, um noch mehr Leute deportieren zu können.»

Paris war das ersehnte Ziel unzähliger Landserträume. Pariser Leben, Essen, Wein, Mode, l'amour, die grosse Welt. Alois Brunner aber zieht es nicht auf die Champs-Élysées. Sein Ziel heisst Drancy. Unverzüglich macht er sich an die Arbeit. Wer eindeutig Jude und Franzose ist, gehört in die Kategorie A und damit auf die Deportationsliste. Schwieriger sind jene einzustufen, die zwar Juden sind, aber über die Staatsangehörigkeit eines noch nicht überfallenen oder gar befreundeten Landes verfügen. Türkische Juden etwa oder italienische. Diese Gruppe hatte ihn ja bereits in Saloniki vor Probleme gestellt. Sie gehören in die Kategorie B, genauso wie Juden, die mit Nichtjuden verheiratet sind oder «Halbjuden». Sie werden zurückgestellt. Und dann schliesslich jene, bei de-

nen die Staatsangehörigkeit oder gar die «Rasse» unklar ist, die Zweifelsfälle, Kategorie C, Brunners Spezialität. Er verhört, er teilt ein, er entscheidet. Zwei Tage dauert das erste Verhör. Es ist der 21. Juni 1943. Am 23. Juni, fünf Tage nach Brunners Ankunft in Drancy, fährt Transport Nr. 55 mit 1'005 Menschen nach Auschwitz. Die Fahrt dauert zwei Tage. Bei ihrer Ankunft werden 405 Menschen sofort vergast. Transport Nr. 56 trifft am nächsten Tag ein. Alle 1'002 Menschen dieses Zuges werden sofort in den Gaskammern von Birkenau ermordet. Damit hat Alois Brunner eine Woche nach seinem Dienstantritt als Lagerleiter von Drancy bereits den Tod von 1'407 Menschen zu verantworten.

Die Deportierten sind arglos. Sie wissen nicht, wohin sie fahren. Brunner hingegen kennt das Ziel der Reise genau. «Seine Methode war es, den Leuten zu erzählen, die Reise ginge zum Arbeiten nach Polen, und so riet er ihnen dazu, ihre persönlichen Dinge mitzunehmen. Er bestimmte die Chefs und Unterchefs für die Waggonen, die Deutsch sprechen mussten, und sorgte dafür, dass jeder Waggon Gepäckstücke enthielt, welche selbstverständlich in Auschwitz konfisziert wurden. Er hatte also eine direkte Verantwortung.» Ermittlungsrichter Hervé Stéphan sagt das ruhig, aber mit einer Klarheit, die erkennbar nichts mit dem Gleichmut seiner Kollegen in Deutschland zu tun hat. Die französische Akte Brunner hat keine Staubschicht. Sie wird aufgeschlagen, in ihr wird geblättert, es wird ermittelt, sie wird ergänzt. Das Verfahren wird vorangetrieben, obwohl es schmerzlich und unbequem sein wird, denn es wird auch um die Kollaboration der Franzosen gehen, um die Rolle der Gendarmen etwa, die vor dem Eingangstor des Lagers Drancy wachten und an deren Entschlossenheit, die eigenen Landsleute im Falle der Flucht zu erschiessen, kein Lagerinsasse zweifelte. Aber Hervé Stéphan und sein Kollege, der ermittelnde Staatsanwalt Vincent Lesclous, scheuen diese Fragen nicht. Sie tun etwas in Deutschland noch nie Dagewesenes. Sie suchen nach der Wahrheit, sie ermitteln. Und so sind sie auch neugierig auf die Ergebnisse unserer Recherche.

Lebt Alois Brunner noch? Haben sie eine Chance, ihren Angeklagten doch noch vor Gericht zu sehen? Falls ja, wäre der Prozess selbst ein Kinderspiel, da ist sich Hervé Stéphan sicher, denn die Grundlagen seien unbestritten und es gäbe jede Menge Beweise für die Rolle Brunners. «Er war einer der Hauptverantwortlichen der SS in Frankreich», sagt Hervé Stéphan. «Er organisierte den Nachschub für die Vernichtungslager. Er sah die Deportierten, wählte sie aus, steckte sie in die Waggonen. Er war also kein Schreibtischtäter, sondern ein wirklicher Mörder.»

Eines seiner Opfer wurde von ihm in den Tod geschickt, ohne seinen neugeborenen Sohn wenigstens einmal in den Arm genommen zu haben. «Als ich aus dem Krankenhaus kam, wurde ich nach Drancy gebracht. Das heisst, meine Mutter ging mit mir bis zum Stacheldraht, hielt mich hoch, sodass mein Vater mich sehen konnte, der wenige Tage später weggebracht wurde. Ich habe ihn nicht gesehen, wir haben uns nie kennengelernt», sagt Marcel Eskenazi. Er sagt es mit ruhiger Stimme, denn er hat gelernt, den Schülern, die Drancy besuchen, seine Geschichte zu erzählen. Die Traurigkeit aber bleibt, egal wie geübt die Sätze sind. «Mein erster Kontakt mit der Aussenwelt bestand darin, nach Drancy gebracht zu werden. Ich konnte dann das Lager jahrelang nicht mehr betreten. Erst das Projekt, in Drancy ein Museum einzurichten, liess mich wieder hierher kommen. Dazwischen lagen aber fast 50 Jahre.»

Das Museum, das sind einige Fotos auf Stellwänden und Dokumente. Die Fotos zeigen Alois Brunner und seine Schergen, die er aus Wien mitgebracht hatte. Der Möbeltischler Ernst Brückler, genannt «der Boxer», ist da zu sehen, der sich schon in Saloniki als Schläger bewährt hatte, genauso wie Herbert Gerbing, der zuvor das Lager «Baron Hirsch» in Saloniki geleitet hatte. Und auch Brunners «Bluthund» Josef Weiszl, der einstige Lagerleiter von Doppl, war wieder mit von der Partie.

Wir stehen im Hof vor der Eingangstür eines Raumes, die aussieht wie alle anderen Türen. Doch dieser Raum war nicht irgendein Raum.



Marcel Eskenazi vor dem Güterwaggon in Drancy

Hinter dieser Tür war das Büro des Lagerleiters. In diesem Raum stand Georges Lipietz eines Tages Alois Brunner gegenüber. «Als Brunner uns das erste Mal sah, sagte er, wir schienen ihm keine Juden zu sein, sondern Halbjuden, denn ich war nicht beschnitten. Brunner wandte sich an seinen Dolmetscher, einen österreichischen Juden, und fragte ihn, was er von dieser Familie hielte. Der Dolmetscher war von Freunden gebeten worden, unsere Familie zu retten. Unser Schicksal lag also in seiner Hand. Auf der anderen Seite lief auch er Gefahr, deportiert zu werden. So wand er sich hin und her, und Brunner ordnete dann schliesslich an, die Papiere an die Gestapo zurückzuschicken, und so kamen wir erst einmal davon.» Georges Lipietz redet schnell, unaufhörlich sprudeln die Erinnerungen aus ihm heraus. Er antwortet auf jede Frage so genau und ausführlich wie möglich, fast als habe er Angst, es könnte der Eindruck entstehen, er versuche, etwas zu verbergen. Georges Lipietz wurde Lagerpolizist. Und genau wie

Willi Stern in Wien weiss auch er, dass niemand verstehen kann, wie schwer es ist zu überleben, ohne zu viel Schuld auf sich zu laden. Lipietz gehörte zu den wenigen, die den Lagerleiter häufig sahen. Er war oft dabei, wenn Brunner verhörte, er hat ihn genau beobachtet, und er wird dieses Gesicht nie vergessen, so wenig wie seine Angst vor diesem Mann, von dem sein Leben abhing. «Ohne seine Uniform hätte man ihn für einen der jüdischen Internierten halten können. Ich kann nicht sagen, er habe ausgesehen wie ein typischer Jude, weil es einen solchen Typus nicht gibt. Aber er war ein mediterraner Typ, dunkler Teint, aber ‚harter‘ Blick. Er lächelte nie, scherzte nie, wie es die anderen Scharführer manchmal taten. Er entschied alles, diskutierte mit niemandem.» Bis heute versteht Lipietz nicht, nach welchen Kriterien Brunner entschied. Mit einer Ausnahme: Je reicher jemand war, umso geringer war seine Überlebenschance. «Auf den Formularen waren auf der Vorderseite der Name, der Vorname und andere persönliche Daten notiert. Auf der Rückseite war angegeben, was die Deportierten an Wertgegenständen, Schmuck und Gold dabei hatten. Brunner drehte das Formular um, schaute sich das an und machte sein Zeichen. Obwohl er ein Ideologe war, liess er die Begüterten eher deportieren, um sich zu bereichern.» So wird Alois Brunner so manche Perlenkette von Paris nach Wien zu Anni geschickt haben, während er die Besitzerin der Perlenkette auf «Transport» schickte.

«Mein Vater musste die Waggons vorbereiten», sagt Lipietz. «Er fegte sie aus und stellte einen Hygieneeimer und einen Krug Wasser in jeden Waggon.» «Und was glaubten Sie, wohin diese Züge führen?» «Nach Pitchipoi in Polen», sagt Lipietz. «Pitchipoi», das war der Phantasienamen für Auschwitz, ein schrecklicher Ort, von dem noch niemand zurückgekehrt war und von dem doch jeder hoffte, es sei ein Ort, an dem sich mit schwerer Arbeit überleben liesse. «Bei uns hiess Auschwitz ‚Pitchipoi‘, aber ich hatte keine Vorstellung, was sich hinter diesem Namen verbarg, dass dort Menschen vergast wurden. Die SS tat alles, um geheim zu halten, was dort tatsächlich passierte, um Panik zu

vermeiden. Und Brunner sagte immer, er wolle ‚gesunde Juden‘ haben für das Arbeitslager dort. Aber es wurden auch Kinder und Alte und Kranke abtransportiert. Wir hatten deshalb alle Zweifel, aber die wurden nicht laut.»

Und doch wusste jeder, welches Glück es war, wenn Brunner den eigenen Namen noch nicht auf die Liste gesetzt hatte. Zwei bis drei Transporte mit jeweils 1'000 Menschen rollen jede Woche in den Tod seit Alois Brunner das Kommando übernommen hat. Im Lager ist ein ständiger Wechsel. Täglich werden neue Gefangene eingeliefert und mit der Hausordnung vertraut gemacht, die Brunner am 11. Oktober 1943 in einer Dienstvorschrift niederlegt. «Die Gepäckstücke der Internierten müssen an der Kopfseite der Betten geordnet werden, sowie die unbenutzten Schuhe, sauber geputzt, müssen sich ebenfalls an der Kopfseite befinden. Es ist verboten, Wäsche in den Zimmern trocknen zu lassen. Eine Ausnahme wird für das Handtuch gemacht, welches auf einer Leine an Kopfhöhe hängen kann, und dies hinter dem Bett.¹ Auch die Art der Körperpflege, die genaue Position des Mülleimers und die Zimmerbeleuchtung sind geregelt. Genauso wie die Abfahrt in den Tod, denn «Brunner war ein Mann der Ordnung», wie Lipietz sich erinnert. Und so verlief auch der Abtransport stets genau nach Plan.

Zwei- bis dreimal pro Woche gibt Brunner den Befehl aus, dass alle Internierten in den Zimmern bleiben müssen. Nur diejenigen, die auf seiner Liste stehen, versammeln sich im Hof. Im Gepäck einige wenige persönliche Habseligkeiten. Wer hat, nimmt Werkzeug mit für den angekündigten Arbeitseinsatz im Osten. Gold, Wertsachen, Schmuck haben sie längst abliefern müssen und auch das Wertvollste, die Fotos jener, die sie lieben. Da Brunner keine Verwandtschaftsbeziehungen respektiert, werden Familien brutal auseinandergerissen. Eltern, Geschwister, Ehepartner stehen an den Fenstern und versuchen, einen letzten Blick zu wechseln. Es ist sechs Uhr früh, und über Drancy liegt eine gepenstische Ruhe. Im Hof fahren die Autobusse vor. Jeder Bus wird

Z. 625

Der Befehlshaber der Sicherheitspolizei und des SD

Im Bereich des Militärbefehlshabers in Frankreich
Nachrichten - Uebermittlung

Aufgenommen				Beantwortet				Raum für Stützpunkt
Tag	Monat	Jahr	Zeit	Tag	Monat	Jahr	Zeit	
von	durch			an	durch			
				Verfügungsvermerk				
..... Nr. <u>94845</u>								
Telegraphen — Fernspreche — Fernschreiben — Fernpost								

IV B - BdS - Sa 225 a

Paris, den 17. Dezember 1943

1) Fernschreiben:

a) An das

Reichssicherheitshauptamt - IV 3 4 -
z.Ed. 4, Obersturmbannführer Sichmann
Berlin

b) An den

Inspekteur der KZ-Lager
Oranienburg

c) An das

KL. Auschwitz
z.Ed. # Obersturmbannführer Hess
Auschwitz / OS.

Betrifft: Judentransport vom Bahnhof Bobigny b. Paris
nach Auschwitz/OS. am 17.12.1943.

Bezug: Laufend.

Am 17.12.1943 um 12¹⁰ Uhr hat Transportzug
D4 901/54 den Abgangsbahnhof Bobigny in Richtung Ausch-
witz mit insgesamt 850 Juden verlassen.

Die abgeschobenen Juden entsprechen den er-
lassenen Evakuierungsrichtlinien.

Der Transport wird ab Paris bis Auschwitz von
einem Schutzpolizeikommando 1:20 begleitet.

7.676

Folgende Lebensmittel wurden dem
Transport in einem Jaggon mitgegeben:

3.000 kg Mehl,
5.500 " Kartoffeln,
212 " Margarine,
65 " Kaffeesatz,
230 " Zucker,
300 " Salz,
225 " Teigwaren,
250 " Trockengemüse,
425 " Konservengemüse
12 " gebrannten Bohnenkaffee..

Es wird gebeten, die hochwertigen
Lebensmittel nicht für KZ-Häftlinge zu verwenden.

Falls durch das Begleitkommando nicht
die genaue Anzahl von 850 Juden übergeben werden
sollte, erbitte ich PS-Nachricht vom KZ. Auschwitz.

BdS Paris - Referat IV.B - I.A. gez. B r u n n e r

#-Hauptsturmführer

von drei SS-Leuten begleitet. Auch Brückler, Gerbing und Weiszl sind meistens dabei und der Lagerleiter selbst. Wie schon in Wien kontrolliert Alois Brunner auch in Paris, ob seine Anordnungen umgesetzt werden, und hilft, wenn nötig, selbst nach. Draussen, vor dem Lager, wacht französische Gendarmerie darüber, dass keinem ihrer jüdischen Landsleute die Flucht gelingt. Ein letzter Blick, die Menschen steigen in die Busse, das Tor öffnet sich und zurück bleiben jene, die vielleicht in zwei Tagen oder Wochen die gleiche letzte Reise antreten müssen, die Reise nach «Pitchipoi». «Die anderen Häftlinge standen am Fenster, in den Hof durfte ja niemand, denn Brunner wollte, dass der Abtransport reibungslos vonstatten ging und niemand auf die Idee kam, zum Abschied einen Familienangehörigen oder Freund zu umarmen», sagt Lipietz. Und ohne es auszusprechen, erzählt er zugleich von seiner Angst, mit ansehen zu müssen, wie sein Vater oder sein Bruder in die Busse steigen und natürlich von der Panik, selbst nach «Pitchipoi» zu fahren. Und weil diese Angst jedem die Kehle zuschnürt, gibt es keine Schreie, und weil jeder hofft, vielleicht doch nur in ein Arbeitslager gebracht zu werden, fahren sie geordnet in den Tod. Zehn Minuten dauert die Fahrt vom Lager Drancy zum Bahnhof Bobigny.

Den Bahnhof gibt es noch heute, aber es hält kein Zug mehr. Das Bahnhofsgebäude steht noch, und der Schriftzug Bobigny ist schon von weitem zu lesen. Auch ein Scheinwerfermast steht noch da. Im Winter war es noch dunkel, wenn die Autobusse gegen halb sieben vor den Güterwaggons hielten. Alois Brunner kümmert sich persönlich um die Bedürfnisse der begleitenden Wachmannschaft. Der «Mann der Ordnung» listet genau auf, wie viel Kartoffeln, wie viel Zucker, Margarine, Kaffeeersatz, Trockengemüse und gebrannter Bohnenkaffee dem Transport mitgegeben werden. Es ist so viel, dass für die Verpflegung der 50 Wachleute ein eigener Waggon angehängt werden muss. Und damit kein Zweifel aufkommt, gibt Brunner es ihnen schriftlich, dass die 3'000 Kilo Mehl und die 225 Kilo Teigwaren für sie und nur für sie gedacht sind. «Es wird gebeten, die hochwertigen Lebensmittel nicht

für KZ-Häftlinge zu verwenden», telegraphiert Brunner nach Berlin zu seinem Freund und Vorgesetzten, dem SS-Obersturmbannführer Adolf Eichmann², und meldet den Erfolg seiner Arbeit genauso, wie er es aus Wien und aus Saloniki getan hat. Datum, Uhrzeit, Zugnummer, «Abgangsbahnhof» und natürlich die genaue «Stückzahl», meist 1'000 Menschen. «Die abgeschobenen Juden entsprechen den erlassenen Evakuierungsrichtlinien. Der Transport wird ab Paris bis Auschwitz von einem Schutzpolizeikommando 1:20 begleitet.» Brunner hat es sich zum Ziel gesetzt, einen persönlichen Rekord aufzustellen. Jede Woche zwei, besser drei Transporte mit je 800 bis 1'000 Menschen. Sein Interesse aber erlischt keineswegs, sobald die Züge den «Abgangsbahnhof» Bobigny verlassen haben. Er ist erst dann zufrieden, wenn er die Bestätigung in den Händen hält, dass die von ihm ausgewählten Opfer auch wirklich in der Hölle gelandet sind. «Falls durch das Begleitkommando nicht die genaue Anzahl von 850 Juden übergeben wird, erbitte ich FS-Nachricht vom KZ Auschwitz. Gez. Brunner, SS-Hauptsturmführer.»³

Anfänglich bereitet es ihm keine Mühe, sein persönliches Plansoll zu erreichen. Doch von Woche zu Woche wird es schwieriger. Drancy leert sich. Nicht zuletzt Brunners Treibjagd hat die Juden Frankreichs in den italienisch kontrollierten Süden, das «freie Frankreich», flüchten lassen. Andere haben sich neue Ausweispapiere besorgt, die ihnen Staatsangehörigkeiten bescheinigen, die den Zugriff Brunners deutlich erschweren. Immer mehr Menschen fallen nun unter die Kategorie B oder gar C. Täglich ist er nun mit «Zweifelsfällen» beschäftigt, die er in gewohnter Manier entscheidet. Der Fall Misrachi Isidore etwa. Nach seiner Flucht aus Saloniki war Misrachi Isidore mit seiner nicht jüdischen Frau in Paris gelandet. Seit April ist er nun in Drancy interniert, während sein Einbürgerungsverfahren nach Italien läuft. Unklare Staatsangehörigkeit und in «Mischehe» lebend, damit gehört Misrachi Isidore in die Kategorie C, aber das macht ihn für Brunner noch lange nicht zum «Zweifelsfall».



Brunner 1943

«Vom staatsbürgerlichen Standpunkt ist es ganz ausgeschlossen, dass dieser auf einmal italienischer Staatsbürger werden soll», schreibt Brunner am 10. August 1943. «Ich befürworte auf keinen Fall eine Entlassung, sondern bin eher für eine Evakuierung nach dem Osten, da die Ehe ohnehin kinderlos ist.»⁴ Damit ist Misrachi Isidores Flucht endgültig zu Ende, denn SS-Obersturmführer Heinz Röhke folgt Brunners Empfehlung und vermerkt handschriftlich unten links «Freilassung kommt nicht infrage». Am 2.9.1943 verlässt Transport Nr. 59 mit 1'000 Menschen den «Abgangsbahnhof» Bobigny. 662 Menschen werden bei der Ankunft in Auschwitz sofort vergast.

Obwohl immer mehr Menschen, die Wochen zuvor noch in Kategorie B oder C gelandet wären, nun sofort von Brunner auf die Deportationsliste gesetzt werden, wird der «Nachschub» schwieriger. Erst als Hitlers Verbündeter Mussolini gestürzt ist und die Deutschen auch Südfrankreich besetzen, kann Alois Brunner mit seinem Kommando nun auch dort auf die Jagd gehen. Im September 1943 erhält er seinen Einsatzbefehl. Gemeinsam mit dem ihm unterstellten SS-Hauptscharführer Ernst Brückler fährt Alois Brunner nach Lyon und Marseille, «um alle Vorbereitungen an Ort und Stelle in unauffälliger Weise zu treffen und sich ein Bild von den örtlichen Voraussetzungen zu verschaffen».⁵ Die Aufgabe ist schwierig, denn Italien machte, obwohl mit Deutschland verbündet, bei der Ermordung der Juden nur widerwillig mit. Immer wieder sabotierten Mussolinis Männer die «Endlösung». So tragen weder die Lebensmittelkarten noch die Personaldokumente der nach Südfrankreich Geflüchteten «Judenstempel». Die Italiener haben keine Kartei hinterlassen, die Brunner nun als Grundlage seiner Jagd nutzen könnte. So «sind die Feststellungen, ob verdächtige Elemente im Einzelfalle der jüdischen Rasse angehören, noch schwerer zu treffen als im altbesetzten Gebiet Frankreichs, wo zur Kontrolle noch die Judenregister zur Verfügung stehen. Für die Aktion sind daher französische Jüdengegner heranzuziehen, die sich tarnende oder versteckt haltende Ju-

den aufspüren und melden müssen. Geld dürfte hierbei keine Rolle spielen. (Vorschlag: Pro Jude 1'000 frs.)»⁶ Dass viele Franzosen zwar käuflich, aber nicht von sich aus antisemitisch waren, dass die Judenjagd ihnen also kein Anliegen, sondern bestenfalls eine lukrative Einnahmequelle war, zu diesem Ergebnis kam SS-Sturmbannführer Dr.



Diese Kleinkinder und ihre Mütter wurden von Brunner deportiert

Helmut Knochen, der damalige Beauftragte des Chefs der Sicherheitspolizei und des SD Frankreich bereits im Januar 1941. «Es hat sich gezeigt», schreibt er, «dass die Züchtung einer Judengegenschafft bei den Franzosen auf ideeller Basis kaum möglich ist, während im Falle des Sichbietens wirtschaftlicher Vorteile eine Billigung des antijüdischen Kampfes eher erfolgen wird. Die KZ-Inhaftierung der rund 100'000 in Paris lebenden fremdstaatigen Juden würde hier aber zahlreichen Franzosen Gelegenheit bieten, sich aus den untersten Schichten zum Mittelstand herauszuheben.»⁷ Auch Alois Brunner misstraut der Judenfeindschaft der Franzosen, die ihm nicht mit Leib und Seele bei der Sache zu

sein scheinen. Bis zu seiner Ankunft wurde das Lager Drancy auch innen von französischen Wachleuten kontrolliert. Brunner verbannt die Gendarmerie vor die Tore. Sein Misstrauen mag auch durch wiederholte Meldungen über gelungene Fluchtversuche beim Transport nach Drancy genährt worden sein, Transporte für deren Bewachung die Franzosen zuständig waren. Den Maler Maurice Utrillo aber hätte wohl niemand laufen lassen. Utrillo, der Sohn der Malerin Suzanne Valadon, hat es bereits zu einiger Berühmtheit als «Malerpoet vom Montmartre» gebracht. Er arbeitet viel und schnell, malt gefällige Szenen des Künstler Viertels, die sich gut verkaufen. Aus eigenem Antrieb geht er zu dem Mann, der Frankreich «judenrein» macht. Brunner ist zunächst skeptisch, lässt ihn dann aber doch eintreten. Der Maler überreicht ihm ein noch nicht getrocknetes Ölbild als Anerkennung für seine «Arbeit». Brunner scheint gerührt und dankbar, denn auch in den späteren schweren Zeiten seiner Flucht wird er sich nicht von diesem Gemälde trennen. 1985, in Damaskus, wird er es stolz einem Gast aus Deutschland zeigen und ihm die Geschichte seiner Begegnung mit Utrillo erzählen.⁸ Vielleicht liegt ihm auch deshalb so viel an dem in kräftigen Farben gehaltenen Landhaus, weil es ihn an seinen «Jagdausflug» nach Südfrankreich erinnert. Anfang September 1943 trifft Alois Brunner in seinem neuen Hauptquartier in Nizza ein.

7 Nizza – Ein «Jagdausflug» nach Südfrankreich

Unsere Anfrage wurde schroff und unmissverständlich abgewimmelt, genau wie alle anderen Anfragen in dieser Angelegenheit zuvor. Es bestehe weder ein Interesse, lassen die heutigen Eigentümer wissen, noch könne man eine Notwendigkeit erkennen, auf die Vergangenheit ihres Hauses besonders hinzuweisen. Niemand soll erinnert werden, sondern jeder unbeschwerte Tage in Nizza und an der Côte d'Azur verbringen können. So bleibt dem Hotelgast verborgen, dass er gerade in einem Quartier absteigt, das berüchtigt und verrufen, dessen Name weit über die Stadt und die Region hinaus gefürchtet war. Heute wirkt das Haus durchaus nobel und behaglich. Zwei Sterne immerhin. Der Empfang ist freundlich, die 45 Zimmer sind etwas verwohnt, aber preiswert, manche haben sogar einen kleinen Balkon zur Strasse. Und natürlich der hübsche Garten mit den weissen Sommerstühlen. Der ist auch in dem altmodischen Prospekt herausgehoben und einladend abgebildet. «Das Hotel *Excelsior* ist ein Hotel mit Tradition in angenehmer Umgebung. Im Zentrum, 150 Meter von den wichtigen Strassen, in der Nähe des Bahnhofs, nur 600 Meter von der *Promenade des Anglais* und dem Meer entfernt.» Heute, angesichts des Massentourismus und der Mobilität der Gäste, spielt die gepriesene Nähe zum Bahnhof keine besondere Rolle mehr, aber als Alois Brunner am 10. September 1943 das *Excelsior* in Nizza zu seinem Hauptquartier machte, war gerade das der entscheidende Vorzug. Man kann den Bahnhof vom Balkon aus gut sehen, links die Avenue Durante hoch, nur wenige Schritte. Als der Jude Jacobi, ein Apotheker, diesen Blick im Herbst 1943 riskierte, hat ihn eine Wache

der SS, die das Hotel abgeriegelt hatte und bewachte, ohne Vorwarnung mit einem Gewehrschuss in den Nacken getötet.¹ Es war den Verhafteten im Hotel *Excelsior* verboten, aus dem Fenster zu sehen.

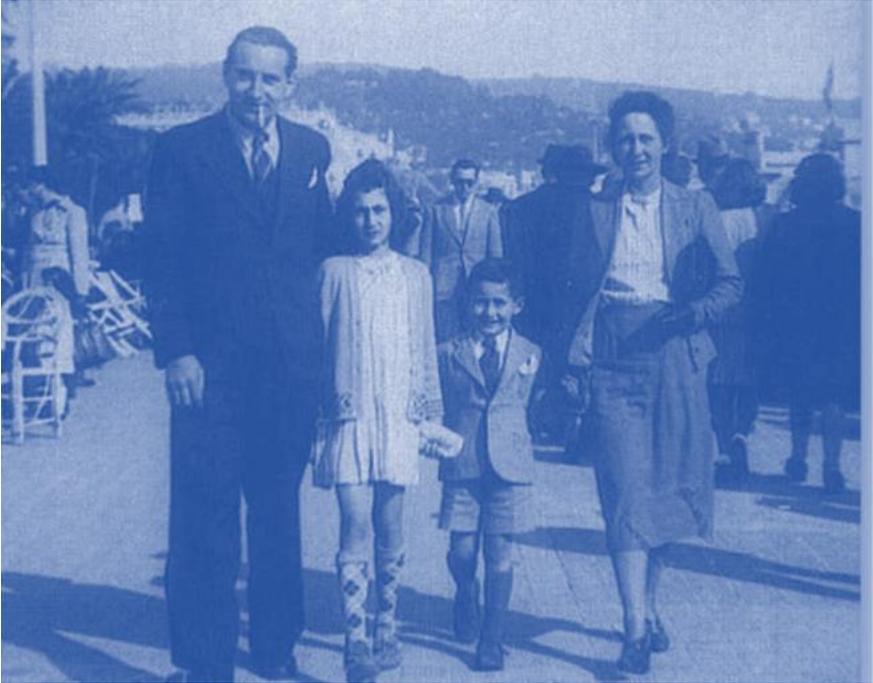
Blickt man die Avenue Durante nach rechts hinunter, sieht man die Einmündung der Rue d'Italie. Eine nette Geschäftsstrasse der kleinen Leute von Nizza. Ein Marokkaner hat dort gerade einen Fischladen aufgemacht mit Tiefgefrorenem. Der frisch gebackene Kaufmann hat kleine Fische aus blauer Pappe ausgeschnitten und in sein Schaufenster gehängt, das dadurch wie ein Aquarium wirkt. Jetzt wartet er darauf, dass sich ein Kunde hierher verirrt und sich für einen seiner gefrorenen Fische oder die Krustentiere entscheidet. Keine ganz unproblematische Geschäftsidee, denn das Meer mit fangfrischem Fisch ist viel zu nah. Links neben seinem Laden ist ein kleines Friseurgeschäft und daneben ein Hähnchengrill, rechts ein gerade renoviertes Wohnhaus und eine Gedenktafel mit schwarzer Schrift auf weissem Marmor. Klein, schwer zu lesen und ziemlich weit oben angebracht. Arno Klarsfeld und Paul Dussour steht da, «Helden des Widerstands, hier verhaftet und durch Deportation gestorben». Zwei schlichte Sätze schwarz auf weiss.

In der Nacht des 30. September 1943 kommen Brunners Häscher in die Rue d'Italie Nr. 15. Arno Klarsfeld wohnt hier mit seiner Frau, seiner Tochter Georgette und seinem achtjährigen Sohn Serge. Serge Klarsfeld lebt heute als prominenter Anwalt in Paris. Nie haben ihn die Bilder dieser Nacht verlassen, die Geräusche, die Angst. «Es war am Abend des letzten Ferientages, nach den langen, wunderbaren Sommerferien», sagt Klarsfeld. «Am nächsten Morgen hätten wir wieder in die Schule gemusst.» Aber von einer Sekunde zur nächsten werden alle Pläne der Familie gegenstandslos. Gegen Mitternacht habe es plötzlich einen ziemlichen Lärm vor dem Haus in der Rue d'Italie gegeben, Schreie, Befehle, Scheinwerfer, erinnert sich Serge Klarsfeld. Der Vater sei ganz ruhig geblieben und habe seine Frau und die Kinder nur aufge-

fordert, in den präparierten Wandschrank zu gehen. Dort hatte der Vater eine doppelte Holzwand eingezogen, hinter die seine Frau Raissa, Tochter Georgette und Sohn Serge nun kriechen mussten. Den Wandschrank gibt es heute noch. Er ist gleich rechts, wenn man reinkommt, im 3. Stock bei Madame Jean, die jetzt in der ehemaligen Wohnung der Klarsfelds wohnt. Der klapprige Aufzug, dessen sich vielleicht auch Brunners Jagdkommando bedient hat, schaukelt uns nach oben. Madame Jean erwartet uns schon. Sie, eine Einwanderin aus Marokko, seit 1962 in Frankreich, ist ganz begierig, detailliert die seltsame Geschichte ihrer Wohnung zu erfahren, von der sie vorher nur ein paar Gerüchte kannte. Aufmerksam und voller Anteilnahme lässt sich die alte Dame erzählen, was sich in der Nacht des 30. September 1943 hier in ihrem Flur abgespielt hat.

«Natürlich wusste mein Vater, dass die Deutschen eines Tages auch zu ihm kommen würden», sagt Serge Klarsfeld. Spätestens nachdem die Alliierten am 10. Juli 1943 auf Sizilien gelandet waren, Mussolini zwei Wochen später verhaftet war und Italien kapituliert hatte, war nicht nur den Klarsfelds bewusst, dass die Zeit der verhältnismässigen Sicherheit in Südfrankreich vorbei war.

Italien hatte bis dahin immer gezögert, bei der Deportation der Juden mitzuwirken. Alle Versuche der Deutschen, den italienischen Verbündeten dazu zu zwingen, eine «ordentliche» Erfassung aller Juden vorzunehmen, scheiterten am passiven und aktiven Widerstand Italiens. Im Reichssicherheitshauptamt in Berlin wurde immer wieder beredete Klage darüber geführt, dass die Italiener sich «sehr aufdringlich für ihre Juden einsetzen».² In Grenoble verweigerten die Italiener die Auslieferung von hundert durch die französische Polizei festgenommenen Juden, in Annecy umstellten italienische Soldaten die Gendarmeriekaserne, um den Abtransport von Juden zu verhindern. Der Kommandeur der Sicherheitspolizei und des SD in Paris, Kurt Lischka, bittet mehrfach das RSHA in Berlin um Massnahmen gegen solche Sabotagen. «Insbesondere die Côte d'Azur [ist] zu einem Asyl für das Judentum



Familie Klarsfeld kurz vor dem Einmarsch der Deutschen in Nizza 1943

geworden, wie es bisher wohl kaum ein Landstrich in Frankreich gewesen ist», beschwert sich Kurt Lischka bitter.³ «Die Juden fühlen sich dort in völliger Sicherheit und gehen ihren schmutzigen Geschäften, insbesondere dem Schwarzhandel völlig ungehindert nach.»

Tausende von Juden aus dem besetzten Frankreich hatten sich in das «freie Frankreich» an die Côte d'Azur gerettet. Auch Klarsfelds. Deshalb sitzen, als die Deutschen am 8. September 1943 in Nizza einrücken, alle in einer schlimmen Falle. Den deutschen Tanks folgt zwei Tage später Brunner mit seinem Kommando, und die Jagd nach Juden beginnt. Systematisch und nach Plan. Razzien bis in den letzten Winkel. Dabei ist das Gebiet, das es jetzt zu «reinigen» gilt, durchaus unübersichtlich. «Hauptansatzpunkte für die Aktion wären die Côte d'Azur,

die Departements Savoie und Haute Savoie, Grenoble, sowie die Orte an der Grenze», umreisst SS-Obersturmführer Heinz Röhke, Fachmann für jüdische Angelegenheiten bei der Gestapo in Paris, Brunners neues Jagdgebiet. Kein noch so entlegenes Bergdorf in den nahen Alpen bleibt verschont, aber auch in den scheinbar sicheren Grossstädten ist jetzt jeder Schritt lebensgefährlich, weil überall Brunners Häscher lauern können. Altersbegrenzungen waren längst weggefallen, auch die Insassen von Altersheimen, Waisenhäusern und Kinderheimen gehören zu den Opfern.

«Die Deutschen durchkämmten Wohnung für Wohnung», erinnert sich Serge Klarsfeld. Stockwerk für Stockwerk kommen sie näher. Neben den Klarsfelds wohnt die Familie Goetz, Juden aus dem Elsass. Als die älteste Tochter den Jägern die Tür öffnet und mutig die Eindringlinge nach ihren Ausweisen fragt, wird sie sofort brutal zusammengeschlagen. Die Klarsfeld-Kinder hören, wie Nachbar Goetz um Hilfe ruft. Durch das ganze Treppenhaus gellen seine Schreie. Dann sind die Häscher auch schon an ihrer Tür. Auf Französisch, mit schwerem deutschem Akzent, fragen die Männer, wo Frau und Kinder sind. «Mein Vater sagte ihnen, dass wir auf dem Land seien.» Brunners Leute stellen die Wohnung auf den Kopf. Am Ende öffnen sie den Wandschrank und durchstöbern ihn. «Wir konnten hören, wie die Kleider beiseite geschoben wurden», erinnert sich Serge Klarsfeld. Brunners Handlanger bemerken die Holzwand nicht, und die Geschwister, die sich sonst oft und lebhaft kabbelten, halten in diesen bangen Sekunden den Atem an. Die Schwester hat sich ein Taschentuch in den Mund gesteckt, um nicht husten zu müssen. Die Kinder hören noch den Befehl an den Vater, sich anzuziehen und mitzukommen. Hinter dem Rücken der Gestapo öffnet Arno Klarsfeld kurz die Tür des Wandschranks. «Er küsste die Hände meiner Mutter und ging», sagt Serge Klarsfeld erschöpft. Er macht eine Pause. Sein Blick geht ins Leere.

Dann greift er nach einem Foto aus einem Berg von Fotos, von Papie-

ren und Dokumenten auf seinem Schreibtisch. Links der Vater, rechts die Mutter Raissa, in der Mitte die kleinen Kinder, er und seine Schwester. Das Bild muss wenige Tage vor dem Einmarsch der Deutschen auf der *Promenade des Anglais* entstanden sein, glaubt Serge Klarsfeld. Der Vater hat die Tochter an der Hand, die Tochter hat den kleineren Bruder an der Hand und der die Mutter. Ein unbeschwertes Bild, Serge mit Sakko und Schlips und in kurzen Hosen, er lacht sorglos in die Kamera. Arno Klarsfeld sieht aus wie ein stolzer Vater. Legerer Anzug, Ziertuch, ein lebenslustiges Gesicht, einen «liebvollen Vater» nennt ihn Serge.

«Wir sind erst am nächsten Morgen aus unserem Versteck gekrochen, aus Angst, die Häscher könnten wiederkommen», fährt Serge Klarsfeld nachdenklich fort. Die ganze Nacht waren ausserdem Posten in jedem Stockwerk abgestellt. Sie sollten jeden ergreifen, der das Haus verlassen oder betreten wollte.

Brunner liess keinen entkommen: «Werden Mitglieder der jüdischen Familie nicht in der Wohnung angetroffen, so ist diese bis zur Rückkehr der fehlenden Juden zu besetzen»⁴, lautete der Einsatzbefehl, den Brunner gemeinsam mit Helmut Knochen, dem Chef der Sicherheitspolizei in Paris, zur «Steigerung der Festnahmen von Juden in Frankreich» erlassen hatte. Ausserdem sind «die Verhaftungsaktionen ... aus Arbeits- und Benzinersparnisgründen so vorzubereiten, dass nicht nur ein Jude festgenommen wird, sondern in einem Arbeitsgang immer ein entsprechendes Gebiet ... gesäubert wird».

Der Vater wird in die Avenue Durante 19 verschleppt, gerade um die Ecke ihrer eigenen Wohnung in das *Excelsior*, eine gefürchtete Adresse in diesen Monaten. «Jedes Mal, wenn ich in Nizza bin, gehe ich beim *Excelsior* vorbei und erinnere mich an meinen Vater und all die anderen, die von Brunner dort misshandelt wurden», sagt Serge Klarsfeld gedankenverloren. Er hat sich vergeblich darum bemüht, dass wenigstens eine kleine Gedenktafel für die Männer und Frauen angebracht wird, die von

hier aus nach Drancy und dann weiter nach Auschwitz deportiert wurden. Auch er stiess bei der Hotelbesitzerin auf taube Ohren.

Die wenigen Schritte zum Bahnhof Thiers in Nizza geht man vom *Excelsior* am besten zu Fuss. Stattliche Palmenbäume wiegen sich leicht im angenehm warmen Wind. Alles riecht nach Sommer, Sonne und Süden. «Natürlich waren wir sicher, den Vater bald wieder zu sehen», sagt Serge Klarsfeld, «er war ein kräftiger Mann, ein ehemaliger Soldat, der sich schon irgendwie durchschlagen würde.» Die Familie konnte nicht mehr in die alte Wohnung zurückkehren und musste während banger vier Monate fast jede Nacht in einer anderen Wohnung schlafen. Die Mutter versuchte, den Vater ein letztes Mal zu sehen. Und tatsächlich stand er am Bahnhof, in einer unübersehbaren Menschenmenge, auf dem Weg nach Drancy. Da die Deutschen wussten, dass vielleicht Familienangehörige kämen, um die Deportierten zu sehen, bestand die Gefahr, dass auch sie verhaftet würden. Deshalb bedeutete Arno Klarsfeld seiner Frau mit Blicken, sie möge bitte gehen, sofort und schnell. Raissa Klarsfeld verliess mit den Kindern Nizza. Nach dem Krieg warten sie im Hotel *Lutetia*, dem Treffpunkt der Überlebenden, auf die Rückkehr des Vaters. Aber er kehrte nicht zurück. Arno Klarsfeld wurde am 28. Oktober 1943 nach Auschwitz deportiert und als Nummer 159683 ermordet.

«Sehen Sie», fährt Serge Klarsfeld nach einer kleinen Pause fort, «ich habe Tausende Fotos gesammelt von deportierten Kindern. Und im Grunde ist kaum ein Unterschied zu mir.» Dabei greift er noch einmal in einen Stapel von Fotos vor ihm auf dem Tisch. «Wenn ich zum Beispiel dieses hier sehe. Ein deutscher Vater mit seinem Kind. Zwei Juden, die in Nizza verhaftet und einen Transport später als mein Vater deportiert wurden. Nummer 62.» Das Foto zeigt einen kleinen lachenden Jungen, der seinen Vater mit einem Rasierpinsel einseift. Ein heiteres Bild. «Oder dieses Kind hier!», fährt Klarsfeld fort und zeigt uns das Bild eines jungen, gut aussehenden Mannes. Er sitzt lässig auf ei-

nem Fahrrad und hat liebevoll den Arm um die Schultern seines Sohnes gelegt. «Auch in Nizza verhaftet mit seinem Vater. Rauffmann. Der einzige Unterschied ist, dass sie alle ermordet wurden. Diese beiden Kinder und Tausende und Abertausende anderer. Und ich habe überlebt.» Wieder macht er eine kleine Pause. Seine Blicke schweifen von einem



Serge Klarsfeld mit Fotos der Deportierten

zum nächsten. Hin und her. Dann, wie aus einer anderen Zeit, sagt Serge Klarsfeld: «Sicher würden sie alle wollen, dass ihr Mörder vor Gericht gestellt wird, und man sich so an sie, an die Opfer, erinnert.»

Die Gäste können auch auf der Terrasse frühstücken. Die schon ziemlich kräftige Sonne wird durch luftige Markisen erträglich. Baguette, Marmelade und ein wunderbarer Milchkaffee. Es fällt nicht leicht, sich vorzustellen, welche Dramen sich hier damals zugetragen haben. Das

Excelsior als Warteraum für die Fahrt in den Tod, bis wieder neue Wagons am Bahnhof bereitstanden. Brunner, der im *Excelsior* nur in Zivilkleidung gesehen wurde, liess mit einem guten Dutzend Häschern Nizza jede Nacht aufs Neue durchkämmen. Die Verhafteten wurden, wie Arno Klarsfeld, zunächst ins *Excelsior* überstellt. Was sie dort erwartete, lässt sich nur erahnen. «Die meisten von ihnen waren aus dem Bett geholt worden und in Nachthemden, zitternd vor Furcht und Kälte», schildert später ein Arzt, den Brunner eigens aus Drancy nach Nizza befohlen hatte, um im *Excelsior* die übelsten Verletzungen zu versorgen, die Brunners Fänger den Gejagten zugefügt hatten. Sie sollten schliesslich nicht halb tot nach Auschwitz deportiert werden. «Sie hatten Schusswunden, Beinbrüche, offene Kopfwunden, durch Hiebe mit dem Revolverknäuel teilweise losgetrennte Ohrmuscheln, zahlreiche blutunterlaufene Stellen und Abschürfungen am ganzen Körper, eingeschlagene Zähne, aufgerissene Lippen, Nasenbrüche, Hautwunden im Gesicht», berichtet Dr. Abraham Drucker, selbst ein politisch Internierter.⁵ Als Ende November 1943 ein bewusstloser Mann ins *Excelsior* eingeliefert wird, der nur noch schwach atmet, versucht ihn Dr. Drucker mit Injektionen zu stabilisieren. Der Mann schwebt eine Nacht zwischen Leben und Tod. Als er schliesslich aus dem Koma erwacht, will er nur eines: Sterben. Am nächsten Tag wird er abgeholt und im Hotel *Ermitage*, wo sich die Gestapo unter dem Kommando von Helmut Retzek eingenistet hatte, erneut so brutal verhört, dass er am selben Abend in einem elenden und jämmerlichen Zustand ins *Excelsior* zurückgebracht wird. Wieder versucht Dr. Drucker, diesen Mann aufzurichten. Doch als er ihn für wenige Minuten allein lässt, springt der Gefolterte in den Tod. In den Hof des Hotels, wo heute die hübschen Gartentische stehen und wo man abends bei Kerzenlicht die einfache, aber gute Küche des Hauses geniessen kann. Für einen Zuschlag von 31 Euro auf den Logispreis bietet das *Excelsior* heute auch Vollpension.

Brunners Kommando bestand auch in Nizza wieder aus den vertrau-

ten, alten Kameraden, die nicht nur in Wien, sondern auch in Saloniki und Paris ihre Blutspur hinterlassen haben. Anton Zita, Herbert Gerbing, Ernst Brückler. Alle werden von Drucker als «besonders grausam und brutal» und «dem Brunner mit Leib und Seele ergeben»⁶ beschrieben. Wenn der Arzt die Männer anfleht, das Leben der Gefolterten zu schonen, bekommt er von Brunner zu hören: «Alles Simulanten.» Bereits halb tot werden die Internierten weiter gefoltert, bis sie die Verstecke und die Namen untergetauchter Freunde preisgeben. Nizza, die Fluchtburg für Juden aus dem besetzten Frankreich, ist die Hölle geworden. Es sind Juden aus ganz Europa darunter. Am 24. September 1943 beispielsweise besteht der Transport, der von Nizza nach Drancy geht, zu zwei Dritteln aus nicht-französischen Juden. Sie waren aus Berlin hierher geflohen, aus Kiew und Koblenz, aus Vilna und aus Wien.

Auch Charlotte Salomon und Alexander Nagler waren keine französischen Juden. Charlotte Salomon war in Berlin, Alexander Nagler, ihr frisch angetrauter Ehemann, in Czernovitz in der Bukowina geboren. Beide hatten sich in Villefranche, im Gartenhaus einer Amerikanerin versteckt, bis am 24. September 1943 um 7 Uhr Brunners Männer sie wie Vieh auf einem Lastwagen mitnahmen.⁷ Angesichts des ungeheuren Umfangs der Verhaftungen wird sich dieses Ereignis später in den Akten des ersten Prozesses gegen Brunner 1954 nur in einem kargen Zweizeiler niederschlagen: «In Ville-franche-sur-Mer verhaftete man das Ehepaar Nagler und plünderte ihren Besitz.»⁸ Im Herbst 1998, kurz bevor *Die Akte B.* in Deutschland ausgestrahlt wird, bewegt Charlotte Salomon die Gemüter in London. Die Royal Academy of Arts zeigt eine Auswahl aus annähernd 1325 Aquarellen, der Charlotte Salomon den Titel *Leben? oder Theater?* gegeben hat, die gemalte Autobiographie einer wunderbaren und hoch begabten Künstlerin, die am 16. April 1917 in Berlin-Charlottenburg beginnt und mit ihrer Deportation durch Brunner aus Villefranche am 24. September 1943 abrupt endet. Noch am selben Tag werden Charlotte Salomon und Alexander Nagler auf



Charlotte Salomon – Selbstbildnis 1940

den Transport Nr. 60 gebracht, der sie drei Tage später, wie es in einer schriftlichen Anweisung Brunners heisst, «fluchtfrei»⁹ in Drancy abliefern. «Bei den meisten Transporten», hatte Brunner nämlich beanstandet, «fehlen 1-2 Juden bei der Ankunft im Lager Drancy. Wenn keine andere Sicherung möglich, sind diese mit einem langen Strick an den Händen aneinander zu binden.» Charlotte Salomon und Alexander Nagler sind viel zu erschöpft und resigniert, um an Flucht zu denken. Schon am 7.

Oktober wird der Transport D 901 beide von Drancy nach Auschwitz deportieren, wo sie um 5 Uhr 30 des 10. Oktober ankommen. Mit ihnen erreichen 997 Juden an diesem Morgen Auschwitz-Birkenau. «Ein gutes Ergebnis», notiert Heinz Röhke handschriftlich unter das «Eingangsschreiben» des Lagerkommandanten Rudolf Höss. Die Künstlerin Charlotte Salomon ist im fünften Monat schwanger und wird deshalb sofort vergast. Alexander Nagler stirbt am 1. Januar 1944 in Auschwitz. Der Maler Maurice Utrillo dagegen, der sich bei Brunner mit einem Ölgemälde für den Einsatz gegen die Juden persönlich bedankt hatte, hat noch eine schöne Karriere vor sich: Er stirbt erst im November 1955 hochbetagt und angesehen. Charlotte Salomons Werke aber gehen mit ihrem Tod zunächst einmal verloren. Als ihre Eltern, die aus dem KZ Sachsenhausen fliehen konnten, 1947 nach Villefranche fahren, um nach Spuren ihrer Tochter zu suchen, finden sie nichts mehr. Erst 1959 taucht ihr gemaltes Tagebuch wieder auf und wird 1961 erstmals im Stedelijk Museum in Amsterdam ausgestellt.¹⁰

Trotz der insgesamt «guten Ergebnisse» für die Mörder, gibt es ständig Ärger mit der französischen Polizei, deren Zusammenarbeit mit den Deutschen «nur in ganz seltenen Fällen befriedigend war»,¹¹ wie aus einem internen Bericht hervorgeht, der entstand, als Brunner und Röhke alle Referatsleiter der SD-Kommandos im März 1944 in der Avenue Foch 22, dem Gestapohauptquartier in Paris, zu einer Lagebesprechung einbestellt haben. Aber auch einzelne deutsche Einsatzstäbe hätten nachlässig gearbeitet. «Es soll sogar so weit gegangen sein», heisst es in dem Bericht, «dass Angehörige des Stabes zu Juden gegangen sind, haben sich dort die Möbel angesehen, und da sie ihnen nicht schön genug waren, liessen sie sich Geld auszahlen und kauften dann neue Möbel»¹², mit dem unschönen Nebeneffekt, dass dies die Festnahme der Juden erschwerte, «die sich ... aus dem Staube machten und sich der Festnahme entzogen»¹³. Brunner und Röhke entscheiden, dass nun verstärkt «die Feldgendarmarie und die Truppe herangezogen werden, die

dafür als Gegenleistung Radios und Wohnungen bereitgestellt bekommen sollen»¹⁴. Die Kopfgelder für V-Männer, die versteckt lebende Juden aufspüren, die Röhke noch im Herbst 1943 auf 1'000 Francs festgesetzt hatte, werden bei dieser Gelegenheit auf 200 Francs herabgesetzt, allerdings nach oben gestaffelt «je nach Lage», weil das offenbar die Einsatzfreude der Spitzel nicht bremste und man so gutes Geld sparen konnte. Auch der Abtransport der eingefangenen Juden wird neu geregelt. Nach Möglichkeit sollten «Holzgaswagen gemietet werden», die wie auch die Spitzelprämien aus den beschlagnahmten Geldvermögen der Juden zu bezahlen seien. Nur bei «grösseren Judenaktionen [kann] auf Antrag Benzin bereitgestellt werden»¹⁵.

Heinz Röhke arbeitete nach dem Krieg als juristischer Berater für das Vblkswagenwerk. Heinz Röhke kam nie vor Gericht. Er starb 1968.¹⁶

Allen «eingelieferten Juden [wurden] Geld und Wertgegenstände abgenommen»¹⁷, erinnert sich Rolf Bilharz später. «Von dem Geld, das den Juden abgenommen wurde, wurden die Prämien an die französischen Agenten für die Ergreifung von Juden ausbezahlt.» Bilharz ist im *Excelsior* Brunners Stellvertreter und als Dolmetscher der Verbindungsmann zwischen den französischen Kollaborateuren und den deutschen Judenjägern. «Ich selbst habe im Rahmen dieser Tätigkeit ebenfalls Juden festnehmen müssen», räumt er bei seiner Vernehmung 1975 ein. Adolf Eichmann hatte den gelehrten Journalisten Anfang September 1943 nach Nizza geschickt, um Brunner bei seiner neuen Aufgabe zu unterstützen. Rolf Bilharz arbeitete nach dem Krieg zunächst unter falschem Namen als Rolf Lothar Hofbauer für die amerikanische Armee als V-Mann. Er heiratete ein zweites Mal, nahm irgendwann, als Gras über die Geschichte gewachsen schien, genau wie der Transportspezialist Franz Novak¹⁸ wieder seinen alten Namen an und lebte als unauffälliger Familienvater zweier Kinder bis zu seiner Pensionierung Mitte der siebziger Jahre in Stuttgart als Angestellter eines Schreibwarengrosshandels. Er schildert bei seiner Vernehmung 1975 anschaulich, wie je-

weils abhängig vom «Fassungsvermögen eines Personenwaggon ... der französischen Eisenbahn» etwa 100 bis 200 Juden von Nizza nach Drancy transportiert wurden. Diese «Judenkonvois» wurden jeweils an die planmässigen Züge von Nizza angehängt. All dies geschah nicht etwa bei Nacht und Nebel, sondern am helllichten Tag unter den Augen aller, die es sehen wollten. Acht dieser Transporte begleitete Bilharz selber, das machte die eher eintönige Dolmetschertätigkeit etwas abwechslungsreicher. Bei der Ankunft übergab er dann die Transportlisten an Josef Weiszl, Brunners Stallwache in Drancy. «Da die Transporte die ganze Nacht über gedauert hatten, legte ich mich anschliessend nach der Übergabe in einem Dienstzimmer des Lagers für einige Stunden zur Ruhe. Ich habe mich um das weitere Schicksal der Juden ... nicht mehr gekümmert»¹⁹, diktierte Bilharz 1975 einem Staatsanwalt in Stuttgart ungerührt in die Schreibmaschine, als er zum ersten Mal vernommen wurde. Von Auschwitz habe er erst sehr viel später erfahren, und erst dann sei ihm bewusst geworden, dass auch er «gezwungenermassen einen Beitrag zu dieser Aktion geleistet» habe. Als der Kölner Staatsanwalt Rolf Holtfort acht Jahre später den Versuch unternimmt, Bilharz doch noch vor Gericht zu bringen, räumt der ihm bei seiner Vernehmung ein, er habe sehr genau gewusst, «was mit den Juden im Osten passierte». Er sei der Einzige gewesen, der dies wenigstens zugegeben habe, erinnert sich Holtfort. Zu einem Prozess gegen Bilharz kam es dann, wie so oft, nicht mehr. Er starb wenige Tage nach der Anklageerhebung.

Alois Brunner will sich auch in Nizza bewähren, glänzen vor dem Herrn und Meister in Berlin. So hält es ihn keineswegs nur an seinem Schreibtisch in der Beletage des *Excelsior*, sondern er begibt sich selbst auf die Jagd nach Juden.

Georges Berg schildert nach dem Krieg, wie Alois Brunner am 12. November 1943 mit anderen Gestapoagenten schwer bewaffnet vor seiner Villa *Murex* in Nizza erscheint. Berg ist amerikanischer Staatsbürger, was ihn vor einer Verhaftung schützt, aber seine beiden Söhne müs-

sen sofort mit. Sie werden am selben Tag nach Drancy, später nach Auschwitz Monowitz deportiert, wo sie ein quälend langes Jahr später von den Engländern befreit werden. «Brunner hat meine Villa besetzen lassen und alle Gemälde, Schmucksachen, Teppiche, Wäsche, Silber, Pelze, Kleidung im Werte von vielen Millionen Francs fortgeschafft», klagt Georges Berg aus Nizza am 26. März 1946 dem österreichischen Justizminister, als er von der Verhaftung eines gewissen Brunner erfährt.²⁰ Dass es sich bei diesem Brunner um Anton Brunner handelt, wird ihm, der die Justiz immer wieder um Gerechtigkeit bittet, nicht mitgeteilt. Als man sich seiner Ende 1960 erinnert und ihn im Zusammenhang mit Alois Brunner endlich als Zeuge vernehmen will, stellt die Polizeidirektion Wien erstaunt fest, dass Georges Berg nicht mehr in Nizza lebt, sein derzeitiger Aufenthalt vielmehr unbekannt sei. Auch sei er «in Wien nicht zur Anmeldung gelangt»²¹, was insofern nicht besonders verwundern mag, als Berg vermutlich kein gesteigertes Verlangen hatte, sich ausgerechnet in der Stadt niederzulassen, in der Brunner und seine Männer so erbarmungslos gewütet hatten.

Keine Mühe scheuend, stellt Brunner jedem Einzelnen auch persönlich nach, wenn es sein muss. Selbst wenn sich Juden über die nahe Grenze nach Monaco hatten retten können, setzt er ihnen nach. Diplomatische Scherereien interessieren ihn auch hier nicht. Er hat durch Eichmann völlig freie Hand, sein «fliegendes Kommando»²² nimmt sich jedes Recht, und der deutsche Generalkonsul in Monaco, Walter Hellenthal, lässt ihn ungehindert gewähren. Auch soll Hellenthal nach dem Krieg als deutscher Botschafter in Beirut Brunner gute Dienste geleistet haben.²³ Selbst aus dem Spielkasino von Monte Carlo lässt Brunner seine Opfer abführen, wie später die Zeugin Hildegard N. aussagt. Für die Studentin Hildegard N. war es im Juli 1943 das grosse Los, im Rahmen des Studenteneinsatzes nach Frankreich verpflichtet zu werden. Zunächst nur für ein Semester, aber ihre Dienststelle legte ein gutes Wort für sie ein, so konnte Hildegard N. ihren Aufenthalt bis zum Früh-

jahr 1944 verlängern. Erst war sie in Cannes, dann in Nizza tätig, freilich nur als Schreibkraft, was aber nicht sonderlich schmerzhaft war, weil sie ihre Französischkenntnisse bei dieser Gelegenheit aufbessern konnte. Sie habe sich nichts zu Schulden kommen lassen, behauptet sie, aber als wir sie in einem Altersheim ausfindig machen und anrufen, um zu erfahren, wie es damals in Nizza und an der Côte d'Azur gewesen war, reagiert die pensionierte Oberstudienrätin ausgesprochen gereizt. Sie kenne keinen Brunner, sagt sie, nachdem sie zunächst erklärte, überhaupt nichts sagen zu wollen. Den Vorschlag einer weiteren Unterredung lehnt sie entrüstet ab.

Am Ende werden es etwa 1'500 Juden sein, die allein in Nizza verhaftet und deportiert wurden. Hinzu kommen all die, nie bekannt gewordenen, geschweige denn gesühnten Razzien in den Bergen, in den entlegensten Dörfern der Umgebung. Man schätzt sie auf mindestens 500. Brunner hatte zu diesem Zweck eine Anzahl französischer Agenten angeheuert, die auf eigene Rechnung Juden aufspüren konnten, die sie gegen Barzahlung nur im *Excelsior* abzuliefern brauchten. Allein in der Nacht vom 29. auf den 30. Januar 1944 werden im Vallee du Haut Verdon acht jüdische Familien festgenommen. Die Kopfgeldjägerin ist die aus Tiflis stammende Prostituierte Marianne Seydlitz. Auch in Saint-Laurent du Var und in Saint Roman de Bellett leitete sie solche Razzien. Die Liste der Verhafteten ist endlos. Wer sich der Verhaftung widersetze, wurde misshandelt oder wie der Jude Claude Laurent «in einer Badewanne voll Seifenwasser» sofort umgebracht.²⁴

Die Verhaftungen laufen jetzt auch ohne die anspornende Kraft Alois Brunners. Das Netz der Häscher ist mittlerweile so eng geknüpft, dass sich Brunner seit Ende 1943 getrost um die verwaisten Aussenposten von Nizza kümmern kann. Immer wieder taucht er überraschend in verschiedenen Lagern Südfrankreichs auf, um nach dem Rechten zu sehen. Selbst als er am 10. Dezember auf Dauer wieder in Drancy ist, unternimmt er verschiedene Dienstreisen. Im Januar 1944 beispielsweise schaut Brunner in Grenoble vorbei, wo er schon Ende August 1943 sei-

nen Dienstsitz im Cours de Berriat 28 eingerichtet hat. Logis nahm Brunner jedoch im damals angesehenen *Hotel Suisse et Bordeaux*. Wie in Nizza befindet sich auch diese Herberge in Sichtweite des Bahnhofs der Stadt, des Gare de Lyon. Als am 25. Februar 1944 einem Gestapoagenten am Gare de Lyon der junge Denis Marx in die Fänge gerät, ein Mitglied der französischen Résistance, lässt Brunner ihn sofort in das Hotel bringen und mehrere Stunden verhören, um die Namen seiner Kameraden herauszufinden. Aber Denis Marx schweigt eisern. Vor Brunners Augen und auf seinen Befehl lässt er schliesslich den jungen Mann durch einen «aufgesetzten Kopfschuss» ermorden.²⁵ Das Schicksal des Denis Marx wurde nie gesühnt, und selbst in den jüngsten Akten für den neuen Prozess gegen Brunner in Frankreich fehlt dieser Name. Brunners Blutspur war einfach unvorstellbar breit.

Ende Mai 1944 räumt Brunner mit seinem Sonderkommando Nizza und kehrt mit dem letzten Judentransport, der noch aus 20 Verhafteten besteht, endgültig nach Paris zurück.

8

Die letzte Fahrt nach «Pitchipoi»

Drei Schritte fehlten bis zur Freiheit. Drei Schritte oder die Arbeit einer Schicht. 36 Meter hatten sie sich Tag und Nacht in den Boden gefressen, und dann war alles umsonst. «Es existierte ein genauer Ablaufplan: Von einer Art Kreuzung aus wären die Leute in alle vier Himmelsrichtungen geflohen. Es war wirklich Pech.» «Pech» nennt Serge Boudier, was andere als Katastrophe bezeichnen würden, weil es eine war. Serge Boudier ist immer noch ein gut aussehender Mann mit vollen, gewellten, inzwischen grau melierten Haaren und einem markanten Gesicht, das ernst und entschlossen wirkt. Es ist derselbe Gesichtsausdruck, den er auf dem Foto hat, das im Museum in *Drancy* hängt. Damals war er ein junger Mann, aber das Leben war für ihn nicht verheissungsvoll. Für Serge Boudier lautete die Übersetzung des Wortes «Jugend» nicht mehr Zukunft. Jeder Gedanke an eine Berufskarriere oder an Familiengründung schien sich zu verbieten. Auf Serge Boudier wartete der Deportationszug, der ihn nach Auschwitz bringen sollte. So wie auf dem Foto hat er ausgesehen, als er seine Frau kennen lernte und vielleicht, aller damaligen Umstände zum Trotz, dennoch von einer Zukunft träumte, die es für sie anscheinend nicht mehr geben konnte, denn die beiden trafen sich im Lager Drancy. Sie überlebten, haben Kinder und ein sehr gutes Einkommen. Serge Boudier ist heute ein selbstbewusster Geschäftsmann, der in jedem Spielfilm für genau diese Rolle engagiert würde. Elegant angezogen, souverän im Auftritt und dabei warmherzig. Ein Mann, der aussieht, als wäre sein Lebensweg klar vorgezeichnet gewesen, als hätte er nie etwas anderes werden können als der erfolgrei-

che Juwelier, der er ist. Und in gewisser Weise stimmt das auch. Bereits sein Vater war Goldschmied, aber mehr als den Namen und den Beruf konnte er ihm nicht vererben. Wenn man Serge Bouders Lebensgeschichte kennt und ihn mit diesem Wissen erneut betrachtet, dann fällt auf einmal auf, dass dieser Mann warmherzig, aber nicht fröhlich ist, dass ihm jede Leichtigkeit fehlt und seine Augen nicht lachen. «Ich war nie sehr unbeschwert oder fröhlich», sagt Serge Boudier, «aber ich habe auch nicht darüber geweint.



Serge Boudier als junger Mann

Ich hatte nichts wirklich Tragisches zu berichten. Die Hauptsache war, es zu vergessen und zu leben.» Nur auf Nachfrage räumt er ein, dass natürlich etwas von «diesem ersten Leben» zurückgeblieben ist und dass dieses «Etwas» sein zweites Leben bestimmt. Sein zweites Leben, das es nach dem Willen Brunners eigentlich gar nicht hätte geben sollen. Dass Serge Boudier lebt, ist ein Wunder. Dreimal hat er das Schicksal besiegt.

In Cannes wird er von Brunners Männern verhaftet und ins Hotel *Excelsior* nach Nizza gebracht. Boudier, der der Résistance angehört, wird streng verhört und gefoltert, aber er überlebt. Er wird nach Paris deportiert ins Lager Drancy. Er wird durchsucht, befragt, kategorisiert. Geld, Schmuck, Wertsachen und

das Wichtigste, die persönliche Habe, werden ihm weggenommen. Er schaut sich um und sieht Kinder, Alte, Familien, «Voll-» und «Halbjuden». «Leute liefen herum mit Judenstern und Hüten, es herrschte eine traurige Stimmung», erinnert er sich an seine ersten Eindrücke im Lager. Menschen hätten verzweifelt Ausschau nach Familienangehörigen gehalten, die schon früher nach Drancy deportiert worden waren, voller

Hoffnung, sie jetzt wieder zu sehen, bis sie erführen, dass sie bereits «auf Transport» gegangen seien. Wohin? Viele klammern sich an die gestreute Lüge vom Arbeitslager im Osten. Vielleicht sehen sie dort ihre Verwandten endlich wieder. Viele hoffen, aber Serge Boudier zweifelt, spätestens als er die Kinder im Lager sieht. Allein, ohne Familien, völlig verstört. «Es war ein trauriger Anblick», sagt Serge Boudier, und er sagt es wie immer ohne Pathos. So klein seien sie gewesen und ganz allein. Es ist zugleich ein Anblick, der ihm klar macht, dass die einzige Chance zu Überleben in der Flucht besteht, denn was sollen die Kinder in einem Arbeitslager?

Serge Boudier ist nicht der Einzige, der dem Widerstand angehörte. Auch andere Mitglieder der Résistance sind in Drancy. Gemeinsam mit anderen Internierten entwerfen sie einen tollkühnen Plan. Sie wollen einen Fluchttunnel ausheben. Im September 1943 beginnen die Arbeiten. 70 Männer graben, schaufeln und hacken in drei Schichten, Tag und Nacht. Der Tunnel wächst in 1,50 Meter Tiefe Meter für Meter. Der Einstieg befindet sich im Büro der jüdischen Lagerverwaltung, denn anders als in Wien und Saloniki gehört der jüdische Kommandant Georges Kohn gemeinsam mit Roger Lévy Jean Bader und Jean Ullmo zu den Anführern des Widerstandes. Ihnen ist längst klar, dass Wohlverhalten niemanden retten wird.

Serge Boudier hat uns in den Keller geführt und die hölzerne Klappe geöffnet. Im schwachen Kellerlicht, unterstützt von einer Taschenlampe, blicken wir jetzt in das gähnende Loch vor uns. Draussen scheint die Sonne. Hier unten aber ist es muffig, kalt und unheimlich. Ein unangenehmer Geruch steigt aus dem Loch auf, und es kostet einige Überwindung, die Leiter nach unten zu steigen. Der Geruch verstärkt sich. Modriges Grundwasser schwappt uns um die Füße. Die Leiter ist nur zwei Schritte entfernt. Oben stehen die anderen und passen auf, dass die Klappe nicht versehentlich zufällt. Und vor allem: Es besteht keine

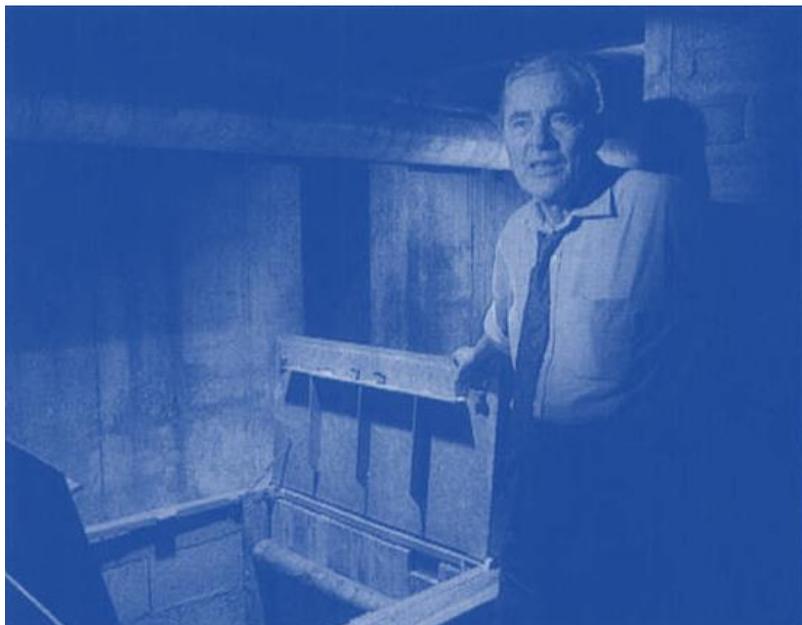
Angst vor einer möglichen Entdeckung, die den Tod bedeuten würde. Und dennoch lässt sich die aufsteigende Panik nur mühsam unterdrücken. Hier unten also standen Serge Boudier und die anderen. Das logistische Hauptproblem war der Abraum. Aus diesem Loch transportierten die Männer den Schutt heimlich auf ihrem Rücken zu einer Baustelle im Lager.

Der Ausbruch steht unmittelbar bevor. Es fehlen nur noch drei Meter. Wann ist der günstigste Zeitpunkt für die Flucht? Sofort, so schnell wie möglich, meinen die einen, zu denen Serge Boudier gehört. Wir warten ab bis Neumond, sagt die Mehrheit. «Wir hätten sofort fliehen sollen. Das ist das einzige Bedauern, das ich empfinde», sagt Serge Boudier heute, noch immer mit einem leichten Groll in der Stimme über das «Pech», so knapp vor der Freiheit gescheitert zu sein. Wie sie entdeckt wurden, ist bis heute unklar. Vermutlich Verrat, aber durch wen? Die Frage ist müssig, quält Boudier schon lange nicht mehr. Vermutlich war der Verräter selbst ein Opfer, vielleicht ist er längst tot, vielleicht aber hat er sich tatsächlich retten können, indem er andere den Henkern auslieferte. Wer weiss. Im November 1943 entdeckt die SS den Tunnel. Alois Brunner ist zu diesem Zeitpunkt in Nizza, aber er kommt sofort zurück. Er ist ausser sich vor Wut. Zunächst wissen die Deutschen nicht, wer zu den Widerständlern gehört, aber sie entdecken im Tunnel Kleidung, die sie einem Mann zuordnen können. Sie verhören ihn, sie foltern ihn. Als sie ihm drohen, vor seinen Augen wahllos Frauen zu erschiessen, beginnt er zu reden. Er nennt die Namen von 14 Mithäftlingen, die er für stark genug hält, der Folter zu widerstehen. Serge Boudier gehört zu ihnen. Im Morgengrauen beginnen die Verhöre. Alois Brunner leitet sie.

Ernst Brückler übersetzt, und natürlich ist Weiszl dabei, der «Bluthund». Das schmutzige Handwerk überlässt Brunner weitgehend ihnen. Vor allem Brückler geniesst den Anblick. Wenn die anderen des Schlagens müde werden, heizt er die Stimmung erneut an. Brunner ist die ganze Zeit dabei. Er schaut zu, weidet sich am Anblick der ohnmächtig

Geprügelten. Einer nach dem anderen wird hereingeführt und gefoltert. Dann kommt Serge Boudier.

«Brunner hatte mich in Cannes verhaften lassen und erkannte mich wieder. Er erzählte den anderen, was für eine wunderschöne Stadt Cannes doch sei, und ich glaube verstanden zu haben, dass er die Schönheit der Côte d'Azur rühmte.» Vierzehnmals Verhöre und Folter, aber keine Geständnisse. «Wir wurden einer nach dem anderen brutal geschlagen. Aber keiner hat gesprochen.» Woher nahmen sie die Kraft zu schweigen? Es habe «eine Art moralischen Pakt» zwischen ihnen gegeben, der es ihnen unmöglich gemacht habe, ihre «Kameraden ans Messer zu liefern». Ein Pakt, der aus der Gewissheit entstand, «dass unser Leben nicht viel zählte und wir etwas unternehmen mussten. Das hiess in der Résistance, den Feind zu bekämpfen, und im Konzentrationslager, durch den Tunnel zu fliehen. Das war unsere Hoffnung.» Und als die Hoffnung zerstört war, blieb der Tunnel dennoch ein Symbol für den Widerstand. Genauso wie der Mut, mit dem die 14 allen Verhören standhielten. In seiner Wut übersieht Brunner, wie einfach es gewesen wäre, die Beteiligten zu finden. Er hätte nur die Rücken der Häftlinge auf Schürfwunden untersuchen müssen, denn, so erzählt Boudier, alle hatten deutliche Spuren der schweren Arbeit. So aber bleibt es bei den 14 Namen. Sie schweigen, weil sie bereit sind, sich zu opfern, um andere Leben zu retten. Ihr Tod scheint gewiss. Alois Brunner hat entschieden. Zunächst lässt er sie den Tunnel wieder zuschütten. Alle fünf Meter müssen sie eine neue Mauer aus Beton und Steinen errichten. Siebenmal vermauern sie ihren Fluchtweg. Dann kommt das Urteil. «Sie kamen mit Übersetzern in unser Gefängnis und teilten uns unsere Verurteilung mit. Unsere Hinrichtung sollte in den nächsten Tagen stattfinden. Sadistisch wie sie waren, hielt dann frühmorgens ein Auto vor dem Tor unseres Verlieses, aber es holte uns niemand ab. Man rasierte uns die Schädel kahl und liess uns ohne Essen.» Und wieder gelingt es Serge Boudier, das Schicksal zu besiegen. Er wird nicht verrückt vor Angst, und er verhungert nicht. Die Solidarität im Lager funktio-



Serge Boudier am Eingang zum Tunnel

niert. Es gelingt den anderen Häftlingen, die 14 Helden durch ein Fussbodengitter mit Lebensmitteln und Zigaretten zu versorgen. Nach einer Woche gibt Brunner auf. Aus diesen Männern ist nicht mehr herauszuholen. Er schätze gute Arbeiter, lässt er ihnen mitteilen, und das könne man ja selten von den Juden sagen. Und deshalb würden sie auch nicht direkt erschossen, sondern deportiert.

Am 20. November 1943 verlässt Transport Nr. 62 mit 1'200 Menschen den «Abgangsbahnhof» Paris-Bobigny. «Schnell, schnell», brüllen die SS-Leute und treiben Männer, Frauen und Kinder in die Wagons. «Brunner war am Bahnsteig und überwachte den Ablauf. Es ging sehr brutal zu», erinnert sich Boudier an seine letzte Begegnung mit Alois Brunner und an seinen letzten Eindruck. «Er war ein fieser, düsterer Typ, arrogant und herrschsüchtig. Er war ein Scheisskerl, ich finde kein anderes Wort für ihn. Er verkörperte den Herrenmenschen.»

Wie immer überwacht der «Herrenmensch» aus dem Burgenland persönlich, dass auch wirklich alle von ihm bestimmten 1*200 Menschen in die Waggons getrieben werden. «Die Leute reagierten nicht mehr. Wenn man so behandelt wird, verliert man jeglichen Willen. Bis auf einige Ausnahmen wenigstens. Die meisten waren apathisch. Manche von ihnen waren nur in Shorts und Hemd. Es gab Familien, die versuchten, ihre Kinder zu schützen. Jeder versuchte, sich an seine Hoffnung zu klammern, aber es war sehr traurig.» Boudier und seine Kameraden glauben schon lange nicht mehr an die Geschichte vom «Arbeitseinsatz» im Osten. Und so wächst ihre Entschlossenheit, den Tod zum dritten Mal zu besiegen. Wie alle anderen steigt Boudier in den Güterzug. In jedem Waggon sind 50 Juden zusammengepfertcht. Immerhin, sie haben das Glück zusammenzubleiben. Sie haben die Verhöre überlebt. Sie haben das Ende ihrer Hoffnung überlebt, als der Tunnel entdeckt wurde. Ihr Wille hat überlebt. Gemeinsam beschliessen sie erneut die Flucht. Wie immer sind die Waggons von der jüdischen Polizei vorbereitet worden. Stroh, ein Krug Wasser, ein Eimer für die Notdurft. Diesmal aber liegt ausserdem noch ein Schraubenzieher und ein Sägeblatt im Waggon. Wie immer warnt Brunner die Deportierten, dass im Fall einer Flucht die anderen sofort erschossen würden, aber Serge Boudier weiss, dass es sich um eine leere Drohung handelt. Bereits auf der Fahrt von Nizza nach Paris waren Juden geflohen. Niemand war erschossen worden, obwohl es auch damals dieselbe Ankündigung gegeben hatte. Sofort inspizieren sie den Waggon. Die einzige Möglichkeit zur Flucht sind die Fenster. Sie sind mit Holzbrettern vernagelt, nur in der Mitte sind zwei Eisengitter. Sie finden das Werkzeug. «Kurz nachdem der Zug losgefahren war, fingen wir an, die Fenstergitter zu zersägen. Zuerst versuchten die anderen Mitreisenden, uns davon abzuhalten.» Boudier erzählt ihnen von seinen Erfahrungen auf dem Transport von Nizza nach Drancy. «Flieht mit uns», bietet er ihnen an. «Als das Gitter zersägt war, es war gegen Nachmittag, warteten wir auf den Anbruch der Nacht.

Ein Kamerad, der sehr kräftig war, zertrat mit seinen Füßen die Holzlatten. Ein erster von uns sprang, dann einer nach dem anderen.» Und auch fünf weitere trauen sich nun, nutzen ihre Chance und springen. Die Fahrt ist schnell, der Sprung gefährlich. Einer springt in den Tod. Andere verletzen sich schwer, landen mit Knochenbrüchen irgendwo im besetzten Frankreich. Serge Boudier fällt auf den Kopf und überlebt. «Irgendwie», sagt er, «habe ich es geschafft.»

Bei der Ankunft in Auschwitz drei Tage später werden 914 Menschen des Transports Nr. 62 sofort vergast.

Während Serge Boudier uns seine Geschichte erzählte, ist es immer kälter im Keller geworden. Erst vor wenigen Wochen ist der Tunnel wieder freigelegt worden. Bis dahin wusste kaum jemand von diesem Ort. Der Keller schien ein Keller wie jeder andere in jedem anderen Haus in Drancy zu sein. Kein Hinweis darauf, dass wir an einem besonderen Ort stehen, einem Symbol für die Entschlossenheit, die eigene Würde zu verteidigen. Nur dort, wo der Tunnel hätte enden sollen, erinnert eine Tafel daran, dass nur noch «drei Schritte bis zur Freiheit» fehlten. Serge Boudier erfüllt der Anblick des Erdlochs mit Stolz. Eine schöne Arbeit sei das gewesen, sagt er sichtlich zufrieden und sieht nun gar nicht mehr wie ein erfolgreicher Geschäftsmann aus, sondern wie der entschlossene junge Kämpfer auf dem Foto aus dem Museum. Sie haben Brunner besiegt. «Wir haben gezeigt, dass Juden sich wehren können, auch, weil wir all das überlebt haben», sagt er. Und als wir uns bereits verabschieden ergänzt er: «Vor allem aber bin ich stolz, dass ich meiner Angst widerstanden und nicht gestanden habe. Ich bin auch stolz auf meine Kameraden. Sie sind wirkliche Freunde.»

Serge Boudiers Name und die Namen seiner Freunde stehen auf der Transportliste Nr. 62. Sauber getippt. Der Name Arno Klarsfeld steht auf der Liste Nr. 61 und die Namen von Charlotte Salomon und ihrem Mann Alexander Nagler stehen auf der Liste Nr. 60. Sie alle und 73‘176 andere sind zwischen März 1942 und Ende Mai 1944 deportiert worden.

deportiert worden. 49'884 von ihnen wurden sofort nach der Ankunft in Auschwitz vergast. Alle sind sie ordentlich auf Listen erfasst. Und manchmal finden sich auch handschriftliche Anmerkungen Alois Brunners. «Kommunistenführer» steht da und «seit Geburt unbeschnitten» oder «im 7. Monat schwanger» oder die handschriftliche Korrektur, die aus «Mischling» «Jüdin» gemacht hat, oder der Vermerk «2 Kinder, getauft, unbeschnitten, wohnen bei Grossmutter, Philippe 1938, Daniel 1942»? Brunner hat sich jedes seiner Opfer genau angesehen. Niemand wurde zufällig in den Tod geschickt, und niemand wurde von ihm verschont.

Beate und Serge Klarsfeld haben diese Listen zu Hause liegen. Sie wissen, dass in den meisten Fällen der Name auf der Liste alles ist, was von diesen Menschen geblieben ist. Vbr allem wissen sie, wie viele Kinder unter den Ermordeten sind. 1'736 Seiten Dünndruckpapier umfasst das Buch mit den Bildern und Namen der 11'000 ermordeten Kinder Frankreichs, das die beiden zum Gedenken veröffentlicht haben.² 83 Kinder unter zwölf Jahren sind allein auf dem Transport Nr. 62, dem Transport Serge Bouders. Sie hatten keine Chance zur Flucht und keine Chance zum Überleben. Sofort nach der Ankunft in Auschwitz wurden sie vergast, wie alle Kinder, die seit dem 14. August 1942 aus Frankreich deportiert wurden. Bis zu diesem Zeitpunkt hatte die Anordnung des SS-Obersturmführers Heinz Röhke gegolten. «Kinder», heisst es da, «sind diesen Transporten noch nicht beizugeben. Sie werden zu einem späteren Zeitpunkt gesondert abtransportiert. Etwaige erforderliche Trennung zwischen Eltern und Kindern im Zuge des Abtransportes der Erwachsenen sind jetzt durchzuführen.»³ Tatsächlich werden fortan Kinder brutal von ihren Eltern getrennt und zunächst ebenfalls nach Drancy gebracht. 4'000 Kinder zwischen zwei und zwölf Jahren allein im Juli 1942. Sie warten unter katastrophalen hygienischen Bedingungen im Lager auf ihren Abtransport, leiden an Ausschlägen, an Ruhr und sind von Insekten befallen. «Da in der Festnahme von Juden vorübergehend eine Stockung» eingetreten sei, wird Eichmann gebeten,

nun doch früher als geplant den «Abschub von Judenkindern nach Auschwitz» zu genehmigen.⁴ Fortan werden die Transporte jeweils mit Kindern aufgefüllt. Wenn es zu viele sind, werden sie in den Einrichtungen der jüdischen Gemeinden Frankreichs untergebracht, betreut durch jüdisches Personal, bewacht durch französische Gendarmerie und die Gestapo. Sie tragen den gelben Stern, sind aber zunächst in relativer Sicherheit. Das weiss Alois Brunner genau, als er sich im Juli 1944 der noch in Paris verbliebenen Kinder besinnt. Sie hoffen, ihre Eltern bald wieder zu sehen. Bis dahin schlafen, leben und spielen sie so unbefangen, wie es in diesen Zeiten eben möglich ist.

Zum Beispiel im Kinderheim in Louveciennes, in dem sich Serge Klarsfeld mit uns verabredet hat. Es ist auch heute wieder eine Schule der jüdischen Gemeinde Paris. Der Eingang ist streng überwacht. Die Sorge gilt möglichen terroristischen Anschlägen. Die Bewachung hat die französische Gendarmerie übernommen. So wie damals, nur dass jene Polizisten nicht zum Schutz der Kinder wachten. Eine Gedenktafel am Eingang erinnert daran. Am Bahnhof in Nizza, am Wohnblock in Drancy, an den einstigen jüdischen Kinderheimen – überall sorgen Gedenktafeln dafür, dass die Tragödie, die sich an diesen Orten abgespielt hat, nicht so leicht in Vergessenheit gerät. Viele dieser Gedenktafeln sind auf Initiative der Vereinigung Les Fils et Filles des Déportés Juifs de France und vor allem ihres Vorsitzenden, Serge Klarsfeld, entstanden. Wir betreten das alte Haus, gehen durch das mächtige Portal die Treppe hoch und gelangen in ein Klassenzimmer. Serge Klarsfeld hat das Buch mit den Kinderfotos mitgebracht und schlägt es nun auf. «Hier», sagt er und deutet auf ein Foto, auf dem mehrere Kinder zu sehen sind, «hier sehen wir die Kinder des Centre Lamarque, aus der Schule, in der wir uns hier befinden, in der Avenue Secretan. Man sieht sie hier auf dem Hof.» Unzählige Male hat Serge Klarsfeld dieses Foto schon betrachtet. Er kennt die Namen und die Gesichter der Kinder. Genauso wie die Namen und Gesichter der Kinder auf dem nächsten

und übernächsten Foto in dem dicken Buch, das vor ihm liegt. «Die Kinder, deren Fotos in diesem Buch gesammelt sind, sind alle deportiert worden. Hier sind die Fotos, ihre Namen, ihre Vornamen, ihre Staatsangehörigkeit, ihr Geburtsort, ihre Geburtsadresse. Die Angaben von über 11'000 Kindern, die aus Frankreich deportiert wurden,



Denise Holstein und die von ihr betreuten Kinder in Louveciennes

die durch Aktionen Brunners ermordet wurden.» Er blättert weiter und deutet auf ein weiteres Foto. Neun kleine Kinder sind darauf gemeinsam mit ihrer jungen Betreuerin zu sehen. Sie stehen für den Fotografen arrangiert auf der Treppe. Sie lächeln oder schauen ein wenig trotzig, wie Kinder es tun, wenn man sie fotografiert. Ein Mädchen mit blonden Locken kneift die Augen zusammen, weil die Sonne es blendet. «Nur

wenige Wochen nach diesem Foto fand das Leben dieser Kinder ein schreckliches Ende in Auschwitz», sagt Klarsfeld.

17 Jahre ist Denise Holstein alt, als sie im Hof des Heimes in Louveciennes fotografiert wird. Ihre Eltern sind längst deportiert worden. Sie weiss nicht, was aus ihnen geworden ist. Jeden Tag lebt sie in der bange Erwartung, selbst die nächste zu sein. Aber mit jedem Tag wächst auch die Hoffnung, verschont zu bleiben. Die Front kommt immer näher. Schon ist das Ende deutlich hörbar, und das Ende bedeutet Anfang. Lange werden die Deutschen nicht mehr in Paris sein. Die Befreiung ist zum Greifen nah. Und so scheinen ihr die Nächte ein bisschen weniger bedrohlich als in den vergangenen Jahren. In ihrem Zimmer schlafen neun kleine Kinder im Alter zwischen vier und sieben Jahren, die sie betreut. Acht Mädchen und ein Junge.

Der Morgen graut. Die Strassen sind leer. Totenstille. Noch herrscht Sperrstunde. Die Kinder schlafen fest. Denise aber ist sofort wach, als sie auf der Strasse plötzlich ein ungewöhnliches Geräusch hört. «Als ich aus dem Fenster schaute, sah ich einen deutschen Offizier und Männer in Zivil in einem Autobus, der vor der Tür hielt. Mir war sofort klar, dass sie gekommen waren, um uns zu holen», erzählt Denise Holstein. Wir sitzen auf der Terrasse ihres eleganten Apartments in Antibes. Die Sonne scheint. Die Luft riecht nach Frühsommer, und die Palme auf ihrem Balkon bewegt sich leicht im Wind. In der Ferne glitzert das Meer. Doch von alldem ist nichts zu spüren. Denise Holstein ist wieder da, wo sie vor mehr als 50 Jahren war. Es ist wieder Juli 1944, und sie steht am Fenster des Heimes in Louveciennes und sieht die Autobusse auf der Strasse vor dem Haus. «Ich lief zum Direktor, und währenddessen war der deutsche Offizier schon da und schrie, wir sollten uns beeilen, die Kinder vorbereiten, einige Kleider einpacken, um baldmöglichst abreisen zu können.» In aller Eile zieht sie die schlaftrunkenen Kinder an. Sie beruhigt sie, versucht, sie ihre eigene Angst nicht spüren zu lassen.

33 Kinder werden in dieser Nacht abgeholt. Die meisten haben ihre Eltern schon mehr als ein Jahr nicht gesehen. Sie vertrauen Denise, gehen mit ihr in den Autobus, voller Vorfreude auf den Ausflug, den man ihnen versprochen hat. «Damit sie keine Angst bekamen, verhielten wir uns wie sonst auch, wenn wir einen Ausflug unternahmen: Wir sangen mit ihnen während der Busfahrt, es gab überhaupt keine Panik.» Denise Holstein aber weiss, wohin die Fahrt tatsächlich geht. Als sie die Türme von Drancy gesehen habe, sei kein Zweifel mehr möglich gewesen, aber «da wir wussten, dass die Alliierten bereits in der Normandie gelandet waren, hofften wir darauf, nicht mehr deportiert zu werden». Doch gerade weil ihm nur noch wenig Zeit bleibt, setzt Alois Brunner alles daran, vor allem die Kinder noch einzufangen. Kurt Schendel, der Vorsitzende der verbliebenen jüdischen Verwaltung in Paris, die Brunner, wie es seine Methode war, zur Mitarbeit gezwungen hatte, setzt dagegen alles daran, ihn von seinem Plan abzubringen. Er versucht es mit einem flammenden Gefühls appell, die Kinder seien doch noch so klein. Er verweist auf den verheerenden Eindruck, den gerade diese Deportation bei den kinderlieben Franzosen hinterlassen würde. Er warnt, dass dies das Ende der Kooperation der jüdischen Verwaltung bedeute. Schliesslich, als alles nichts nutzt, wird er persönlich und greift Brunner an. Es gehöre wahrlich kein Mut dazu, sich an den Schwächsten, den kleinen Kindern, zu vergreifen. Brunner bleibt völlig ungerührt. Kurt Schendel bietet sogar an, selbst anstelle der Kinder deportiert zu werden. Brunner lehnt kategorisch ab. Er «widersprach allen Argumenten mit der Entgegnung, dass diese Kinder die ‚zukünftigen Terroristen‘ seien».⁵

Serge und Beate Klarsfeld haben die Namen der «zukünftigen Terroristen» zusammengetragen. Jahrelang haben sie recherchiert, bis sie rekonstruieren konnten, welche Kinder in der Grossrazzia zwischen dem 21. und 25. Juli 1944 zusammengetrieben und nach Drancy deportiert wurden. Die Liste beginnt bei dem zehnjährigen Wolf Agrest und endet bei dem gleichaltrigen Léon Zylbermann.

Insgesamt werden aus den Kinderheimen der U.G.J.F. (Vereinigung der Israeliten Frankreichs) 200 Kinder geholt. Dazu kommen Jugendliche und die Kinder, die sich bereits in Drancy befinden. «Alle Kinder aus den Heimen der Pariser Region waren zum gleichen Zeitpunkt wie wir in Drancy angekommen. Es war eine gross angelegte Razzia, und in Drancy war allen klar, dass Alois Brunner uns deportieren würde», erzählt Denise Holstein. Als sie in Drancy ankommt, hofft sie auf Nachrichten über das Schicksal ihrer Eltern. Monate liegt das letzte Lebenszeichen zurück. Ein kleines Briefchen hatte sie damals erhalten, das ihre Mutter, die in der Wäscherei von Drancy arbeitete, in einen Saum eingnäht und so nach draussen geschmuggelt hatte. Darin stand, dass ihre Deportation unmittelbar bevorstünde, obwohl sie eigentlich zur Kategorie B, «von der Deportation zurückgestellt», gehörten. Immerhin war der Vater ein verdienter französischer Kriegsveteran. Doch nach der Entdeckung des Tunnels im November 1943 liess Brunner als Exempel gerade Juden der Kategorie B und C deportieren. Als Denise Holstein jetzt acht Monate später in Drancy Freunde ihrer Eltern trifft, können die nur bestätigen, was sie befürchtet hatte. Ihre Eltern waren am 20. November 1943 mit dem «Tunnel-Transport», der Nr. 62, nach «Pitchipoi» deportiert worden. Bei der Selektion auf der Rampe in Auschwitz hatte nur eine Chance, wer zwischen 18 und 30 Jahre alt war. «Meine Mutter war 40, mein Vater 51», sagt Denise Holstein.

Dabei hätte sich ihr Vater retten können, erfährt sie von den Bekannten ihrer Eltern in Drancy, wenn er auf das Angebot Alois Brunners eingegangen wäre. Er solle doch Lagerpolizist werden, dann würden weder er noch seine Frau deportiert. «Mein Vater erkundigte sich, wie diese Arbeit aussehen würde. Er sollte den Nazis dabei helfen, Juden aufzuspüren. Es war nämlich immer so, dass Panik ausbrach, wenn die Nazis Juden verhafteten», erzählt Denise Holstein. «Die Leute versteckten sich, flüchteten. Es herrschte Aufruhr im Viertel, den die Deutschen vermeiden wollten. Das brachte sie auf die Idee, Juden mitzunehmen.

Die sollten sich ganz ruhig vor die Tür stellen, damit die Leute arglos die Tür öffnen würden, und dann kämen die Deutschen aus dem Hinterhalt und hätten leichtes Spiel mit ihnen. Als mein Vater begriff, was man ihm für eine Arbeit angetragen hatte, lehnte er ab mit der Begründung, niemals würde ein Offizier eine solche Arbeit machen. Und so wurden meine Eltern eben deportiert.» Wir stehen immer noch auf ihrem herrlichen Balkon. Der Wind weht angenehm frisch vom Meer und trägt Kinderstimmen aus der Nachbarschaft herauf. Denise Holstein schweigt.

Andere haben weniger Skrupel als ihr Vater. Sie liefern Nachbarn ans Messer, um die eigene Haut zu retten. Der einstige Wiener Fussballstar Oskar Reich etwa begleitet Brunner auf der Suche nach versteckten Juden. Er selbst war 1943 verhaftet worden und hatte sich mit der Verpflichtung, die SS bei ihren Judenverhaftungen zu unterstützen, frei gekauft. Der Pakt mit dem Teufel rettet ihm vorerst das Leben. Im Juli 1944 zieht er gemeinsam mit Brunner los, um untergetauchte Juden aufzuspüren. Nacht für Nacht. Brunner weiss, dass ihm nur noch wenige Tage für seine Jagd bleiben. «Gegen drei Uhr früh kamen sie erst zurück», erinnert sich der frühere Lagerpolizist Lipietz an die letzten Tage von Drancy. Nach dem Krieg kommt zumindest für Oskar Reich die Vergeltung. Am 23.11.1948 wird der Spitzel als Nazi-Kollaborateur hingerichtet.

Das alles erzählt Georges Lipietz schnell, bereitwillig und ohne grössere innere Erregung. Sobald er aber über die Ankunft der Kinder in Drancy spricht, wird seine Stimme brüchig. Sie seien nur kurz im Lager gewesen, sagt er, und dass sie sehr brav gewesen seien. Man habe sie dazu erzogen, nicht aufzumucken. «Während der paar Tage, die sie da waren, durften sie in einem kleinen abgetrennten Teil des Hofes spielen. Wir konnten sie dort sehen, aber den Internierten war der Kontakt zu ihnen verboten. Wenn die Kinder zu nah an das Gitter kamen, legten die Wachmänner ihr Gewehr an und zielten auf die Kinder.»

Denise Holstein ist die ganze Zeit bei ihren Schützlingen. Die Be-

kannten ihrer Eltern bieten ihr an, sie zu verstecken. Es sind ja nur noch wenige Tage. Die Endzeitstimmung unter den Deutschen wird immer deutlicher. Am 20. Juli, dem Tag des Attentats auf Hitler, schien das Ende greifbar nahe zu sein. SS-Leute aus Paris hatten sich nach Drancy zu Brunner geflüchtet, in der Hoffnung, er könne sie notfalls vor der Wehrmacht schützen, falls das Attentat geglückt wäre. Nicht alle Internierten wissen genau, was da vorgeht, aber alle sind überzeugt: Das ist das Ende. Radio London habe das Vorrücken der Alliierten gemeldet, erinnert sich Georges Lipietz, und die Deutschen seien mit der Vorbereitung ihrer Flucht beschäftigt gewesen. Brunner habe bereits Holzkiesten mit seinen Adressaufklebern bereitgestellt. «Wir wussten, dass die SS-Leute abreisen würden.» Doch an der Entschlossenheit Brunners ändert das nichts. Er plant bereits den Transport Nr. 77. Am Morgen des 31. Juli 1944 ist es soweit.

Die Bestimmungen im Lager sind noch strenger als sonst. Keiner darf sich im Hof aufhalten, keiner an den Fenstern stehen. Nur die SS und die jüdische Lagerpolizei darf in die Nähe der wartenden Busse. Sie seien angezogen gewesen «wie kleine Königskinder», sagt Georges Lipietz und kämpft mit den Tränen. «Deshalb habe ich gehofft, sie kämen vielleicht doch in ein Speziallager für Kinder.» Während unseres Interviews sind Kinder aufgetaucht, die neugierig lachend immer wieder kommen und verschwinden, kichernd, Grimassen ziehend. Kinder eben. «Schluss jetzt! Verschwindet endlich», schnauzt Lipietz sie plötzlich in einer Stimme an, die weder Widerspruch erwartet noch duldet und die Kinder auch tatsächlich sofort in die Flucht schlägt. Auf einmal verwandelt sich der zu Tränen gerührte alte Mann vor uns wieder in den unerbittlichen Lagerpolizisten, der er wohl damals war. Nicht nur die Kinder, auch wir sind erschrocken und vielleicht sogar er selbst. Georges Lipietz zögert einen Moment, dann fährt er fort: «Die Kinder waren ganz ruhig. Sie fassten sich zu zweit an der Hand und gingen die Treppe

herunter, von den Betreuerinnen begleitet. Alles ging ohne Tränen ab.» Das ist das Bild, das er vor sich sieht, wenn er an die Kinder denkt.

Denise Holstein ist bei ihnen. Sie hat es abgelehnt, sich verstecken zu lassen. «Ich konnte die Kinder, mit denen ich seit einem Jahr zusammen lebte und für die ich eine Art Mutter war, nicht verlassen.» Und so fahren sie ab. 1'300 Menschen hat Alois Brunner auf die Liste für den Transport Nr. 77 gesetzt, darunter 375 Kinder. Klarsfelds haben auch ihre Namen erfasst. Das jüngste Kind ist noch ein Baby. Am 17. Juli 1944 wurde Alain Blumberg in Drancy geboren. Gerade zwei Wochen nach seinem Geburtstag schickt ihn Brunner in den Tod.

«Wir kamen in Bobigny an, ohne den Bahnhof passiert zu haben. Jeder Autobus hielt vor einem Waggon, und wir mussten sofort in die Waggons hinein», erzählt Denise Holstein. «Wir mussten uns mit 60 Personen in einen solchen Waggon pferchen. Die Kinder waren in einer Ecke und die 14 Erwachsenen in der anderen. Die Kinder hatten kaum genug Platz, ihre Beine auszustrecken. Sie lagen übereinander und begannen sich zu ängstigen. Wir hatten alle Mühe, sie zu beruhigen.» Drei Tage sind sie in den völlig überhitzten Waggons unterwegs. «Da die Hygieneeimer zu klein waren, ergoss sich ihr Inhalt in die Waggons, es war wirklich schrecklich. Es roch erbärmlich, die Kinder schrien, als sie sahen, wie die Eimer überschwappten. Die dritte Nacht kam. Die Kinder waren völlig ausgezehrt vor Müdigkeit und Hitze. Da plötzlich gab es einen grossen Ruck und der Zug hielt. Die Türen wurden brutal geöffnet. Viele deutsche Soldaten mit Hunden schrien: ‚Los, los, raus, schneller ...!‘ Es war ein Geschrei, und die kleinen Kinder schliefen noch. Einige von ihnen hatten ihre Schuhe ausgezogen. Wir mussten uns beeilen, sie anzuziehen und ihnen beim Aussteigen zu helfen.» Als Denise Holstein den Waggon verlassen hat, blickt sie in gleissendes Scheinwerferlicht, hört Gebrüll und sieht völlig verwirrte Menschen, SS-Männer und Häftlinge in gestreiften Anzügen. Einen spricht sie auf Französisch an und hat Glück. Der Mann ist selbst ein deportierter Fran-

zose. «Nimm vor allem kein Kind auf den Arm», warnt er sie eindringlich. Unzählige Frauen mit kleinen Klindern auf dem Arm hat der Mann schon gesehen. Er weiss, dass ihr Schicksal besiegelt ist, dass sie die Selektion nicht überleben und sofort in die Gaskammer geschickt werden. Und er weiss, dass er für seine Warnung an Denise Holstein erschossen würde, wenn die umstehenden SS-Männer sie mitbekämen. Sekunden später ist er bereits wieder in der Menschenmenge verschwunden. «Wir marschierten entlang der Schienen, und ich sah ein kleines Mädchen, das seine Schuhe nicht gefunden hatte und weinend barfuss lief. Ich nahm es bei der Hand.» Plötzlich ist der Franzose wieder hinter ihr und herrscht sie an, ob sie denn nicht verstanden habe, was er gesagt habe. «Ich war eingeschüchert und liess das Mädchen los, entfernte mich von den anderen Kindern und lief allein am Rand.» Denise Holstein kann nicht weitersprechen. Sie hat diese Geschichte schon oft in Schulen erzählt, seit sie vor wenigen Jahren erstmals überhaupt gesprochen hat. Sie erzählt auch, um sich zu befreien, aber das Schuldgefühl will nicht weichen. «Ich sehe immer das kleine Mädchen vor mir. Das ist die Frage, die ich seit vielleicht 50 Jahren in meinem Kopf habe: Hatte ich das Recht, ihre Hand loszulassen?» Mittlerweile hat sie eine Antwort gefunden. «Heute weiss ich, dass ich es tun musste, weil jemand erzählen musste, was damals passiert ist. Wenn ich mit ihnen gegangen wäre, hätte niemand von diesen Kindern berichten können. Es sind nur wenige, die überlebt haben.» Und so hofft Denise Holstein, ihre Geschichte vor Gericht erzählen zu können. Sollten Zeugen zugelassen sein, dann wird sie aussagen im Verfahren gegen Alois Brunner wegen der Deportation von mindestens 232 Kindern, alle unter 18 Jahren⁶, die er zwischen dem 21. und 25. Juli 1944 persönlich aus den Kinderheimen von Paris geholt hat, um sie nach Auschwitz in den Tod zu schicken. Bereits auf der Fahrt sind einige erstickt. Die anderen werden sofort vergast. Denise Holstein ist die jüngste Überlebende des Transportes Nr. 77. Von den insgesamt 1'300 Menschen leben 1945 nur noch 214.

Wegen «Verbrechen gegen die Menschlichkeit, Beihilfe zum Mord und Kindesentführung» wird Brunner in Paris abermals der Prozess gemacht. Jahrelang haben Beate und Serge Klarsfeld dafür gekämpft, unermüdlich haben sie recherchiert, um dieses Verfahren zu ermöglichen. Es wird wohl wieder ein Prozess in Abwesenheit des Angeklagten sein, genauso wie die beiden Prozesse zuvor. Und doch ist es für Ermittlungsrichter Hervé Stéphan keine vertane Zeit. Sicher, sagt er, es sei vor allem ein symbolischer Prozess, aber damit werde wichtige Erinnerungsarbeit geleistet. Zumindest bleiben die Verbrechen Brunners auf diese Weise aktenkundig für spätere Generationen. «Und wenn man auf den

Fotos diese Kinder in den Armen ihrer Eltern sieht und weiss, was mit ihnen geschah, ist man entsetzt. Man glaubt sich in eine andere Welt versetzt. Das kann nicht unsere Welt sein. Auf der anderen Seite gibt es keinen Zweifel daran, dass das passiert ist und so nah bei uns», fügt er dann hinzu, und man sieht ihm an, dass er diese Sätze nicht als Jurist sagt. Und sein Kollege, Staatsanwalt Vincent Lesclous ergänzt: «Dieser Konvoi war der vorletzte aus Drancy, es gab dann noch einen im August, der aber nur aus einem Waggon bestand. Und es zeugt von einer entsetzlichen Symbolik, dass es sich bei diesem letzten grossen Transport um einen Kindertransport handelte.»

Am 17. August 1944, zwei Wochen nach der Ermordung der Kinder in Auschwitz, räumen die Deutschen Paris. Alois Brunner hat sich auf diesen Moment gut vorbereitet und seine Flucht sorgfältig geplant. Einen Tag zuvor organisiert er noch persönlich auf dem Bahnhof Bobigny



Denise Holstein in Antibes

drei Eisenbahn-Waggons. Genau wie bei seinem Abgang aus Saloniki lässt er auch diesmal die vorbereiteten Holzkisten mit seiner Habe und vor allem seiner Beute verladen. «Zur Hölle mit dem Camp!», ruft er und verschwindet. Zurück bleiben 1386 Menschen, die fünf Tage später die Befreiung des Lagers Drancy erleben werden. Für 51 Internierte sind das fünf Tage zu spät. Brunner nimmt sie kurzerhand im letzten Waggon seines Fluchtzuges mit. Er hat sie nach drei Gesichtspunkten ausgesucht. Die erste Gruppe sind Kämpfer der Résistance, die erst wenige Tage zuvor in Fresnes verhaftet worden waren, unter ihnen der Rabbiner und spätere Botschafter Israels in Athen Rêne Kapel. Zur zweiten Gruppe gehören Prominente wie der Flugzeugkonstrukteur Marcel Bloch-Dassault oder die Prinzessin Olga Galitzine. Die dritte Gruppe besteht aus der Familie Kohn, die Brunner zutiefst hasst. Armand Kohn, der Leiter des Rothschild-Hospitals, wird gemeinsam mit seiner Mutter, seiner Frau und seinen Kindern deportiert. Der 12-jährige Georges Kohn ist das letzte jüdische Kind, das aus Frankreich nach Auschwitz deportiert wird. 21 Insassen gelingt in der Nacht vom 20. auf den 21. August noch in Frankreich die Flucht. Die Kohns gehören nicht dazu.

Brunner verlässt den Zug mit der Nummer 1697 in Deutschland, meldet sich bei seinem Freund und Vorgesetzten Adolf Eichmann und erhält seinen letzten Auftrag. Die Bilanz seines persönlichen «Frankreichfeldzugs»: 23'500 Menschen, die er hat deportieren lassen. Nicht einmal ein Prozent von ihnen hat überlebt. Dass es nicht noch mehr Opfer waren, lag an Brunners Misstrauen gegenüber der Kollaborationsbereitschaft der ihm verhassten Franzosen. «Er hat alles allein gemacht und war deshalb nicht so effizient, wie er es sonst hätte sein können», meint Serge Klarsfeld. «Ein anderer hätte, statistisch gesehen, bessere Ergebnisse erzielen können», sagt er trocken. Paradoxerweise hat also vielleicht sogar Brunners Fanatismus, seine Angst, andere könnten bei der «Jagd» weniger gnadenlos und besessen vorgehen, vielen Juden das Le-

ben gerettet. Jene aber, die ihm in die Hände fielen, hatten kaum Überlebenschancen. 20 der von ihm verfügt 22 Transporte endeten an der Rampe in Auschwitz.

9 Bratislava – Deportationen bis zur letzten Minute

Polizeisirenen, gelbe Taxis und die amerikanische Flagge. Weithin sichtbar weht sie vor dem Eingang des Bar Buildings in der 44th Street. Wir sind in New York, um einen Mann zu treffen, dessen Name uns aus den Akten vertraut ist. Doch diese sind mehr als 30 Jahre alt, und so schien es fraglich, ob wir Fritz Weinschenk noch finden würden. «Sie können jederzeit vorbeikommen», hatte er uns dann am Telefon gesagt, «ich helfe Ihnen so gut ich kann. Endlich kümmert sich mal wieder jemand um Brunner.» Das war keine Floskel. Fritz Weinschenk schrieb gleich nach unserem ersten Kontakt die Menschen an, die er im Auftrag der Frankfurter Staatsanwaltschaft 1962 als Zeugen im Fall Brunner vernommen hatte, und fragte sie, ob sie bereit wären, sich mit uns zu treffen. Manche waren inzwischen gestorben, viele wollten nicht mehr darüber reden, doch einige hatten eingewilligt.

Die imposante marmorne Eingangshalle gibt den Blick frei auf ein Gemälde über dem Rundbogen. Justitia ist darauf zu sehen und die Worte «Bar office justice». Vier grosse Fahrstühle sind unablässig in Bewegung. Ihre schweren Messingtüren öffnen und schliessen sich, spucken elegante Büroangestellte in die Lunchpause Manhattans aus und tragen uns nach oben zum «Law office» von Fritz Weinschenk. Sein Büro sieht aus wie eine moderne Arztpraxis. Vorne der Sekretariatstresen, der lange Flur, von dem die Büros seiner Partner abgehen, und ganz am Ende das Zimmer Fritz Weinschenks. Sein Händedruck ist herzlich, und er begrüsst uns in seiner Muttersprache. Fritz Weinschenk spricht Deutsch mit deutlicher Färbung, wobei der amerikanische Ein-

schlag erheblich schwächer ist als der seiner Geburtsstadt Mainz, der sich auch dann durchsetzt, wenn er Englisch spricht. Es war für ihn nicht irgendein Job, den er da 1962 vom Deutschen Generalkonsulat angeboten bekam. Als er zustimmte, den deutschen Staatsanwalt Walter Griebel als «commissioner» zu unterstützen, wusste er, dass dieses Mandat ihm schlaflose Nächte bereiten würde. Gemeinsam mit Griebel befragte Fritz Weinschenk etwa 40 Zeugen zum Fall Brunner, Menschen, die sich jahrzehntelang bemüht hatten, die Angst, die Demütigung, das Leid zu verdrängen. Jetzt sollten sie reden. «Es war sehr schwer, die Zeugen zu bewegen auszusagen», erinnert sich Weinschenk, «denn in den Augen der Zeugen waren alle Deutschen Mörder. Brunner war vielleicht schlimmer, aber im Grunde waren sie es alle. Viele Zeugen wollten einfach nicht auf diese schrecklichen Ereignisse zurückblicken, vor allem wenn es um die Tötung ihrer Familienangehörigen ging.» Dass die meisten dann doch geredet haben, liegt sicher daran, dass sie nicht einfach von einem deutschen Staatsanwalt befragt wurde, sondern von Fritz Weinschenk, der bei jeder Vernehmung wusste, dass die Geschichte, die er da hörte, auch seine eigene hätte sein können. «Ich habe sehr gelitten unter diesen Vernehmungen», sagt er und erzählt, dass er abschliessend immer erst einmal zu Hause einen Scotch trinken musste, «um wieder salonfähig zu werden». Teilweise habe er sich gefühlt, «als ob ich da gewesen wäre». Fritz Weinschenk aber war nicht da. Er hatte Glück. Gerade noch rechtzeitig hatte er 1935 mit seinen Eltern Mainz verlassen. Die Erzählungen der Zeugen aber nahmen ihn jetzt mit, liessen ihn die Willkür Alois Brunners spüren. Die meisten Menschen, die in Weinschinks Büro kamen, stammten aus der Tschechoslowakei und fielen Brunner erst kurz vor Kriegsende in die Hände.

Wir treffen Eugene Franklin in seinem Haus in New Jersey. Fritz Weinschenk hat uns empfohlen, und so hat er nach längerem Zögern zugestimmt, mit uns über die Zeit zu reden, als er noch Eugen Friedman hiess, Deutsch und Tschechisch sprach und sich vor den Nazis versteck-

te – bis zu jenem Tag Ende 1944, als ihn Brunner doch noch fasste. «Ich versuche, die Vergangenheit hinter mir zu lassen und nicht mehr daran zu denken», hatte er uns am Telefon vorgewarnt, «es war keine so gute Zeit.» Wir sollten also nicht allzu viel erwarten.

Schliesslich sei das alles schon mehr als 50 Jahre her, und er habe alles getan, um endlich zu vergessen. Ausserdem habe er nur an das eigene Überleben gedacht und nicht daran, dass er jemals würde die Täter beschreiben sollen. «Du denkst nicht darüber nach, wie *sie* sich verhalten oder was *sie* denken. Du bist nur mit dir beschäftigt.» Dem damals 23-jährigen Eugen Friedman wäre es geradezu vermessen vorgekommen, davon auszugehen, dass er sich Einzelheiten einprägen müsse, um später einmal als Zeuge gegen Alois Brunner vor Gericht aussagen zu können.

Je deutlicher sich die Niederlage der Deutschen im Herbst 1944 abzeichnete, desto verbissener stürzte sich Brunner in seinen Kampf, plante und organisierte seinen persönlichen Feldzug gegen die Juden. Sein neues Schlachtfeld hiess Bratislava. Adolf Eichmann hatte ihn nach dem Rückzug aus Drancy dorthin beordert, um die seit zwei Jahren ausgesetzten Deportationen wieder in Gang zu bringen.

Als Alois Brunner im September 1944 in Bratislava eintraf, muss er unter enormem Druck gestanden haben. Der Krieg war für die Deutschen nicht mehr zu gewinnen. Und auch um seinen und Eichmanns persönlichen Krieg gegen die Juden war es schlecht bestellt. Das lag zweifellos nicht an mangelnder Einsatzbereitschaft seinerseits, aber an den «Widrigkeiten» der politischen Entwicklung. Der einstige Verbündete Italien hatte die Seiten gewechselt, und andere, bis dato kollaborierende Regimes wurden nun, angesichts der sich deutlich abzeichnenden Niederlage des Deutschen Reiches, ebenfalls zögerlich. Da liessen sich keine «Transportrekorde» mehr aufstellen.

Während sich Brunner in Drancy abmühte, nachts persönlich auf Jagd ging und zuletzt dennoch Wochen brauchte, um noch einen Transport zusammenzubringen, glänzten seine Kollegen in Ungarn.

Eichmann hatte im März 1944 erfahrene und bewährte Leute zu einem SS-Sondereinsatzkommando für die «Aktion Höss»¹ zusammengestellt: Hermann Krumey war dabei, Franz Novak, Franz Abromeit, Otto Hunsche, Theodor Dannecker, Siegfried Seidl, Ernst Girzick, Richard Hartenberger, Alfred Slawik und Dieter Wisliceny, Brunners Konkurrent aus Saloniki. Allesamt erfahrene Deportationsfachleute.² Dannecker war immerhin Brunners Vorgänger als Lagerleiter von Drancy, Slawik hatte sich unter Brunner in Saloniki «bewährt», und Ernst Girzick war Brunners Nachfolger als Leiter der Zentralstelle in Wien, woher sich die meisten ohnehin kannten.

Doch nicht nur die eingespielte Riege dieses SS-Sondereinsatzkommandos garantierte neue Rekorde bei den Judentransporten nach Auschwitz, sondern auch die Haltung der ungarischen Regierung und vor allem der tief verwurzelte Antisemitismus in der ungarischen Bevölkerung. Dieses Jagdrevier war so viel versprechend, dass Eichmann sich das vermutlich nicht entgehen lassen wollte, selbst anreiste und sich komfortabel in der Villa einer früheren jüdischen Unternehmerfamilie einquartierte. Die Beschlagnahmung geeigneter Häuser übernahm der aus Berlin herbeigeeilte Franz Novak, der denn auch sofort dafür sorgte, dass den jüdischen Besitzern gerade mal drei Stunden blieben, um ihr Zuhause zu räumen, und der vor allem aufpasste, dass sie keinerlei Möbel oder sonstige Einrichtung mitnahmen. Und all das geschah unter tatkräftiger Anteilnahme und Unterstützung der örtlichen ungarischen Stellen. Dr. Edmund Veesenmayer, der «Bevollmächtigte des Grossdeutschen Reiches und Gesandte in Ungarn», telegraphiert am 23. April 1944 an das Auswärtige Amt, dass «Transportverhandlungen» eingeleitet seien, die vorsähen, «ab 15. Mai täglich 3'000 Juden vorwiegend aus dem Karpatenraum abzutransportieren. Falls transporttechnisch möglich, später auch gleichzeitig noch Abtransport aus anderen Ghettos. Aufnahmeort Auschwitz.»³ Und tatsächlich teilt Eichmann dem Legationsrat Thadden, der vom Auswärtigen Amt nach Budapest

geschickt worden war, mit, dass bis zum 24. Mai bereits 116'000 Männer, Frauen und Kinder deportiert worden waren.⁴

Im Vergleich zu der Zahl der aus Ungarn deportierten Juden nahmen sich die 23'500 Menschen, die Brunner in Frankreich hatte einfangen und deportieren lassen können, sehr bescheiden aus. Umso motivierter, darf man annehmen, wird er wohl in Bratislava eingetroffen sein, entschlossen, in der Slowakei nachzuweisen, dass er allein so effektiv arbeiten konnte wie ein ganzes Sondereinsatzkommando. Vor allem aber hatte er nun endgültig die Gelegenheit zu beweisen, dass er und nicht Wisliceny Eichmanns Vertrauen verdient hatte. Die Slowakei bot sich dafür in besonderer Weise an, denn zuvor hatte sich hier Wisliceny um die «Judenfrage» gekümmert, mit mässigem «Erfolg» freilich, weshalb Eichmann nun Brunner schickte. Zum anderen kannte Brunner die Slowakei bereits und wusste, dass er hier von deutlich grösserer Unterstützung der Bevölkerung ausgehen durfte als in Frankreich, denn nach dem Einmarsch der Deutschen hatte sich die «Endlösung der Judenfrage» aus Eichmanns Sicht zunächst gut angelassen. Tatsächlich hatte der erste Deportationszug bereits im Oktober 1939 «planmässig um 8.20 Uhr» mit «901 männlichen Juden Mähr. Ostrau nach Nisko»⁵ verlassen. Tags zuvor war derselbe Zug in Wien gestartet. Auch die weiteren Wiener Transporte machten Station in Mährisch Ostrau und in Kattowitz, damit Waggons angehängt werden konnten. Alois Brunner sorgte als Eichmanns Abgesandter der «Zentralstelle für jüdische Auswanderung» in Wien vor Ort in Mährisch Ostrau für den reibungslosen Ablauf. Da alles planmässig weiterlief, kehrte er nach Wien zurück, um sich wieder seiner Arbeit in der Zentralstelle zu widmen. An der Zuverlässigkeit der faschistischen Kollaborationsregierung in der Slowakei bestand schliesslich kein Zweifel. Schon am 12. Februar 1939 hatte Ministerpräsident Vojtech Tuka in Berlin Hitler persönlich die Treue gelobt. «Ich lege das Schicksal meines Volkes in Ihre Hände, mein Führer.» Dafür belohnte Hitler ihn mit der Unterstützung bei der Ausrüfung

des selbständigen slowakischen Staates am 14. März und der Besetzung Böhmens und Mährens am 15. März, die das Ende der Tschechoslowakei bedeuteten. Eine Entwicklung, die vor allem die Juden mit Angst und Sorge beobachteten.

Die Bilder vom Einmarsch Hitlers in Prag sieht Bumi Lazar noch heute vor sich. Es war zugleich der Tag, an dem sein jüngster Bruder mit der Jugenalijah von Prag aus nach Palästina flüchtete. Ende 1939 zog Bumi Lazar, den wir in Israel kennen lernen werden, mit seinem Bruder Eugen nach Pressburg, wie Bratislava damals hiess, um als Schneider zu arbeiten. Trotz des stark antisemitischen Innenministers Sano Mach war das Leben für ihn zunächst erträglich. 1940 kommt Wisliceny als Eichmanns Abgesandter in die Slowakei und trifft angeblich schon bei den ersten Unterredungen auf aktives antisemitisches Engagement seiner Gesprächspartner Tuka und Mach.⁶ Wisliceny gibt 1946 zu Protokoll, dass die beiden im März 1942 nicht nur bereitwillig der Deportation von 20'000 jüdischen Arbeitskräften nach Deutschland zugestimmt hätten, wie von Eichmann angefordert, sondern ihm mitgeteilt hätten, dass es besser sei, «dass nicht nur die Arbeitskräfte nach Deutschland gingen, sondern alle Juden aus der Slowakei».⁷ Im Laufe des Jahres 1942 wurden rund 60'000 Juden deportiert. Etwa 10'000 flüchteten ins benachbarte Ungarn, was sich im Frühjahr 1944 für viele von ihnen als verhängnisvoll erweisen sollte. Im Juli 1942 erhält Bumi Lazar in Pressburg eine Karte seiner Eltern, die im Heimatdorf Zipser-Bela zurückgeblieben waren. «Meine einzig Geliebten!», steht darauf. «Heute sind wir auch schon dran. Wenn Ihr diese Karte bekommt, sind wir auf dem Wege nach Zilina. Passt gut auf Euch auf! Wir küssen Euch viele tausend Male in Gedanken! Eure Euch liebenden Eltern.» Es ist das letzte Lebenszeichen, das er von seinen Eltern erhält. Sie werden sofort nach der Ankunft in Auschwitz vergast. Im selben Jahr verkündet der katholische Geistliche und Präsident der Slowakei, Josef Tiso: «Der Jude ist der Krebs des Volkes, und dieser Krebs muss mit der Wurzel ausgerottet werden.» Bis Ende April 1945 werden rund 55'000 Menschen, das sind

zwei Drittel der slowakischen Juden, deportiert. Darunter neben den Eltern Bumi Lazars auch die Eltern Eugen Friedmans.

Ende 1942 kamen die Deportationen zunächst ins Stocken, berichtet Wisliceny, weil vor allem Ministerpräsident Tuka Zweifel kamen, dass es sich wirklich um Arbeitseinsätze handelte. Tuka, der wie Tiso ein gläubiger Katholik war, sorgte sich, ob denn die getauften Juden auch ausreichend Gelegenheit zum Gottesdienst hätten, und er deutete Wisliceny gegenüber Gerüchte an, die ihn von jüdischer Seite, aber auch von «kirchlichen Kreisen» erreicht hätten, «wonach die Juden in Polen unmenschlich behandelt und dort vernichtet werden»⁸. Der Vatikan hatte interveniert, und so nimmt Wisliceny bei seinem Gesprächspartner eine deutliche Sorge «wegen der Würde des slowakischen Staates» wahr. Als daraufhin Wisliceny im September 1942 persönlich von Eichmann wissen will, «was in Oswiecim vorgeht», antwortet dieser angeblich zunächst ausweichend, erklärt, dass die Slowaken kein Recht hätten, «sich um die Juden zu kümmern, da sie ihnen die Staatsbürgerschaft weggenommen hatten». Schliesslich, sagt Wisliceny vor dem Richter in Bratislava aus, habe Eichmann ihm den persönlichen Eid abgenommen, völliges Stillschweigen zu bewahren. «Hierauf ging Eichmann an einen Panzerschrank, entnahm einen dünnen Akt, den er auf einer Seite geöffnet hatte, und dabei erklärte er, dass Hitler Himmler den Befehl zur vollen biologischen Vernichtung des europäischen Judentums gab ... Genaue technische Einzelheiten hat dieser Befehl nicht enthalten. Eichmann sagte mir mündlich, dass die Tötung der Juden in Gaskammern erfolgt und sie dann in Krematorien verbrannt werden ... Persönlich war ich durch diesen Befehl sehr gerührt. Eichmann bemerkte diese Reaktion, da er zu mir sagte: ‚Gott verhüte, dass unsere Feinde dem deutschen Volke Ähnliches tun könnten.‘ Dann sagte er mir, ich möge nicht sentimental sein, es ist des Führers Befehl.»⁹ Wisliceny aber war entweder doch sentimental oder geschäftstüchtig oder ängstlich im Hinblick auf die befürchtete Rache der Sieger nach der

Entdeckung des Massenmords. Vielleicht war es aber auch eine Mischung aller drei Motive, die ihn bewog, über Mittelsmänner Gespräche mit dem Joint (American Joint Distribution Committee), einer Hilfsorganisation amerikanischer Juden, zu führen und 20'000 Dollar anzunehmen, die er nach eigenen Angaben an Eichmann weiterleitete, um ihn auf diese Weise zur Einstellung der Transporte zu bewegen. Der Joint hatte bereits seit 1939 – damals durch Vermittlung von Löwenherz aus der jüdischen Gemeinde in Wien – versucht, Juden von der Deportation freizukaufen. Nun wurden weitere Zahlungen versprochen, wenn im Gegenzug keine Transporte mehr aus der Slowakei abgingen, die Vernichtung der Juden eingestellt würde und schliesslich Juden in polnischen Ghettos durch Vertreter des Internationalen Roten Kreuzes behandelt würden.

All das schilderte Wisliceny nach dem Krieg zunächst vor Gericht in Nürnberg, dann in Bratislava. Er versuchte dabei stets, seine eigene Rolle klein zu reden und nachzuweisen, wie bemüht er gewesen sei, eine Einstellung der Transporte zu erreichen. Tatsächlich aber ging die Initiative von jüdischer Seite aus. Sie bauten eine Untergrundorganisation auf, die Juden versteckte und sie mit falschen Papieren versorgte, und sie wandten sich an das Rote Kreuz, sammelten Geld und begannen erfolgreiche, «bestechende» Verhandlungen. Vor allem Oskar Neumann, ein prominenter engagierter Zionist, dessen Name in der Slowakei mit grossem Respekt genannt wurde, der berühmte Rabbiner Frieder Weissmandel und Gisi Fleischmann bemühten sich erfolgreich um Kontaktaufnahme mit den slowakischen und deutschen Autoritäten. «Plötzlich reisten die deutschen und slowakischen Frauen, deren Männer hohe Ämter bekleideten, mit leeren Koffern in die Schweiz und kehrten mit diesen, vollgestopft mit den schönsten Kostümen, Schuhen und wertvollen Gegenständen zurück», erinnert sich Bumi Lazar. Diese Verhandlungen waren so erfolgreich, dass selbst das Wort «Arbeitslager» seinen Schrecken einbüsste. Es war nun möglich, das Lager Sered bei

Bratislava weitgehend ungehindert zu verlassen. Es gab dort Werkstätten, Arbeits- und Wohnmöglichkeiten, die immerhin ein halbwegs geregeltes und gefahrloses Leben ermöglichten. Die Verpflegung war nicht gut, aber ausreichend. Die slowakischen Behörden rekrutierten mehr oder weniger freiwillige jüdische Fachleute für das Lager. Auch Bumi Lazar gehörte dazu. Er ging in eine Schneiderwerkstatt nach Sered.

Insgesamt lebten die slowakischen Juden nun in der Hoffnung, das Schlimmste überstanden zu haben, und warteten auf das Ende des Krieges. Eichmanns Mann in Bratislava, Dieter Wisliceny, schien sich mit der Situation arrangiert zu haben. Er habe sogar, wie er 1946 aussagte, bereits einen Plan zur Rettung von 10'000 jüdischen Kindern in Polen ausgearbeitet gehabt, als er im August 1943 von Eichmann nach Berlin einbestellt worden sei. Dort sollte er Himmler den Empfang eines Befehls bestätigen, «wonach er mir verboten hat, irgendwelche Verbindung mit den Vertretern des Joint zu unterhalten, und falls ich diesen Befehl nicht einhalten sollte, ich selbst in ein KZ käme».¹⁰ Dennoch habe er heimlich den Kontakt zu den Vertretern der Jüdischen Verwaltung der Slowakei aufrechterhalten und im August 1944 noch zweimal grössere Beträge an Eichmann übergeben.

Der nahm zwar das Geld an, teilte ihm aber gleichwohl mit, «dass der Hauptsturmführer Brunner nach Bratislava geschickt ist und dass ich mit den slowakischen Sachen nichts mehr zu tun hätte». Tatsächlich hatten die Geheimverhandlungen des Joint mit Wisliceny und später sogar mit Eichmann beziehungsweise Himmler die Verunsicherung der slowakischen Regierung und die sich verändernde politische Lage de facto ein Moratorium bewirkt. Zwei Jahre lang waren nun keine Transporte mehr aus der Slowakei nach Polen gegangen. Zwar hatte die slowakische Regierung die Juden ihres Besitzes beraubt, sie zum Tragen des Judenkenzeichens verpflichtet, sie zur Zwangsarbeit interniert und weitestgehend entrechtet, aber sie hatte keine weitere Zustimmung zu Transporten gegeben. Ohne eine solche Zustimmung aber waren Eich-

mann die Hände gebunden, denn die Slowakei war ein verbündeter Staat, dessen vermeintliche Autonomie nicht offen brüskiert werden durfte.

Diese Situation änderte sich schlagartig mit dem grossen Slowakischen Volksaufstand. Schätzungsweise 15'000 slowakische Partisanen¹¹ aller oppositionellen Gruppen erhoben sich im August und September 1944. Unter dem Eindruck der näher rückenden russischen Front hatten sich seit dem Frühjahr immer mehr Menschen in der Mittel- und Nordostslowakei der Partisanenbewegung angeschlossen. Vereinzelt waren sogar ganze Garnisonen der slowakischen Armee übergelaufen. Rund 1'500 jüdische Männer und Frauen beteiligten sich an dem Aufstand, eine Minderheit also, aber für Eichmann war dies der Vorwand, nach dem er gesucht hatte. Die Deutschen schlugen den Aufstand nieder und marschierten ein. Eichmann schickte «seinen besten Mann» nach Bratislava.

«Es hat sich wie ein Lauffeuer verbreitet, dass Brunner kommen würde, und wir wussten, was uns erwartete», sagt Bumi Lazar, der der jüdischen Partisanenbewegung angehörte. Nicht nur ihm war der Name des berüchtigten Judenjägers ein schrecklicher Begriff. «Jemand sagte mir: ‚Brunner ist in der Stadt. Er ist jetzt der Verantwortliche für die Deportation der Juden‘», erinnert sich auch Eugen Friedman, der sich ebenfalls den Partisanen angeschlossen hatte. 23 Jahre war er damals alt. Er lebte «im Bunker», also illegal versteckt, wo auch immer er Unterschlupf finden konnte, stets begleitet von der Angst, entdeckt zu werden. «Wir wussten, dass er Jagd auf Juden in Bunkern machen würde», erzählt Bumi Lazar, «und wir wussten auch, dass er seine speziellen Methoden hatte, die Leute auszupressen.» So warteten Bumi Lazar, Eugen Friedman und die verbliebenen insgesamt 25'000 Juden voller Angst auf die Ankunft des «Deportationsspezialisten».

Wann genau Brunner in Bratislava eintrifft, ist nicht mehr eindeutig zu klären. Spätestens am 22. September 1944 aber ist er da und macht seinem Schreckensruf sofort alle Ehre. Die Nacht zum 23. September geht als «Bartholomäusnacht» in die blutige Geschichte von Brunners

Regime in der Slowakei ein. Im Lager Sereď sind zu diesem Zeitpunkt etwa 5'000 Juden interniert. Brunner lässt einen ersten so genannten Nachtpflicht durchföhren. Um zehn Uhr abends werden alle Insassen aus den Baracken auf den Lagerhof getrieben. Ausnahmslos alle, das heisst auch «Greise, Frauen und Kinder»¹². «Bis 4 Uhr früh» müssen sie «ständig im Kreis laufen, wobei die betrunkenen Nazibestien Knollmeyer, Kubik, Heckel und der Bluthund Oberleutnant Zimmermann ... mit Nilpferdpeitschen rücksichtslos auf die Masse einhieben und viele schwer verletzten». Immer wieder brechen Menschen völlig erschöpft zusammen. Auf Anordnung Brunners werden mindestens vier von ihnen erschossen. Obwohl es dafür eindeutige Zeugenaussagen gibt, obwohl die Namen der Opfer und die Täter bekannt sind, wird sich niemand je für diese Morde vor Gericht verantworten müssen. Über die beteiligten SS-Leute heisst es unisono: «Aufenthalt seit Kriegsende unbekannt.»¹³

Diese «Bartholomäusnacht» war nur der Anfang. Mit Akribie macht sich Brunner daran, seine Erfahrungen aus Saloniki und Drancy in Bratislava umzusetzen. Als Erstes entlässt er das gesamte slowakische Lagerpersonal, entzieht der örtlichen Gendarmerie jede Zuständigkeit und setzt stattdessen seine Leute ein. So wie einst bei der Erwähnung des Rothschildpalais in Wien oder der Nennung der Adresse Velissariou Nr. 14 in Saloniki zittern die Menschen jetzt bei dem Gedanken, in die Edulgasse 6 gehen zu müssen. Hier ist Brunners neues Hauptquartier, und wieder gehörte die schöne Villa einst einer jüdischen Familie. Doch man findet ihn nur selten in seinem Büro, denn Brunner ist eben auch in Bratislava kein reiner Schreibtischtäter. Schon bei seinem ersten Gespräch mit den Vertretern der slowakischen Juden kündigt er an, dass er «nicht beim Schreibtisch, sondern im Gelände amtiere»¹⁴.

Gisi Fleischmann und Tibor Kovac sind zu ihm gegangen, um ihn auf die unerträglichen Bedingungen im Lager Sereď aufmerksam zu machen. Obwohl nur für 1'000 Menschen gebaut, so erklären sie ihm, seien

schon jetzt dreimal so viele dort interniert, und täglich würden es mehr. Da wissen sie noch nicht, dass sich diese Bedingungen unter Brunners Regime noch dramatisch verschlechtern werden. «Zynisch», «zurückweisend» und «ironisierend» habe er auf ihre Ausführungen reagiert, erinnert sich Kovac nach dem Krieg. Immerhin habe er ihnen versprochen, dass die Juden nicht «evakuiert», sondern in Sered angesiedelt würden, weshalb das Lager deutlich ausgebaut werden müsste. «Sie können und sollen sogar alle ihre Wertgegenstände und ihr Geld mitnehmen und das Sereder Arbeitslager zu einer grossen jüdischen Arbeitssiedlung ausbauen»¹⁵, habe er gesagt. Das klingt logisch, sogar beruhigend, und das soll es auch, denn die «Methode Brunner» ist es, den Menschen Hoffnung zu machen, um einen reibungslosen Ablauf und vor allem reiche Beute zu garantieren. Deshalb hatte er schon in Wien die Juden aufgefordert, Werkzeug für den «Aufbau ihrer Ansiedlung» im Osten mitzunehmen. Deshalb hatte er den Juden Salonikis ihre Drachmen in Wechsel getauscht, nach der Ankunft einzulösen in Zloty für das «neue Leben» in Polen. Deshalb hatte er das Lager Drancy herrichten lassen, die Verpflegung verbessert, damit sie wieder zu Kräften kämen für den «Arbeitseinsatz». Und deshalb fordert er jetzt die Vertreter der slowakischen Juden auf, bei der «freiwilligen» Konzentration in der «Judenansiedlung» Sered behilflich zu sein.

Am nächsten Tag befiehlt er einigen Vertretern der Judenzentrale, ihn auf einer «Inspektionsreise» durch das Lager Sered zu begleiten. Fünf Männer, darunter Oskar Neumann und Tibor Kovac, erhalten die nötigen Papiere zum Betreten und vor allem zum Verlassen des Lagers, doch als sie vor Brunner in Sered ankommen, werden sie «von den SS-Bestien Knollmeyer, Kubik und Heckel auf das roheste empfangen, verhöhnt, mit vorgezogenem Revolver am Leben bedroht und erklärt, dass sie das Lager nicht mehr verlassen dürfen».¹⁶ Als schliesslich Brunner eintrifft, stellt dieser fest, dass die Baracken «nicht überbelegt seien», obwohl sie bei dem gemeinsamen Inspektionsrundgang sehen, dass sich

bereits jetzt drei Menschen eine Pritsche teilen und viele auf dem nackten Boden liegen. Auch die beschriebene Seuchengefahr vermag der Mann aus dem Burgenland nicht zu erkennen, und die Verpflegung hält er für gut. Spätestens jetzt wird der jüdischen Delegation klar, dass das Ergebnis dieser «Inspektion» von vornherein feststand und dass mit Brunner nicht zu verhandeln ist. Den Männern fällt zudem auf, «dass fast sämtliche Insassen blutunterlaufene, dunkle Flecken um die Augen hatten, viele mit verbundenen Köpfen, Händen und Füßen und alle mit blassen, schreckverzerrten Gesichtern herumgingen».¹⁷ Als sie nachfragen, hören sie, dass drei Tage zuvor eine «schreckliche Bartholomäusnacht» stattgefunden hat. Nach längeren Verhandlungen darf die Delegation am Ende Sered wieder verlassen. Der Zweck ihrer Reise ist erfüllt. Es ging Brunner natürlich keineswegs darum, dass sie sich selbst ein Bild von den Zuständen im Lager machen und schon gar nicht darum, noch einmal vor Ort mit ihm zu reden. Das Gespräch mit ihm habe gerade mal fünf Minuten gedauert, erzählen sie später. Er wollte vielmehr ungehindert in die somit verwaisten Räume der Judenzentrale einbrechen lassen. Die Einrichtung war ein wenig demoliert, «zur Tarnung», wie sie sofort erkennen, aber die Personaldateien, die «Kartotheken», waren gestohlen. Brunner habe sich über den Vorfall «sehr empört» gezeigt und eine «strenge Untersuchung» zugesichert und zugleich die «freiwillige Evakuierung» der Juden aus Bratislava angeordnet. Unmittelbar danach beginnt die erste grosse Razzia, bei der ihm die gestohlene Kartothek eine wertvolle Hilfe ist. Vier Tage nach der «Bartholomäusnacht» geht es unter seiner persönlichen Leitung los, denn wie in Paris ist er auch hier immer selbst vor Ort, streift durch die Strassen, um versteckte Juden aufzuspüren, und wird jeden Transport und jede Razzia persönlich überwachen. Zum Auftakt seiner «Aktion» bestellt er am 27. September Rabbiner Weissmandel und Kovac zu sich, um mit ihnen «zur Erledigung von verwaltungstechnischen Fragen des Lagers nach Sered» zu fahren. Doch als die beiden in der Edelgasse eintreffen, empfängt Brunner sie mit den Worten: «Ich habe Sie angelogen,

wir fahren nicht nach Sered, ich führe heute die Konzentrierung und Verschickung der Juden nach Sered durch, und Sie bleiben gleich hier.»¹⁸

Brunner weiss, dass die meisten Juden «in Bunkern», also versteckt leben und dass es mühsam wird, sie einzeln aufzuspüren, da es vor allem junge Leute sind, die bereits Erfahrungen im Untergrund haben, die es geschafft haben, die grossen Deportationen des Jahres 1942 zu überleben. So entwickelt er einen grausamen und zynischen Plan. An diesem 27. September 1944 beginnt Jom Kippur, der höchste jüdische Feiertag, das Versöhnungsfest. «Die meisten Leute haben sich ja sofort versteckt, als sie hörten, dass Brunner jetzt in der Stadt ist», erzählt Eugen Friedman. «Jeder erinnerte sich an 1942 und war vorsichtig. Aber irgendwie haben sie das Gerücht verbreitet, dass es eine Absprache mit den Deutschen und Garantien gegenüber dem Roten Kreuz und der jüdischen Gemeinde gäbe, dass während der hohen Feiertage jeder ungefährdet die Synagoge besuchen und beten könne und dass keinem etwas passieren würde.» Wenn Eugene Franklin über seine Erinnerungen an sein erstes Leben in der Slowakei spricht, als er noch Eugen Friedman hiess, dann wird seine Stimme gebrochen. Sonst ein charmanter Gastgeber, der mit Humor und geradezu jugendlicher Lässigkeit den erfolgreichen Amerikaner gibt, heiter, unbekümmert, zuversichtlich, strahlt er dann eine merkwürdige Mischung aus Vorwurf, Verzweiflung und Wut aus. Er will nicht mehr an dieses erste Leben denken, und deshalb hatte er uns ja auch gleich warnend gesagt, dass er kaum noch Erinnerungen habe, weil er versuche, alles zu vergessen. Aber jetzt, als er erzählt, sind die Bilder wieder da. Er hat gesehen, wie die Menschen zur Synagoge gekommen sind, weil sie an die Gerüchte glaubten. Schliesslich wusste doch jeder, dass es Verhandlungen mit den Deutschen gab.

Hatten nicht Gisi Fleischmann und Oskar Neumann vom Jüdischen Hilfskomitee die gewünschten Gelder aufgetrieben? Hatte es nicht zwei Jahre lang bestens funktioniert? Jetzt wurden die Gespräche direkt mit



Eugene Franklin

Berlin, mit Eichmann und mit Himmler, geführt, und man erzählte sich, dass der Abschluss einer grundsätzlichen Einigung, nach der die slowakischen Juden endgültig verschont würden, unmittelbar bevorstehe. So kommen viele an diesem 27. September aus ihren Verstecken. Sie gehen in die Synagoge, um neue Hoffnung auf Frieden und Versöhnung zu schöpfen. Aber es ist eine Falle. «Die Deutschen haben sie direkt in der Synagoge verhaftet. Sie haben sie weggeführt, und sie haben ihr Zuhause nie wieder gesehen.» Eugen Friedman ist nicht in die Synagoge gegangen. Er hat seinen Glauben an Gott und die deutschen Versprechungen längst verloren. Nun muss er mit ansehen, wie er Recht behält, wie Freunde und Bekannte, die seinen Warnungen nicht gefolgt sind, abgeführt werden. Andere werden zu Hause verhaftet. Ganze Stadtteile werden in dieser Nacht abgesperrt und Strasse für Strasse,

Haus für Haus, Wohnung für Wohnung unter Brunners Regie durchkämmt. SS-Männer, bewaffnete Angehörige der deutsch-slowakischen «Freiwilligen Schutzstaffel», der «Hlinka-Garde» und der Wehrmacht versperren jeden Fluchtweg.

Auch der Maler Adolf Frankl hört erst den schweren Schritt genagelter Stiefel, dann die Schläge von Gewehrkolben an seiner Tür. Es ist nach Mitternacht. Seine beiden Kinder schlafen schon. «Mitkommen», befehlen die uniformierten Häscher. «Sie befahlen uns, die Kinder zu nehmen und ohne Gepäck mitzukommen, denn ‚sie kommen ja bald wieder zurück‘.»¹⁹ Es bleibt keine Zeit mehr, die Kinder anzuziehen, und so aus dem Schlaf gerissen gehen sie nachts durch Bratislava in die Edulgasse 6. Wie Vieh werden Familie Frankl, Rabbiner Weissmandel, Tibor Kovac und die anderen schätzungsweise 1'800 Festgenommen dieser Nacht am Morgen von den schwer bewaffneten Helfern Brunners durch die Strassen zum Bahnhof getrieben, um in Viehwaggonen ins ungefähr 50 km entfernte Lager Sereď gebracht zu werden. Nach einer angstvollen Nacht in den Baracken des Lagers müssen die Menschen sich am nächsten Tag um 6 Uhr früh im Hof versammeln. «Plötzlich erschien Brunner», erinnert sich Oskar Neumann direkt nach dem Krieg. «Um 10 Uhr vormittags war unter Gebrüll, Peitschenhieben und Schüssen der sich wie toll gebärdenden SS-Leute der erste Deportationstransport von 2'000 Menschen zusammengestellt, der am gleichen Vormittag bereits Sereď mit dem Bestimmungsort Auschwitz verliess.»²⁰ Dieser Transport ist der erste von insgesamt elf Transporten, die Brunner bis Ende März 1945 noch organisiert. Die Front rückt mit jedem Tag näher, die Schüsse sind schon zu hören, da ist der Mann aus dem Burgenland noch immer von dem Gedanken besessen, möglichst viele Juden in den Tod zu schicken. Dabei hoffen die verbliebenen Mitglieder des Jüdischen Hilfskomitees noch immer, dass es sich nur um ein schreckliches Missverständnis handelt. Zwei Jahre lang und mit wachsender Aussicht auf Erfolg haben sie schliesslich über Mittelsmänner mit Eichmann und Himmler über die Einstellung der Deportationen

und die Rettung vor allem der slowakischen Juden verhandelt. Wisliceny hat dem Moratorium stillschweigend zugestimmt. Und in Ungarn hat sich Dr. Rudolf (Reszö) Kastner doch gerade mit Himmlers Gesandten, dem SS-Standartenführer Kurt Becher, auf ein Geschäft geeinigt: 10'000 Lastwagen für die deutsche Wehrmacht gegen eine Million Juden.²¹ Warum also sollte etwas Ähnliches nicht auch in der Slowakei gelingen? Auch wenn sich Himmlers Interesse an derartigen Verhandlungen abgekühlt hat, die Situation ist noch nicht endgültig entschieden, als Brunner eintrifft. Doch einmal mehr kennt dieser weder Zweifelsfälle noch Zweifel an seinem Tun. Verhandlungsspielraum und Kompromissbereitschaft täuscht er höchstens vor, um so noch erfolgreicher zu «jagen». Am 13. Oktober bestellt er Gisi Fleischmann zu sich, eine der wenigen noch verbliebenen Vertreterinnen der Judenzentrale, zur «Erledigung sozialer Aufgaben». Gisi Fleischmann folgt der Aufforderung, weil sie hofft, dass sich jetzt vielleicht doch noch der erhoffte Verhandlungserfolg einstellt. Doch als sie in der Edulgasse ankommt, erkennt sie, dass sie in dieselbe Falle gegangen ist wie Rabbi Weissmandel und Tibor Kovac vor ihr.

Brunner wirft ihr vor, slowakischen Juden durch amerikanische Pässe zur Flucht verholfen zu haben und bietet ihr an, sich zu retten – durch Verrat.²² Wenn sie die «Bunker» ihrer Freunde und die Struktur der Partisanenorganisation preisgebe, dürfe sie am Leben bleiben. Als sie schweigt, lässt er sie so brutal foltern, dass Freunde sie später kaum wieder erkennen, aber Gisi Fleischmann schweigt weiter. Als Brunner einsehen muss, dass er diese Frau zwar töten, aber nicht zur Verräterin machen kann, lässt er von ihr ab und bringt sie nach Sered. Noch in Budapest erfährt Dieter Wisliceny, dass seine einstige Verhandlungspartnerin Gisi Fleischmann von seinem Nachfolger Alois Brunner verhaftet wurde. Wisliceny eilt nach Bratislava, um sich persönlich um ihre Freilassung zu bemühen. Das jedenfalls erzählt er nach dem Krieg dem Gericht in Bratislava. Wisliceny berichtet Brunner, dass seines Wissens

«zwischen Himmlers Vertreter und Joints Vertreter Verhandlungen vor dem Abschluss stehen, laut welchem die Vernichtung der Juden eingestellt werden soll». Als Wisliceny jedoch einige Tage später erneut auf Brunner trifft, sagt dieser ihm, «er habe von Eichmann ein Telegramm und eine Entscheidung bekommen, wonach ihm, Brunner, die Frage von Frau Fleischmann vollkommen überlassen wird».²³ Damit ist ihr Schicksal besiegelt. Am 17. Oktober 1944 fährt der vierte Transport mit 862 Menschen nach Auschwitz, darunter Gisi Fleischmann. Brunner hat entschieden, und er sorgt dafür, dass diese Entscheidung endgültig ist. «Er bemerkte mir gegenüber, dass er ihr einen besonderen Zettel mit der Bemerkung RU [Rückkehr unerwünscht] übergeben hatte.»²⁴

Dennoch gehen die Verhandlungsbemühungen des Joints über Mittelsmänner weiter. Einer dieser Mittelsmänner ist der Schweizer Georges Dunand, der Vertreter des Internationalen Roten Kreuzes in Bratislava. Dunand wendet sich an Brunner und bittet um die Erlaubnis, das Lager in Sereď inspizieren zu dürfen. Da müsse er sich schon an die Zentrale in Berlin wenden, antwortet ihm Brunner. Dunand aber bleibt hartnäckig und schmeichelt ihm, dass er doch der Mann sei, der die uneingeschränkte Macht in der Slowakei habe. Später erinnert sich Dunand an dieses Gespräch, daran, wie gut diese plumpe Schmeichelei ankam und daran, wie verblüffend «jüdisch» der Judenjäger ausgesehen habe und wie sehr er damit die eigene antisemitische Propaganda ad absurdum geführt habe. Welche Juden er denn in Sereď sehen wolle, fragt Brunner, und Dunand antwortet, dass sich das Rote Kreuz für alle seine Gefangenen interessiere, für alle Opfer des Krieges. «Opfer!», ruft Brunner daraufhin höhnisch aus, «Kriegstreiber! Das internationale Judentum!» Dunand erkennt, dass sich mit einem derart überzeugten Judenhasser nicht diskutieren lässt. Doch plötzlich lenkt Brunner ein, wird höflich, fast charmant, um dann ebenso abrupt eine neue Hassattacke zu beginnen: «Alle, die Juden beschützen, stinken!»²⁵

Nach diesem Besuch weiss Georges Dunand, dass jede weitere Ver-

handlung mit Alois Brunner sinnlos ist. So beschliesst er, Juden inoffiziell und illegal zu helfen. Er bemüht sich um einen direkten Kontakt mit den Führern des Jüdischen Hilfskomitees, aber Oskar Neumann ist mittlerweile in Sered interniert, Gisi Fleischmann bereits deportiert und ermordet, was zu diesem Zeitpunkt freilich noch keiner weiss. So stösst er auf Bumi Lazar, einen der Anführer der jüdischen Jugendbewegung. Dreimal ist er bereits verhaftet worden. Dreimal ist ihm schon die Flucht gelungen. Er organisiert falsche Pässe, Kleidung, Geld und Verpflegung für die Versteckten und vor allem immer neue «Bunker», um Juden vor Brunner in Sicherheit zu bringen. Georges Dunand und Bumi Lazar treffen sich heimlich abends im verdunkelten Bratislava. Beide wissen nicht, ob der andere der ist, der er vorgibt zu sein. Beide fürchten, der andere könne ein deutscher Agent sein. Beide entschliessen sich, einander zu trauen, weil sie sich sympathisch finden und weil sie keine andere Wahl haben. Sie laufen die Strasse vor Dunands Wohnhaus auf und ab, während sie sich im Flüsterton unterhalten. Bumi Lazar weiss, dass Brunner Dunand möglicherweise überwachen lässt, und er weiss auch, dass ihm im Ernstfall selbst seine bewaffneten Begleiter, die Schmiere stehen, nicht helfen können. Er geht das Risiko dennoch ein, weil es eine wunderbare Chance für seine Untergrundorganisation ist. Und sein Mut wird belohnt. Dunand wird Bumi Lazars wichtigster Helfer. Er besorgt das dringend benötigte Geld für ein Überleben in der Illegalität, und Bumi Lazar verteilt es. «Wir hatten eine Liste von 1'000 Juden, denen wir Geld gegeben haben und um die wir uns gekümmert haben», sagt Lazar. «Diese Menschen haben auf mich gewartet. Ich musste sie versorgen, ihnen Essen bringen.» Tagsüber arbeitet er weiter als Schneider, denn ein geregeltes Leben ist die beste Tarnung. Sogar Gestapo-Angehörige lassen hier nähen. Doch längst ist sein Atelier mehr als eine Schneiderwerkstatt. Sie ist die entscheidende Adresse für Hilfesuchende. Nachts macht sich «das tapfere Schneiderlein», der 27-jährige Bumi Lazar, auf den Weg, besucht seine Leute in ihren «Bun-



Bumi Lazar in seinem Schneideratelier in Tel Aviv

kern», immer in Gefahr, von den Deutschen bei einer Strassenkontrolle angehalten und kontrolliert zu werden. Nicht die Papiere sind dabei das grösste Problem. Bumi hat gut gefälschte Ausweise, die auch einer Kontrolle standhalten können. Das Problem ist die «Hosenkontrolle», Brunners Spezialität. Verdächtige Männer werden in Toreinfahrten gezerrt, wo sie gezwungen werden, ihre Hose zu öffnen und ihren Penis zu zeigen. Bumi Lazar stammt aus einer orthodoxen Familie und ist selbstverständlich beschnitten. Eine Kontrolle wäre sein Ende.

Die Bograshov ist eine lebhaft einkaufenstrasse in Tel Aviv. Zentral gelegen und doch nicht weit vom Meer. Es gibt Strassen-Cafes und jede Menge junge Männer und Frauen mit Handys, die die Bograshov entlangbummeln. Die Gegend ist trendy, in vielen Geschäften findet man Dinge, die man als 17-, 18-Jähriger in Tel Aviv braucht, um dazuzugehören, und die man mit Mitte zwanzig längst nicht mehr tragen kann.

Und zwischen diesen «In-Läden» fällt der Blick vielleicht auf ein Schild, das so gar nicht hierher passt. Es wirkt rührend altmodisch und weist den Weg zu einem Friseurladen und damit zugleich zu Bumis Schneideratelier. Wenige Stufen geht es hinunter, und dann betritt man Europa, aber ein Europa, das Männer wie Brunner ausgelöscht haben und das es deshalb längst nicht mehr gibt. Im Laden frisiert die Besitzerin gerade eine ältere Dame. Die Kundin spricht jiddisch. Die Friseurin ist Bumis Frau Ilse Lazar. Eine behelfsmässig eingezogene, tapezierte Wand trennt einen kleinen Raum ab, Bumis Werkstatt. Rechts steht eine Schneiderpuppe, die ein grünes elegantes Kostüm trägt. Auf dem Tisch liegen Schere und Metermass, Zwirn und Futterstoff. So ähnlich mag sein Atelier in Bratislava ausgesehen haben, damals vor mehr als 50 Jahren. Bumi Lazar strahlt einen geradezu ansteckenden Lebensmut aus. Er lacht gern, gestikuliert beim Reden und erzählt sehr bildhaft und detailreich, doch anders als etwa bei dem ehemaligen Lagerpolizisten Georges Lipietz, den wir in Drancy kennen gelernt hatten, will sein Redefluss nichts verbergen. Bumi Lazar ist auch ein völlig anderer Mensch als Serge Boudier, der Tunnelbauer in Drancy, aber genau wie dieser strahlt er einen gewissen Stolz aus. Sie haben sich gewehrt, sie leben, sie haben gesiegt. Draussen scheint die Sonne, und auch in der Werkstatt ist es schon jetzt am Vormittag sehr warm. Bumi Lazar trägt ein elegantes, luftiges Seidenhemd und helle Hosen und sieht ansonsten aus wie ein jugendlicher deutscher Pensionär.

Dieses «arische» Aussehen ist damals sein bester Schutz. Er meidet die Strassen nicht und sucht sogar die Begegnung mit Brunner. Bislang kannte er den berüchtigten Judenjäger nur vom Hörensagen, «aber ich wollte wissen, wie er aussieht, um ihm ausweichen zu können». Und so treffen sie aufeinander, der «jüdisch» aussehende SS-Hauptsturmführer Alois Brunner in Uniform mit schwarzen Stiefeln und der «arisch» aussehende Jude Bumi Lazar mit Gamsbarthut und Lodenmantel. Brunner ist in Begleitung einiger anderer SS-Männer.

Einer von ihnen ist Hans Leinwander, den alle nur «Lucifer» nennen. Bumi Lazar kennt «Lucifer», denn es ist Teil seiner Überlebensstrategie, diejenigen zu kennen, die seinen Tod wollen. Anders als jene, für die er sorgt, lebt er selbst nicht im Dunkeln, nicht versteckt. Seine Tarnung ist die Offensive. Daher hat er «Lucifer», mit dem er sich sogar duzt, bereits kennen gelernt. Bumi Lazar lebt als vermeintlich deutschstämmiger Schneider, der mit den Nazis sympathisiert, in Bratislava. Als er jetzt, so unvermittelt, «Lucifer» und dessen neuen Chef, Alois Brunner, bei einer Strassenkontrolle trifft, muss er sich in Sekunden entscheiden: Umdrehen und ausweichen und sich damit verdächtig machen oder bei der bislang erfolgreichen Strategie bleiben und mutig auf die Gefahr zugehen? Bumi Lazar geht weiter. «Ich kam heran und sagte: ‚Heil Hitler!‘ Und fragte: ‚Was gibt ’s hier, Hans?‘ Und da zeigte mir der Brunner einen Ausweis von einem Juden, der wirklich jüdisch aussah, und fragt mich: ‚Na, was sagst du? Das soll kein Jud’ sein!‘ Und zeigte mir die Legitimation. Es war eine sehr, sehr schlecht gefälschte Identitätskarte, die nicht von mir stammte, denn meine kannte ich ja alle.» Sehr viel später, im März 1945, als Bumi Lazar doch noch verhaftet wird, wird ihn Brunner einmal fragen: «Wie kommt es eigentlich, dass ich dich nie angehalten habe?» Und Bumi Lazar antwortet: «Weil Sie immer nur jüdisch aussehende Arier, aber nie arisch aussehende Juden angehalten haben.»

Im ersten Monat seines Terrorregimes in Bratislava hat Alois Brunner bereits vier Transporte nach Auschwitz mit insgesamt etwa 5'000 Menschen zusammengestellt. Das einstige Arbeitslager Sered ist zu demselben Vorhof der Hölle geworden wie zuvor Drancy, doch unter ungleich schlimmeren sanitären und sozialen Bedingungen. Für die Verpflegung der Insassen bezahlt der slowakische Staat, aber die davon hergestellte Kost ist Brunner «für die Juden zu gut, und auf seinen Befehl musste eine viel schwächere Kost verabreicht werden», berichten nach ihrer Befreiung Oskar Neumann und Tibor Kovac. Und selbst im strengsten Winter sei das Heizen in den Konzentrationsbaracken, obwohl «Heiz-

material zur Genüge vorhanden war», bei Todesstrafe verboten gewesen. So ist die Kleidung und vor allem die Decke der wertvollste Besitz eines jeden Internierten im kalten Winter 1944/ 45. Doch immer wieder lässt Brunner den «Alten, den Kranken und den Kindern die Decken wegnehmen für seine SS-Leute»²⁶. Frierend und hungrig warten die verzweifelten Menschen auf den Moment ihres Abtransports. Tagsüber müssen sie in ihren Baracken bleiben. Nur zum Appell versammeln sich alle auf dem Hof. Daher begegnen sich die damals fünfjährige Eva Mayer und der damals zehnjährige Robert Schlesinger auch nicht, obwohl sie fast gleichzeitig nach Sered deportiert werden.

Inzwischen ist aus Robert Schlesinger Smuel Schellach geworden und aus Eva und Smuel ein Ehepaar. Über die Zeit in Sered haben sie nie gesprochen. «Erst jetzt», sagt Eva Schellach, «als wir das Gespräch mit Ihnen vorbereitet haben, jetzt nach 45 Jahren, haben wir entdeckt, dass wir zur selben Zeit in Sered waren.»

Beide haben grauenvolle Erinnerungen an die bangen Tage Ende Oktober im Lager. Sie kommt mit ihrer Mutter, ihrem Vater, ihrer Grossmutter und zwei Cousins nach Sered. Eine Woche lang dürfen sie die Baracken nicht verlassen. Dann kommt der Befehl zum Appell. «Alois Brunner stand hinter einem Tisch», erinnert sich Eva Schellach, «und er hat laut gesagt, dass jeder seinen Schmuck, sein Geld, alles Wertvolle abgeben muss, und er hat gesagt, wer schmuggeln will, bei wem er etwas findet, das ist sein Todesurteil.»

Dass es sich dabei nicht um eine leere Drohung handelt, zeigt der Revolver, der vor ihm auf dem Tisch liegt. Reihe um Reihe seien die Menschen vorgerückt, an den Tisch herangetreten und hätten ihren Besitz abgeliefert. Dann seien sie selbst dran gewesen. «Auf einmal schreit Brunner meine Mutter an: ‚Du!‘» Noch heute ist der Schrecken der damals Fünfjährigen in ihrer Erzählung geradezu körperlich spürbar. Eine grüne Jacke habe ihre Mutter getragen mit Ornamenten. Er habe die Jacke an sich genommen und sie genau untersucht. «Und auf einmal

steckt er die Hand in die obere Tasche und schreit: ‚Du Schmugglerin!‘. Wir dachten, das ist die letzte Minute unserer Mutter. Und dann, so langsam mit einem Lächeln, zieht er eine Tramkarte und eine Zehnkronennote hervor, die meine Mutter wohl als Wechselgeld noch einstecken hatte aus der Zeit, als wir noch mit der Tram fahren durften. Ich glaube, das war der grösste Schreck, als ich dachte, ich verliere meine Mutter.» Tatsächlich aber steht Eva die Trennung von ihrem Vater unmittelbar bevor, denn direkt im Anschluss an diesen Appell beginnt die Selektion. Männer und allein stehende Frauen auf die eine Seite, Kinder, Mütter und alte Leute auf die andere Seite. An diesem Tag wird Evas Vater nach Auschwitz deportiert. «Er hat uns noch von den Waggonen gewunken. Dann habe ich ihn nie wieder gesehen.»

Die Eltern des damals zehnjährigen Robert Schlesinger sind bereits deportiert. Als er mit seinem sechsjährigen Bruder und seinem Onkel nach Sereď gebracht wird, hoffen sie auf ein Lebenszeichen von ihnen. Vergeblich. Die Tage in der Baracke sind endlos. Nur die Kapos dürfen raus, um Essen zu holen. Dann kommt die letzte Nacht vor dem Transport nach Auschwitz. «Plötzlich ein Geschrei und Pfiffe, raus zum Appell», Smuel Schellach erzählt seine Geschichte ruhig und konzentriert. Wir sitzen im Garten seines Hauses in Naharya im Norden Israels. Der Gegensatz zur kalten Herbstnacht 1944 in der Slowakei könnte grösser kaum sein. «Dann mussten wir im Kreis laufen. Schnell, immer schneller. In der Mitte stand ein SS-Offizier, der uns immer schneller gejagt hat im Kreis. Die anderen haben dann gesagt, das ist der Brunner. Die alten Leute und die Kranken konnten nicht so schnell laufen und kamen nicht mehr mit.» Auch Robert und sein Bruder haben fast keine Kraft mehr. Da entdeckt sie ein Bekannter ihres Vaters, der als Ordner im Lager arbeitet. «Der hat uns geschnappt, aus dem Kreis herausgezogen und in einer Baracke versteckt. Da haben wir dann die Schüsse gehört.» In der Früh habe man sich dann erzählt, dass fünf oder sechs Leute erschossen worden seien, die nicht hatten weiterlaufen können. «Am

nächsten Tag sind wir dann alle nach Auschwitz gebracht worden.» Es ist der 3. November 1944.

Die Erschiessungen dieser Nacht sind keine Ausnahme. Bei 15 Morden gibt es Zeugen, die die Opfer namentlich benennen, ebenso wie ihre Mörder. «Nach den Aussagen der Zeugen hat das Erschiessen in allen Fällen Brunner angeordnet.»²⁷ Im Dezember 1944 wird ein Mann aus dem nahe gelegenen Nitra auf besonders bestialische Weise ermordet. Er wird auf freiem Platz so lange mit kaltem Wasser begossen, bis er erfroren ist. Für den Pressburger Zahnarzt Dr. Diamant ordnet Brunner «Sonderbehandlung» an. Stundenlang wird er «durch das Lager gehetzt», muss sich «in die grösste Schlammputze werfen» und wird, wenn er nicht weiterkann, «mit Schlägen und Stössen so lange traktiert», bis er zusammenbricht. Einem anderen wird «einfach die Schädeldecke zertrümmert, sodass das ganze Gehirn bei der Bergung des Leichnams neben dem Toten gefunden» wird.²⁸ «Auf der Flucht erschossen» steht bei ihm wie bei den anderen als Todesursache in der Kartei. Brunners Strafmassnahmen sind drakonisch. So muss der Lagerälteste, Andor Schönhauser, zwölf Stunden lang, eine kalte Novembernacht hindurch, «nackt in Habtachtstellung unbeweglich stehen», während er von der SS misshandelt wird, weil einem Mann die Flucht gelungen war.²⁹ Zuweilen schießt Brunner auch selbst einfach in die Menge, ohne Anlass. Doch mit Ausnahme Franz Knollmeyers, der nach dem Krieg in Bratislava hingerichtet werden wird, kommen alle Mörder ungeschoren davon – genauso wie ihr Vorgesetzter Alois Brunner.

Eugen Friedman wird im Dezember 1944 verhaftet. Bis heute weiss er nicht, wer ihn verraten hat, nur dass er verraten wurde. «Wir hatten zwar einen Verdacht», sagt er, «aber wir konnten nichts beweisen.» Der 23-Jährige wird in die Edulgasse gebracht. Mitten in der Nacht sei er geweckt worden, erzählt Eugene Franklin. Dann habe Brunner ihn gefragt, ob er etwas über die Partisanen wisse. «Er sprach zunächst so nett mit mir, als ob er mein Freund sei.» Wer denn das Mädchen sei, dass sie

mit ihm zusammen festgenommen hätten, habe Brunner wiederholt, aber immer noch freundlich nachgefragt. Eugen Friedman sagt, dass sie keine Jüdin sei und ihn nur mit Essen versorgt habe. Friedman spricht auf Deutsch mit Alois Brunner. Mit uns aber spricht er Englisch. Dabei kehren zwei Redewendungen immer wieder: «as a matter of fact», tatsächlich, und «to be honest», um ehrlich zu sein. An dem, was er uns erzählt, gibt es nichts zu deuten. So war es tatsächlich. So und nicht anders, «as a matter of fact». Und um ehrlich zu sein, habe er lange mit sich gerungen, ob er uns, den Deutschen, überhaupt ein Interview geben soll, ob es möglich ist, dass wir verstehen, wie es tatsächlich war, damals als alle in der Angst lebten, dem Judenjäger in die Falle zu gehen. Er hat mit sich gerungen und dann entschieden doch zu reden. Aber nicht auf Deutsch. Dabei spricht er Deutsch, die Sprache seiner Kindheit, vermutlich genauso gut wie Englisch. «Um ehrlich zu sein», sagt Eugene Franklin, «warum sollte ich die Kultur meiner Verfolger verbreiten? Nein, es ist mein Prinzip, nie mehr Deutsch zu sprechen.» Wenn er aber an jenes nächtliche Verhör zurückdenkt, dann hört er wieder Brunners schrille Stimme, und er hört die deutschen Worte: «Was weisst du über die Partisanen, wer ist das Mädchen?» Eugen Friedman antwortet nicht. «Plötzlich schlug er mir ins Gesicht. Einmal und dann noch einmal.» Friedman wird abgeführt. In der nächsten Nacht wiederholt sich das Verhör. Wieder fragt Brunner zunächst freundlich, um dann plötzlich zuzuschlagen. «Er schlug mir ins Gesicht», erzählt Franklin, «und trat mir in den Hintern.» Und dann gibt er wieder, was Brunner ihm zugerufen habe, er gibt es in seinen Worten wieder und muss plötzlich doch etwas auf Deutsch sagen: «Take out the Schweinehund from here!» Die Situation war sicher bedrohlich, aber Franklin hat bedrohlichere Situationen überlebt. Die Schläge trafen ihn ins Gesicht, aber der körperliche Schmerz war erträglich. Dennoch ringt Franklin um Fassung, als er das Verhör schildert, und ohne dass er es ausspricht wird klar, dass diese Schläge nicht nur sein Gesicht und der Tritt nicht nur sein Gesäss getroffen haben. Noch heute fühlt er die Demütigung

jener Situation, die Ohnmacht, als er auf die Knie fiel, die Verzweiflung, sich nicht wehren zu können. Immerhin, einen kleinen Triumph hat er damals schon erlebt. Als Brunner ihn gefragt habe, ob denn noch jemand von seiner Familie am Leben sei, habe er geantwortet: «Ja, ein Bruder.» Wie elektrisiert sei Brunner aufgesprungen, begeistert von der Aussicht auf ein neues Opfer. Wo er sei, habe er wissen wollen. «Ich sagte: Wollen Sie ihn sehen? Dann nehmen Sie ein Boot und fahren Sie in die USA!» Natürlich sei Brunner daraufhin durchgedreht und habe wieder zugeschlagen. «Er war völlig ausser sich.» Doch diese Schläge haben nicht getroffen, denn diese Runde ging an Franklin. Am Ende des Gesprächs wird er uns sagen, dass er nur einen Wunsch habe, Brunner vor Gericht zu sehen, gegen ihn aussagen zu können und ihm ins Gesicht zu spucken.

Als Schellachs in Israel hören, wie Franklin damals Brunner entgegengetreten ist, sagen sie: «Er konnte ihm antworten, weil er allein war und weil er jung war. Die Situation von Familien, wo alte Frauen da waren, Grossmütter, Kinder, war völlig anders. Man hatte grosse Angst, nicht nur du kommst ums Leben, sondern die ganze Familie.» Wieder sieht Eva Schellach vor sich, wie Brunner den Zehnkronenschein aus der Jackentasche zieht und das fünfjährige Mädchen glaubt, seine Mutter für immer verloren zu haben.

Frühjahr 1945. Noch weiss Bumi Lazar nicht, dass seine Eltern drei Jahre zuvor direkt bei der Ankunft in Auschwitz vergast wurden, aber er weiss auch so, dass es kaum Hoffnung gibt, sie wieder zu sehen. Bumi Lazar ist allein, und er ist entschlossen, sich zu wehren, zu überleben und so vielen wie möglich beim Überleben zu helfen. Seit Monaten verteilt er jetzt schon gemeinsam mit Shelly Fürchtegott, einer jungen Frau, Geld und Lebensmittel an jene, die in den «Bunkern» sitzen. Im März 1945 hat Shelly Geburtstag. In dieser Zeit, wo jeder Tag dem Tod abgetrotzt ist, ist dies ein ganz besonderer Tag, der gefeiert werden muss. Doch als Bumi die Tür zu Shellys Wohnung öffnet, weiss er sofort, was passiert ist. Statt Shelly sitzen zwei SS-Männer da und warten auf ihn. Er gibt sofort zu, der gesuchte Bumi Lazar zu sein, und wird in

die Edulgasse zu Brunner gebracht. «Aus dem Nebenzimmer hörte ich Geschrei, und an der Wand sah ich einen Ochsenziemer», erinnert sich Bumi Lazar. Die Edulgasse ist mittlerweile zu einem Folterzentrum geworden. So konnte sich zum Beispiel Ella Schwarzova nach ihrem Verhör durch «Lucifer» eine Woche lang nicht mehr bewegen. «Mein ganzer Körper und Gesicht war von Blut unterlaufen und angeschwollen, sodass ich die Haut vom Körper stückeweise herunterziehen konnte.»³⁰ Derselbe «Lucifer» alias Hans Leinwander «verhört» nun auch Bumi Lazar. Die Schläge seien so heftig auf ihn eingepresselt, dass er die Fragen nicht einmal mehr verstanden habe. Er sieht seine Peiniger nicht, weil er zunächst mit dem Rücken zu ihnen steht. Dann sieht er vor Schmerzen ohnehin nichts mehr. Die Schläge treffen seinen Rücken, seinen Kopf, seinen Bauch. Er spürt, wie ihm ein Zahn ausgeschlagen wird, und sackt zusammen. Dann plötzlich eine Stimme: «Hans, lass ihn!» Bumi Lazar weiss jetzt, dass «Lucifer» ihn geschlagen hat. Vor allem aber weiss er, dass er es mit Alois Brunner zu tun hat, denn er erkennt die Stimme sofort. Ob er Dunand kenne? Ob Dunand ihm Geld gegeben habe? Wie die Organisation funktioniere? Bumi Lazar antwortet, ohne etwas preiszugeben. Ja, er kenne Dunand. Nein, der habe es abgelehnt, ihm zu helfen. Die Taktik scheint aufzugehen. Alois Brunner wird immer freundlicher, so freundlich wie ihn bereits Eugen Friedman erlebt hatte. Brunner habe ihm versichert, er brauche keine Angst zu haben, erinnert sich Bumi Lazar. «Er will mir helfen, hat er gesagt. Und, dass wir doch so arme Leute sind.» Dann habe er gesagt, dass er ihm gefalle und er ihm auch eine Wohnung und Geld verspreche. «Du musst mir nur eines sagen, wo Juden versteckt sind.» Bumi Lazar erkennt in diesem Angebot seine einzige Chance zum Überleben und willigt zum Schein ein. Er wisse die Adressen nicht, könnte sie aber hinführen. Einmal auf der Strasse, so seine Überlegung, werde sich schon eine Chance zur Flucht bieten, und zur Not könnte er ja immer noch bereits bekannte Verstecke «verraten». Doch die Rechnung geht nicht auf. Mit einem

Strick an der Hand, der ihn durch ein Loch im Mantel unauffällig mit dem begleitenden Gestapo-Mann verbindet, wird Bumi Lazar am nächsten Tag als Köder durch die Stadt geführt. Tatsächlich erkennt ihn einer seiner Schützlinge, der daraufhin sofort festgenommen wird. Bumi selbst wird nach Sered gebracht, wo er erneut auf Brunner trifft. Das Verhör wird fortgesetzt, Stunde um Stunde. Falls er nicht die Wahrheit sage, habe ihm Brunner gedroht, würde er ihn «Zaun springen» lassen. Das bedeute, «wir lassen dich auf den Zaun steigen, und wenn du oben bist, wirst du abgeschossen. Das heisst, du bist auf der Flucht erschossen worden», zitiert Bumi Lazar seinen Peiniger. Tatsächlich sind die meisten der in Sered Ermordeten angeblich bei einem «Fluchtversuch» erschossen worden. Das Verhör endet mit Brunners Ankündigung, Bumi Lazar auf den nächsten Transport zu schicken. Er sei dennoch erleichtert gewesen, wenigstens nicht sofort umgebracht zu werden. An Flucht aber habe er jetzt nicht mehr denken können, «denn Brunner hat mir gesagt, dass er dann an meiner Stelle zehn andere erschiessen lässt». Es ist dieselbe Drohung, die Serge Boudier bei der Abfahrt in Nizza und dann in Paris gehört hatte. Zwar weiss Bumi Lazar nicht, dass es sich um eine leere Drohung handelt, doch auch ohne Fluchtmöglichkeit scheint die Freiheit nun zum Greifen nahe. Wie in den letzten Tagen von Drancy steigt auch in Sered die Stimmung unter den Gefangenen. «Wir wussten, der Krieg geht zu Ende», sagt Bumi Lazar.

Aber Brunner macht weiter, besessen und brutal, getrieben von der Angst, dass ihm keine Zeit mehr bleibt, dass seine Tage gezählt sind. Seit drei Monaten gehen die Transporte nicht mehr nach Auschwitz, zunächst weil die Bahnverbindung durch die Rote Armee gekappt ist, dann weil Auschwitz am 27. Januar befreit ist. Doch Brunner deportiert weiter: nach Bergen-Belsen, nach Theresienstadt. Noch immer werden die Neuankömmlinge ausgeplündert³¹, werden ihnen Textilien aller Art, ärztliche und zahnärztliche Einrichtungen, Maschinen, Gold und Schmuck weggenommen. Die Beute wird dann von jüdischen Arbeitsgruppen, die Brunner dafür in Sered zusammengestellt hat, verpackt

und verladen. Und bis zuletzt lässt Brunner mit sich handeln. Die sowjetischen Truppen stehen kurz vor Bratislava, als jüdische Führungskräfte noch einmal einen letzten Versuch unternehmen, die verbliebenen slowakischen Juden freizukaufen und in die Schweiz zu bringen. Himmler stimmt dem Deal zu, aber er kann keine Garantien bieten, dass Brunner den Plan nicht vereiteln wird.³² Und so fährt auch der letzte Transport noch in ein KZ statt in die Freiheit. Am 31. März 1945 wird Bumi Lazar gemeinsam mit 370 Personen nach Theresienstadt deportiert. Die genaue Zahl der von Brunner deportierten slowakischen Juden lässt sich nicht mehr feststellen, aber es sind etwa 14'000 Menschen, die er in dem halben Jahr seiner Schreckensherrschaft in den Tod schickt. Er selbst bleibt bis zum letzten möglichen Tag, lässt keinen Transport aus. Und wie in Saloniki und wie in Paris nutzt er erst den letzten Zug für seine Flucht.

10

Flucht und wirre Jahre

Die Fleischhauersgattin Stephanie Wöss aus Lembach war eine stämmige Frau, die mit beiden Beinen im Leben stand und zupackte, wo Not am Mann war. Ein echtes Weibsbild, wie man in dieser Gegend sagt. Das Foto, das uns Schwiegertochter Eleonore unter vielen anderen aus der Küchentischschublade hervorgekramt hat, zeigt eine Frau, die, in ein Trachtentuch gekleidet, gerade vom Gottesdienst zu kommen scheint. Mit blütenweissen Netzhandschuhen hält sie stolz das Gesangsbuch in Händen, und ihr breites Lachen zeugt von Zufriedenheit mit sich, mit den Gästen und mit ihrem Wirtshaus, dem besten am Platz. Dort führte sie das Regiment seit 1931, und als die Nazis in vollem Wicks und unter Hochrufen durch das kleine Lembach gezogen sind, sind sie auch bei der Wöss eingekehrt. Sie war im Dorf eine Respektperson und mehr als nur die Gattin des Fleischhauers Wöss.

«Heute frisch! Gebratenes Fleisch und Käskreiner», steht auf der Schiefertafel im Flur, als wir das Wirtshaus betreten, das seit 1973 Josef, der Sohn der Wöss, mit Frau Eleonore unter dem Namen «Lembacher Tenne» betreibt. Josef sagt zu Recht und unter Verweis auf die Ahnentafel in der Gaststube, die mit dem Jahre 1766 beginnt, sein Haus habe eine lange Tradition. Nur 1945 habe diese für ein paar Tage ziemlich danieder gelegen, weil erst die Amerikaner, dann gleich danach die Russen hier gewesen seien und den Gasthof als Offizierskantine beschlagnahmt und den Vater zum Schlachten des gesamten Viehs gezwungen hätten.

Zu diesem Zeitpunkt hatte sich Anni Brunner vermutlich längst wie-

der aus dem Staub gemacht, und nicht nur sie. Im April 1945 war sie noch bei der üppigen Fleischhauersgattin Wöss untergeschlüpft und hatte auch ein warmes Essen bekommen. Anni ist schwanger, und das «Dritte Reich» liegt in seinen allerletzten Zügen. Wien ist von den Russen besetzt, das prachtvolle Heim der Brunners in der Gustav-Tschermak-Gasse musste Anni Brunner Hals über Kopf verlassen.

Aber Anni ist nicht als Einzige auf der Flucht. Auch Adolf Eichmann soll bei der Wöss Unterschlupf gefunden haben.¹ Auch Josef Weiszl zog es wieder nach Lembach. «Dort wollte ich verschiedene Bauern aufsuchen und bei ihnen bleiben, bis ich nach Wien retour konnte», erzählt er bei seiner Vernehmung im September 1945.² Der «Bluthund» wird auf die Dankbarkeit der Bauern gehofft haben, denen er schliesslich seinerzeit als Lagerleiter von Doppl billig jüdische Arbeitskräfte vermittelt hatte. Es muss drunter und drüber gegangen sein in jenen Wochen und Monaten am Ende des Krieges, in denen sich zeigte, auf wen Verlass war in der Not. Auf Leopold A. zum Beispiel, den Schuldirektor in Lembach, der sich um Franz Stangl, den flüchtigen Lagerkommandanten von Treblinka, gekümmert haben soll. Und so blieben selbst prominente Kriegsverbrecher hier unentdeckt. Wer wäre auch schon auf die Idee gekommen, etwa Eichmann, der doch seinen Schreibtisch vor allem in Berlin gehabt hatte, ausgerechnet im Mühlviertel zu suchen. Insgesamt habe sich die Bevölkerung dort auf diese Weise für kurze Zeit vervielfacht, heisst es.³

Zunächst hatte sich Lembach noch tapfer gegen die Einnahme des Dorfes durch die Amerikaner gewehrt. Am 1. Mai 1945 um 11 Uhr 20 stösst das Kampfkommando B der 11. US-Panzer-Division gen Lembach vor. Die Amerikaner suchen einen Übergang über die Kleine Mühl, einen schmalen Bach, der über Doppl und den Flecken mit dem hübschen Namen «Hühnergeschrei» zur Donau fliesst. Da, wo heute der «Brückenwirt» seine beliebte Familienpension betreibt, hatten Lembacher die einzige Brücke, in der tollkühnen Hoffnung, die Alliierten noch

aufhalten zu können, gesprengt. Die aber fällten kurzerhand ein paar Tannen, legten sie in die Kleine Mühl und führen mit ihren Panzern in Lembach ein. Aber auch dort hatte ein letzter Stosstrupp aus SS-Männern und ein beherzter Dorfsturm am Ortseingang eine Panzersperre errichtet. Die Amerikaner lenkten daraufhin ihre Panzer durch einen kleinen Obstgarten und umfuhren so das letzte Aufgebot gegen die Befreiung. Noch heute wird erzählt, dass zwei Apfelbäume zu Schaden gekommen seien. Und ein Zeitzeuge erinnert sich anlässlich des 50. Jahrestags des Einmarsches der Alliierten schmerzlich, dass die US-Soldaten, vornehmlich «Neger», allgemein «nicht gerade von der feinen Sorte» gewesen seien. «Sie vertrieben bisweilen die Leute aus ihren Häusern... und schossen erbarmungslos ... auf versprengte deutsche Wehrmachtsangehörige.»⁴ Auch fand «das lässige Gehabe der US-Soldaten im Sitzen die Beine überall oben ... nicht immer und überall den ungeteilten Beifall».

Aber die neue Lage erforderte vor allem Anpassung. Das ging auch in Lembach zügig vor sich, erzählt der Dorfchronist, Herr Ensbrunner, als er uns sein kleines Heimatmuseum im Dachgeschoss des Rathauses aufschliesst. Anhand eines hübschen Modells des Dorfes beschreibt er, wie Lembach am Ende doch kapitulieren musste. Ein Nazi gewesen zu sein, hatte mit diesem Tag urplötzlich «ein bisschen einen anrühigen Klang gehabt», sagt Ensbrunner vorsichtig, ohne Namen zu nennen, obwohl er alle Namen kennt. Dass die alten Herren «sehr ausgeschlossen gewesen wären», das freilich könne man nicht behaupten, auch wenn zunächst öffentliche Aufgaben für die Belasteten tabu gewesen seien. Doch schon bald verdingten sich die Ersten bei den Amerikanern als Hilfspolizisten. «Sie konnten wieder mittun», nennt das Ensbrunner, dessen Vater 1938 als Kapellmeister von den Nazis erst entlassen, und als es dann plötzlich gar keine Musik mehr in Lembach gab, wieder angestellt worden war. Auch Franz Oberhumer, der Postbeamte, der von 1927 bis 1938 Bürgermeister war, durfte wieder hinter seinen Schreibtisch.

Ein unbeschreibliches Chaos von Flüchtlingen, Heimatlosen, Su-

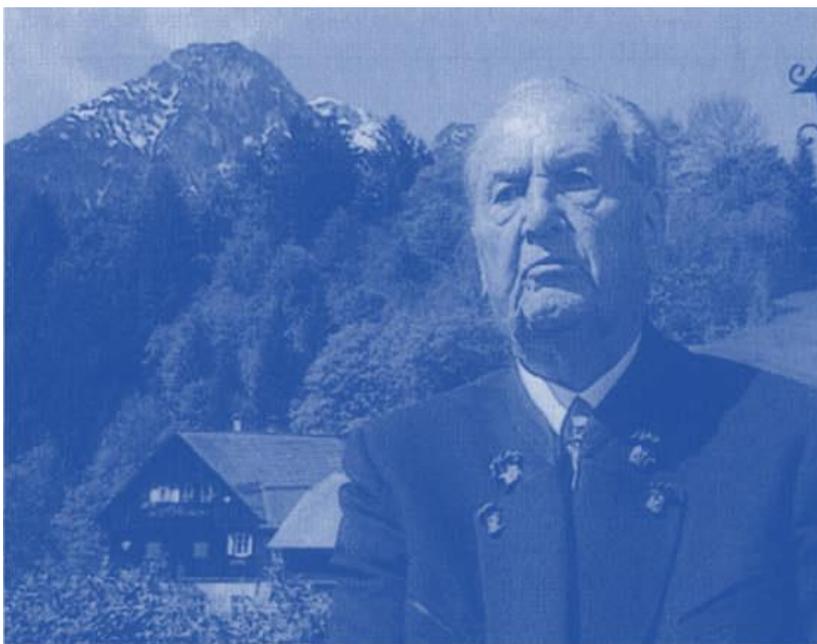
chenden, Heimkehrenden und Fliehenden herrscht in dem verschlafenen Lembach. Auf dem Rathaus werden jetzt Passierscheine für die durchziehenden Menschen ausgestellt, und kaum jemand ist in der Lage, genauere Nachforschungen anzustellen, ob eine Person auch die ist, für die sie sich ausgibt. In diesen wirren Tagen können auch Brunner und seine Handlanger untertauchen. Ein jahrzehntelanges Versteckspiel beginnt. Brunner wird vom Jäger zum Gejagten.

Nachdem er mit dem letzten Deportationszug nach Theresienstadt⁵ gefahren war, schlägt er sich von dort mit einem Dienstwagen zunächst nach Wien durch.⁶ Dort sieht ihn Dieter Wisliceny am 2. April 1945 das letzte Mal.⁷ Vermutlich sucht er Anni auf, um sie aus der Stadt zu schleusen. Die Rote Armee hat mittlerweile auch die südlichen Stadtteile Wiens besetzt. Josef Weiszl will ihn einen Tag später in einem Lager bei Linz gesehen haben «mit langem dunklem Schnurrbart»⁸. Auf dem Weg nach Linz wird er vielleicht über Lembach gekommen sein, um dort Anni bei der Fleischhauersgattin Wöss abzusetzen. Brunner flieht weiter nach Prag, wo er am 15. April 1945 in der Hoffnung eintrifft, noch Reste der Aussenstelle des Referats IV B 4 zu finden, aber er trifft nur auf Weiszl, mit dem er am 4. Mai weiterzieht.⁹ In Prag tauscht Brunner seine SS-Uniform gegen Zivilkleidung und versucht, unauffällig mit einer Gruppe aus Frauen und Kindern Richtung Westen zu entkommen. Im böhmischen Duschnike gerät er jedoch zum ersten Mal in Gefangenschaft. Tschechische Partisanen sperren ihn mit Tausenden anderen Gefangenen, Soldaten wie Zivilisten, in die grosse Turnhalle von Duschnike. Doch Brunner hat vorgesorgt. Anders als bei SS-Angehörigen sonst üblich, hat er keine Blutgruppentätowierung in der linken Achselhöhle. Sie garantierte verwundeten SS-Männern in den Krankenhäusern vorrangige und zügige Behandlung. Das fehlende Kainsmal kam ihm jetzt zugute. Er blieb das, was er vorgab zu sein: ein Zivilist. Die Tschechen übergeben Brunner an einen Sammeltransport der Amerikaner. Bei der Erfassung seiner Personalien nennt Brunner zum ersten Mal seinen falschen Namen: Alois Schmaldienst. Es ist der

Name eines entfernten österreichischen Veters, den er sich ungefragt ausborgt. Ein Wehrmachtssfeldwebel aus Breslau, Gerd K., bestätigt den Amerikanern gegenüber, dass er diesen Alois Schmaldienst aus seiner Nachrichtenkompanie kenne und für ihn bürgere. Zunächst wird Brunner in das alliierte Internierungslager Weitschlag überstellt, wo er sich als Lastwagenfahrer verdingt und ansonsten in der neuen Rolle des Alois Schmaldienst stillhält. Dort will ihn Josef Weizl das letzte Mal gesehen haben, wie er bei seiner Vernehmung am 31. August 1945 erzählt.¹⁰ «In diesem Lager ist er unter falschem Namen und soll Kraftfahrer sein», erinnert sich sein alter «Bluthund». Erst sehr viel später wird Brunner sich den neuen Namen in einen richtigen Pass eintragen lassen – eine perfekte Legende für lange Zeit. Auch als ihn Tuvia Friedmann, ein Mitglied der Jewish Agency, Ende 1945, in einem amerikanischen Internierungslager für SS-Leute in der Nähe von Salzburg entdeckt zu haben glaubt, hat das keine Konsequenzen.¹¹ Erst 1954 wird Brunners falsche Identität durch puren Zufall auffliegen.

Es gibt wenige prominente Zeitzeugen, die die Zeit zwischen 1945 und 1946 nicht nur miterlebt, sondern auch tatkräftig gestaltet haben, und die den Übergang vom Täter zum Opfer so schamlos bewältigten wie Dr. Wilhelm Höttl. Eigentlich sollten seine Lebenserinnerungen, die er während unserer Dreharbeiten veröffentlicht, den Titel *Der zerstörte Traum vom Reich* tragen und «das tragische Scheitern des Reichsgedanken ... aus der Perspektive eines einzelnen Menschen» beschreiben. Aber irgendwann hat der Verlag Bublies sich dann für den nicht weniger ungeschminkten Titel *Einsatz für das Reich* entschieden. Das Versprechen des Verlages jedoch, wonach alle Publikationen «in jeder guten Buchhandlung erhältlich» seien, erfüllt sich für uns nicht. Das mag auch an den anderen Titeln des Verlages liegen, die «vorurteilsfreie Geschichtsschreibung»¹² vorgeben, aber nichts anderes sind als üble Rechtfertigungstraktate. So darf Artur Axmann, immerhin Hitlers letzter Reichsjugendführer, unter der Überschrift *Das kann doch nicht das*

Ende sein den Aufbau der HJ aus eigenem Erleben schildern, «mit dem Schwerpunkt der sozialen Errungenschaften und dem hingebungsvollen Einsatz der Jugend in der Heimat und an der Front». Oder Jutta Rüdiger, Reichsreferentin für den Bund Deutscher Mädel beim Reichsjugendführer, entzückt ihre Leserschaft mit einem «Standardwerk» unter dem Titel *Die Hitler-Jugend – Selbstverständnis und Aufgabengebiete*. In diesem Umfeld sind auch die Lebenserinnerungen des Wilhelm Höttl bestens angesiedelt.



Wilhelm Höttl in Altaussee

Bevor wir uns im Frühjahr 1997 auf den Weg zu Wilhelm Höttl machen, versuchen wir unterwegs noch rasch ein Exemplar von *Einsatz für das Reich* zu besorgen. Vergeblich. «So etwas führen wir nicht», bescheidet uns eine Buchhändlerin in München, und jeder Nachfrage zuvorkommend, ergänzt sie unmissverständlich: «Wir werden es auch

nicht bestellen», obwohl gerade in letzter Zeit solche Publikationen ein Geschäft seien, wie sie feststellt.

Erst am Ende unserer Reise werden wir in Bad Aussee fündig. In der einen Buchhandlung des Ortes sind die Lebenserinnerungen zwar wegen der stürmischen Nachfrage gerade vergriffen, aber in einer anderen liegen sie als Blickfang im Eingang. Wir sind im Salzkammergut, nur wenige Kilometer von Altaussee entfernt, dem Wohnort Höttl. Altaussee war auch das Zentrum von Hitlers letzter Wahnidee, die unter dem pompösen Etikett «Alpenfestung» bekannt geworden ist. «Dr. Höttl» steht in verschlungener, schmiedeeiserner Schrift an seinem etwas abseits vom Ort gelegenen Haus. Er hat sich wegen unserer Interviewanfrage nicht lange geziert, er ist ein gefragter Mann, verkauft sich gern als Kronzeuge, der «an führender Stelle ... des Dritten Reiches ... tätig war»¹³. Ein hochrangiger Nazi also, dessen «Einsatz für das Reich» und dessen tiefe Verstrickung ihm aber nie zum Nachteil gereichte. Es gelang ihm immer wieder, seinen Kopf elegant aus der Schlinge zu ziehen, weshalb er uns auch heute, an diesem herrlich sonnigen Pfingstmontag, gut gelaunt und unbeschwert empfängt. Dabei ist der Mann, der uns da auf die Terrasse seines Hauses führt, keineswegs ein kleiner Mitläufer, kein Aufsteiger aus bäuerlichem Elternhaus wie Alois Brunner, sondern ein Mann der allerersten Stunde, der bis zum bitteren Ende mitgemacht hat, um in allerletzter Minute die Seiten zu wechseln.

Schon Anfang der dreissiger Jahre begann Höttl, die illegale «Österreichische Legion» mit aufzubauen, eine paramilitärische Gruppe, die den «Anschluss» Österreichs an das Reich vorbereiten sollte. Nach dem «Anschluss» machte Höttl im Auslandsgeheimdienst des Reichssicherheitshauptamtes rasch eine steile Karriere. Zunächst für den Bereich Südosteuropa, dann seit 1943 auch für Italien zuständig, war er stets ein enger Mitarbeiter Heydrichs und vor allem Eichmanns. Besonderen Ruhm haben ihm riskante Geheimdienstaktionen eingebracht, wie das massenhafte Fälschen von britischen Pfundnoten. Sein Meisterstück

aber war die Befreiung Mussolinis. Im Nürnberger Prozess war Wilhelm Höttl eine zentrale Figur, aber nicht als Angeklagter. Genau wie sein Lehrmeister und einstiger Vorgesetzter Reinhard Gehlen, der für Brunner noch eine wichtige Rolle spielen wird, lief er rechtzeitig über. Die bei seinem unermüdlichen «Einsatz für das Reich» gesammelten Informationen verkaufte er teuer an die Amerikaner, die ihn dafür zum Kronzeugen der Anklage machten.

Höttl, im grünen Trachtenanzug mit Hirschhornknöpfen, bittet uns, auf der Terrasse Platz zu nehmen. Er weiss, wie gut das einzigartige Gebirgs Panorama als Hintergrund für ein Interview wirkt. Noch bevor die Kamera eingerichtet ist, beginnt Höttl zu plaudern. Gern erzählt er von seinem Duzfreund Eichmann («Ich war sehr gut mit Eichmann»), und besonders bereitwillig schildert er «die Geschichte mit den sechs Millionen». Es muss Ende August 1944 gewesen sein, erinnert sich Höttl. Eichmann hatte seinen Schreibtisch in Budapest aufgestellt, um eigenhändig die Deportation der ungarischen Juden zu überwachen. Er residierte mit seinen letzten Getreuen in der Aschner Villa, dem «ariisierten» Anwesen eines jüdischen Glühbirnenfabrikanten. Am Ende eines besonders arbeitsreichen Tages und nach ein paar Gläsern des von Eichmann besonders geschätzten Barack, eines ungarischen Marillenschnapses, habe Höttl «diesen eklatanten Schwächezustand Eichmanns» ausgenutzt und ihn mal direkt gefragt, wie viele Juden denn nun tatsächlich ermordet worden seien. «Sechs Millionen», habe der geantwortet. Höttl sagt das so, als sei Eichmann selbst ein wenig erschauert, nicht der aufgeladenen Schuld, sondern des überwältigenden Erfolges seiner Arbeit wegen. Aber auch Höttl erscheint uns für einen kurzen Moment bewegt, für einen Augenblick in der Erinnerung an diesen wichtigen Tag seines Lebens schwelgend und zurückdenkend an die unübersichtlichen, aber letztlich doch grossartigen Tage am Ende des Krieges. Kurz vor der deutschen Kapitulation habe er Eichmann ein letztes Mal getroffen, sagt Höttl, indem er sich wieder fängt, aufrecht auf seinem schlichten Bauernstuhl Haltung annimmt und seinen Blick

über die zum Teil schneebedeckte Bergsilhouette schweifen lässt, die heute bei unverschämte prächtigem Kaiserwetter dem Besucher fast ein wenig aufdringlich erscheint.

Es muss in den ersten Maitagen des Jahres 1945 gewesen sein. Es lag noch ungewöhnlich viel Schnee hier oben. Eichmann selbst gab bei seinem Verhör in Jerusalem an, er habe von Hitler den Befehl erhalten, sich mit einem Haufen von mehr als 100 SS-Leuten und alten Kameraden hier auf den Almwiesen zum letzten Gefecht zu verschanzen und in der «Alpenfestung» den anrückenden Truppen der Alliierten Widerstand zu leisten. Ein letztes Stelldichein einer fürchtbaren Clique aus alten Tagen der Wiener «Zentralstelle für jüdische Auswanderung» und des Referats IV B 4 des Reichssicherheitshauptamtes. Da tauchte Anton Burger wieder auf, der alte Freund Brunners, der dessen Arbeit in Saloniki vollendete hatte und vor allem schwangere Frauen und Kleinkinder für die Transporte in den Tod ausgesucht haben soll. Der spätere Lagerleiter von Theresienstadt trifft hier auch auf einen alten Bekannten aus Saloniki: Alfred Slawik, Brunners Mann fürs Grobe und Helfershelfer, um das geraubte Vermögen der griechischen Juden heim ins Reich zu schaffen. Oder Rudolf Jänisch, der es am Ende zum Adjutanten Eichmanns gebracht hatte und Trauzeugen sowohl Eichmanns als auch Brunners war. Oder Richard Hartenberger, der Postkurier für die zynischen Grusskarten der deportierten Juden aus Auschwitz. Oder Franz Novak, der Fahrdienstleiter des Todes, der sich wie Brunner zunächst nach Prag abgesetzt hat, wo in der Belgischen Gasse ein Ausweichquartier für Eichmanns Dienststelle eingerichtet worden war.

Eine feine Gesellschaft also, zu der auch unser Interviewpartner Wilhelm Höttl gestossen war, der als Einziger so viel Gefallen an der Landschaft und den Bergen gefunden hatte, dass er gleich ganz hierbleiben und bis zu seinem Tod am 27. Juli 1999 grossen Respekt im Dorf geniessen wird. Höttl, der sogar das «grosse Ehrenzeichen des Landes Steiermark» bekommt, kennt Brunner aus den frühesten Tagen der

Wiener Zentralstelle. Schliesslich gingen an ihn, wie schon erwähnt, Brunners Wochenberichte über die deportierten Wiener Juden («als Anlage überreiche ich Ihnen ... zur gefälligen Kenntnisnahme»), die er penibel von Willi Stern hatte anfertigen lassen.

Höttl, der also ungeniert seinen Lebensabend zwischen Totem Gebirge und Dachstein-Massiv verbringen konnte, unbehelligt von lästigen Nachforschungen oder gar gerichtlichen Nachstellungen, gerät unversehens ins Schwärmen, als wir wissen wollen, wie denn so viele Kriegsverbrecher einfach verschwinden konnten. Es folgt das unverblümte Hohe Lied auf den Papst, den Vatikan und besonders auf Bischof Alois Hudal aus Graz, der, wie Höttl, schon vor dem «Anschluss» ein glühender Nazisympathisant gewesen sei, der in den wirren Tagen nach Kriegsende «aus reiner Nächstenliebe ... unendlich viel getan hat für Kriegsverbrecher», erklärt uns Höttl. Adolf Eichmann gehörte neben Franz Stangl zu den prominentesten Schäfchen des frommen Kirchenmannes. Dabei wäre schon hier oben fast alles schief gegangen, sagt Höttl verschmitzt. Als nämlich nach dem Selbstmord des Führers auch den Borniertesten klar geworden sei, dass die «Alpenfestung» ein Phantom ist und keine Zukunft hat, habe sich Eichmann mit seinem Adjutanten Rudolf Jänisch abgesetzt. «Stur wie immer» habe er sich entgegen aller Ratschläge mit seinem Funkwagen von Altaussee über die Rettenbachalm nach Bad Ischl durchschlagen wollen. Aber die Flüchtlinge bleiben im Schnee stecken, der im Mai 1945 selbst in den Tälern noch 30 cm hoch lag. Die Männer verlassen das Fluchtfahrzeug, nehmen Papiere und Unterlagen aus dem Wagen und kippen das Auto in den Kettenbach. Dann reissen sie sich die Dienstgradabzeichen, Orden und andere Ehrenzeichen von der Kleidung und fliehen weiter zu Fuss durch den knietiefen Schnee, bis sie einer amerikanischen Patrouille in die Arme laufen. Das Ende naht. Eichmann, nach seinem Namen befragt, sagt gefasst: «Ich bin Adolf Eichmann.» Aber dem amerikanischen Soldaten sagt der Name offenbar nichts, was Eichmann wiederum, wie

Höttl etwas höhnisch anmerkt, fast ein wenig gekränkt habe. Der GI fragt zurück, wie man denn «Eckmann» schreibe. Noch bevor Eichmann sich seines richtigen Namens brüsten kann, erkennt Jänisch die Chance und buchstabiert den falschen Namen. So wird statt Eichmann ein gewisser «Eckmann» von den Amerikanern inhaftiert, ohne je seine wahre Identität preisgeben zu müssen, aller Verhöre zum Trotz. Eichmann gelingt anschliessend die Flucht aus dem Internierungslager, und er kann fünf Jahre unerkannt in Deutschland leben unter verschiedenen Namen und mit verschiedenen Gelegenheitsarbeiten, mal als Eierhändler, mal als Geflügelhändler¹⁴, bis ihm endlich Bischof Hudal bei seiner Flucht nach Südamerika behilflich ist.

Die anderen Männer brauchen die Hilfe des Vatikans nicht. Der Lagerleiter von Theresienstadt, Anton Burger, wird zwar verhaftet, kann aber 1948 wieder fliehen. Er schlägt sich als Forstarbeiter in Mariazell und als Hüttenwart im Mandlwandhaus am Hochkönig durch und stirbt erst im Dezember 1991 unentdeckt unter dem Namen Wilhelm Bauer in Essen.¹⁵ Rudolf Jänisch wird zwar verhaftet, aber in Nürnberg freigesprochen und lebt und arbeitet anschliessend als unbescholtener Kaufmann in Hameln. Auch Alfred Slawik wird 1962 aus der Haft entlassen. Alois Brunner, der die «Alpenfestung» nur für wenige Tage aufgesucht hatte, schafft es, nie vor einem Gericht erscheinen zu müssen.

Brunners Fluchtwege sind verschlungen. Nach Wien kann er nicht mehr. Seine herrschaftliche Residenz in der Gustav-Tschermak-Gasse ist versperrt, die Sowjets haben seine Spur aufgenommen und sogar die neuen Bewohner der Villa nach Brunner befragt, aber vergeblich. Sie kommen zu spät. Anni Brunner, mittlerweile hochschwanger, kehrt am 28. November 1945 zwar nach Wien zurück¹⁶, meidet aber die Gustav-Tschermak-Gasse tunlichst und verhält sich auch sonst unauffällig. Die prächtigen Zeiten waren vorbei, nun hiess es zusammenrücken und nicht aufmucken, sondern auf bessere Zeiten warten. Die kommenden Jahre, bis 1954, findet sie Unterschlupf bei ihren Eltern im 15. Bezirk, wo zwei Tage vor Heiligabend 1945 Tochter Irene das Licht der Welt

erblicken wird. Ihren Mann, behauptet Anni, habe sie das letzte Mal zwischen dem 1. und 3. April 1945 in Wien gesehen, als er auf dem Weg nach Prag gewesen sei.¹⁷ Erst Jahrzehnte später wird es erhebliche Zweifel an dieser Aussage geben.

Der junge Vater schlägt sich derweil weiter als Alois Schmaldienst durch. Die Amerikaner verlegen ihn in ein Lager bei Schleissheim, zwischen München und Dachau. Der Deportationsspezialist wird von den Amerikanern als Lkw-Fahrer eingeteilt, der nun Gefangene zwischen den verschiedenen Lagern im nahen Österreich und Bayern hin und her fährt. Bei einem solchen Transport will ihn Anton Brunner, sein ehemaliger Mitarbeiter in der Zentralstelle in Wien, erkannt haben. Er versucht, ihn anzusprechen, aber Brunner tut so, als kenne er den Mann nicht. «Du Blödmann, ich sitze doch in der gleichen Scheisse wie du»¹⁸, flucht Anton Brunner ihm wütend hinterher. Aber der dreht sich nicht einmal um, hat seine Vergangenheit bereits abgelegt wie ein schmutziges Hemd, will den Mann am Wegesrand nicht mehr kennen.

Anton Brunner, der zur besseren Unterscheidung von seinem Namensvetter Alois Brunner Brunner II genannt wurde, wird später nahe der bayerischen Grenze verhaftet und steht ein Jahr nach dieser letzten Begegnung mit seinem ehemaligen Chef in Wien vor Gericht. Er belastet Alois Brunner schwer, was ihn zwar nicht vor dem Galgen rettet, aber andererseits auch nicht dazu führt, dass sich der Verfolgungsdruck auf Alois Brunner erhöht hätte. So trägt der erste Steckbrief gegen ihn zwar das Datum des 22. Januar 1946, aber bedrohlich wirkt die Ausschreibung nicht, denn ausser seinem Namen und seiner letzten Anschrift wissen die Verfolger herzlich wenig über ihn: «Jahr der Geburt: unbekannt, Geburtsort: unbekannt, Staatsangehörigkeit: unbekannt, Religionsbekenntnis: unbekannt». Nur dass er «vor dem Einmarsch der Roten Armee geflüchtet» ist, weiss die Staatsanwaltschaft in Wien. Also kein Grund zur Beunruhigung für den flüchtigen Brunner, ausserdem schreiben wir noch den Sommer 1945, und Brunner heisst schon

Alois Schmaldienst, weshalb er vermutlich ohnehin mit einer gewissen Gelassenheit zur Kenntnis genommen haben dürfte, dass er zwar nun auch auf der in London veröffentlichten Liste der Angeklagten im Nürnberger Prozess erscheint, aber eben als Alois Brunner. Er konnte auch deshalb relativ sorglos sein, weil er zur gleichen Zeit aus dem amerikanischen Gefangenenlager bei München entlassen wird und ein von den Amerikanern ausgestelltes Dokument, den Freilassungsschein, auf den Namen Schmaldienst erhält. Mit dieser neuen Identität macht er sich auf die Suche nach seiner Frau. Dabei gerät er ein zweites Mal in Gefangenschaft, dieses Mal kommt er in das britische Internierungslager Gratkorn bei Graz. Als er dort im Frühjahr 1946 entlassen wird, versteckt er sich vorsichtshalber für die nächsten drei Monate bei einem Bauern in der Nähe und spielt den Knecht. Ob er zwischenzeitlich die kleine Tochter Irene in Wien hat sehen können, ist nicht bekannt, aber durchaus nicht abwegig. Brunner ist ständig in Bewegung, das erschwert den Verfolgern, seine Spur aufzunehmen. Irgendwann habe er sich entschieden, wieder «zu meinen Amerikanern zurückzugehen», sagt Alois Brunner 1985 einem Reporter der Illustrierten *Bunte*. So schlüpft er wieder in Schleissheim bei München unter, verdingt sich bei den Amerikanern nun als ziviler Kraftfahrer und kutschiert auch amerikanische Offiziere durch die Gegend. Er lebte dort bei einem befreundeten Berliner Strassenbahnfahrer zur Untermiete, erzählt er dem *Bunte*-Journalisten.

Seine Tarnung funktioniert nicht nur reibungslos, sondern sie entwickelt sich geradezu perfekt, als am 6. Mai 1946 in Wien der Prozess gegen Anton Brunner, also Brunner II, vor dem Vblksgericht eröffnet wird. Anton Brunner war am 20. Februar 1946 dem Polizeibeamten Wilhelm Pollak in der Nähe des Dorfes Ullrichsberg an der bayerischen Grenze in die Arme gelaufen. Er hatte einen Beutel mit wertvollem Schmuck und eine Briefmarkensammlung bei sich, Startkapital für ein neues Leben. Aber daraus wurde nichts. Brunner II wurde stattdessen «wegen Verschleppung von 49'000 Juden» angeklagt. Die *Volksstim-*

me berichtete täglich in grosser Aufmachung über den «Judenschlächter von Wien». Zum ersten Mal wird öffentlich, was sich wirklich in der «Zentralstelle» zugetragen hat. Unbeschreibliche Grausamkeiten kommen zutage und «erregen wiederholt den Unmut der Zuhörer» oder führen zu «stürmischen Rufen der Empörung im Zuhörerraum», wie der Reporter anmerkt. So berichtet die damals 18-jährige Gertrude Hirschhorn, die wir später während unserer Dreharbeiten in New York kennen lernen werden, dass Brunner II in den Waschräumen des Sammellagers in der Sperlgasse unbekleidete Frauen misshandelt habe, ein anderer Zeuge schildert, wie er eine 70-jährige Frau so geohrfeigt habe, dass sie bewusstlos liegen blieb. Eva Berger schildert, wie Brunner I und Brunner II («die Bluthunde») sie «wie ein wildes Tier» anbrüllten und ihren «Mund am Fussboden zertreten wollten».²⁰ Wie bei der Zeugin Berger wird immer wieder auch der Name von Brunners Vorgesetztem, Alois Brunner, genannt, aber das Gericht glaubt fest daran, mit Brunner II den eigentlichen Verbrecher vor Gericht zu haben, der sich nur auf seinen Vorgesetzten herausreden will.

In den späten Abendstunden des 10. Mai 1946 wird das Urteil gegen Anton Brunner gefällt und am 24. Mai 1946, um 6.03 Uhr, vollzogen: «Die Hinrichtung ging ohne Zwischenfall vor sich.»²¹

Dieses Verfahren und die Hinrichtung von Anton Brunner vergrösserten den Vorsprung für Alois Brunner erheblich und steigerten die Verwirrung um den Hingerichteten. Einmal war Alois Brunner einfach der Bruder von Anton²², ein Irrtum, den das österreichische Innenministerium bis 1967 mitschleppt.²³ Ein anderes Mal wurden beide durch den simplen Umstand, dass nicht nur die Nachnamen, sondern auch die Anfangsbuchstaben der Vornamen identisch waren, so miteinander verwechselt, dass viele der Meinung waren, Alois Brunner sei längst seiner gerechten Strafe zugeführt worden. So wird es noch 1992 in der siebten Auflage von Gerald Reitlingers *Die Endlösung. Ausrottung der Juden Europas* behauptet.²⁴ Das erklärt nur zum Teil, warum die Strafverfolgungsbehörden in Österreich so lange brauchten, nach dem richtigen

Brunner zu suchen. Auch sie waren irgendwie der Meinung, die Akte Alois Brunner sei mit der Hinrichtung von Anton Brunner längst geschlossen. Noch 1967 ist sich die Staatsanwaltschaft Wien nicht sicher, wen sie damals 1946 hingerichtet haben, Brunner I oder Brunner II. Deshalb bittet man das Landesgericht für Strafsachen in Wien «um Erhebung ..., ob Alois Brunner tatsächlich hingerichtet wurde und bejahendenfalls wann und wo»²⁵.

Im Februar 1947 wird Brunner die Arbeit bei den Amerikanern zu heikel. Er traut dem Frieden nicht und setzt sich nach Hamburg ab. Dort findet er Unterschlupf bei Frau von S., einer freundlichen Vermieterin, die vermutlich nicht ahnte, wen sie da in der Bellealliance-Strasse beherbergte. Ganz «ohne Lebensmittelkarten» fristet er jetzt ein eher bescheidenes Leben, erinnert sich Brunner 1985. Wenig später beschliesst er, im Ruhrgebiet unterzutauchen, wo er in Essen-Heisingen, Am Stauseebogen 114, als Alois Schmaldienst Logis nimmt. Dort ist er nach Ermittlungen des Bundeskriminalamtes bis zum Januar 1954 polizeilich als Alois Schmaldienst, geboren am 9. Mai 1910 in Hackenberg/Österreich, gemeldet. Die nötigen Papiere, die Brunner nicht nur beim Einwohnermeldeamt, sondern auch bei seinem neuen Arbeitgeber vorlegen musste, hatte er sich kurz zuvor in einem entlegenen bayerischen Landratsamt ausstellen lassen. Das mag der kleinen Dienststelle auf dem Land nicht weiter merkwürdig oder gar verdächtig vorgekommen sein, weil in diesen Tagen sehr viele ohne Papiere umherzogen. Als «echter» Alois Schmaldienst findet er dann in der Zeche «Essen Stadtwald», ganz in der Nähe seiner neuen Wohnung, Arbeit unter Tage. Er war vermutlich nicht der einzige Nazi, der sich auf diese Weise geschickt einer Strafverfolgung entzog. Unter Tage war die Gefahr der Entdeckung für grosse und kleine Kriegsverbrecher gering. Da wurde nicht lange gefragt, wo einer herkam. Auch Brunner wurde nicht gefragt. Dass in Österreich ein zweiter Steckbrief des Landesgerichtes Wien gegen ihn verfasst wird, der schon ein deutlich schärferes Profil

des Täters Brunner zeigt und auch eine der Schwere der Vorwürfe gegen ihn Rechnung tragendes «Höchstmass der angedrohten Strafe», nämlich die «Todesstrafe», vorsieht, wird ihn, den Alois Schmaldienst, nicht lange beunruhigt haben, und in der Zeche hat das auch niemand zur Kenntnis genommen. Brunner bewährt sich als Hauer in der Zeche «Essen Stadtwald» derartig, dass er nicht nur zum Steiger befördert wird, sondern von den kommunistischen Kumpeln als Betriebsrat vorgeschlagen wird. Das allerdings dürfte dann spätestens der Tag gewesen sein, da Brunner der Boden zu heiss wurde. Jedenfalls kündigt er und arbeitet die nächsten drei Jahre bis Anfang 1950 unauffällig als Kellner in einem Café in Essen. Einer der grössten Kriegsverbrecher als Bedienung mit einem für ein Kaffeehaus durchaus nicht abträglichen österreichischen Zungenschlag und als Alois Schmaldienst aus dem Burgenland perfekt verkleidet. Und die, die um seine wahre Identität wussten, hielten alle still, schliesslich sass man nicht nur gemeinsam in einem Boot, sondern man konnte sich durchaus berechnete Hoffnungen machen, ebenfalls ungeschoren davonzukommen, war doch gerade das «Straffreiheitsgesetz» in Kraft getreten, das auch NS-Tätern eine grosszügige Strafverschönerung verhiess. Gegen diese Amnestie war nicht ein einziger Abgeordneter des erst wenige Monate alten Deutschen Bundestages aufgetreten.²⁶ Brunner wird das mit Erleichterung vernommen haben.

11 Wiener Leben: Nur die Juden fehlen

Ruinen, Trümmer und überall Menschen, die durch die Stadt irren. Menschen, die von der Front kommen. Menschen, die ihre Wohnung suchen. Menschen, die überlebt haben und nun hoffen, dass sie nicht die Einzigen sind. Wien im Frühjahr 1945. Der Krieg ist zu Ende und die Überlebenden kehren zurück. Am 1. Juni 1945 kommt eine Frau mit ihren beiden Töchtern in die Stadt, die einst ihr Zuhause war. Drei Jahre zuvor, am 6. Februar 1942, ist Charlotte Hirschhorn zusammen mit ihrem Mann Pinkas und ihren Töchtern Rita und Gertrude nach Riga deportiert worden. Rita ist inzwischen 14, Gertrude ist gerade 17 Jahre alt geworden, und im nächsten Monat hat ihr Vater Geburtstag. Ob sie ihn zusammen feiern können? Ob er schon in Wien ist? Die Frage, ob er überhaupt noch lebt, stellen weder die Töchter noch die Mutter. Zuletzt haben sie ihn am 8. August 1944 gesehen. Seither fehlt jedes Lebenszeichen, aber, so versichern sie sich gegenseitig, damals war doch schon klar, dass der Krieg nicht mehr lange dauern wird, der Vater war ausserdem kräftig, und sie selbst haben es ja auch geschafft. Voller Hoffnung machen sie sich auf den Weg zur Israelitischen Kultusgemeinde. «Wir waren so sicher, er wartet schon auf uns», erzählt uns Gertrude Schneider, geborene Hirschhorn, aber dann habe ihnen ein Angestellter dort gesagt, dass bisher «erst sehr wenige KZler zurückgekommen» seien. Also heisst es warten. Hirschhorns finden zunächst Aufnahme in einer ehemaligen Schule, die jetzt als Heim dient. In ihre alte Wohnung können sie noch nicht. Es fährt keine Trambahn nach Schönbrunn. So entdecken sie Strasse für Strasse ihre Stadt wieder,

schauen sich um und suchen nach den Resten ihres Zuhauses. Eine «schreckliche Freude» habe sie zunächst empfunden, erinnert sich Gertrude Schneider an diese ersten Tage. «Auch wenn Wien zerbombt war, aber das wird man alles wieder aufbauen», habe sie gedacht und sich so gefreut, den Stephansdom wieder zu sehen und natürlich den Prater, das Ziel ihrer Kindersehnsüchte, das ihnen von einem Tag auf den anderen versperrt worden war, als es plötzlich hiess: «Zutritt für Juden verboten.» Egal, vorbei. Das Riesenrad steht ja noch, auch wenn es schwer beschädigt ist und sich nicht mehr dreht. Aber das lässt sich wieder richten.

Sein jüdischer Besitzer hingegen lässt sich nicht mehr zum Leben erwecken. Eduard Steiner wurde am 18. Juni 1944 in Auschwitz ermordet. Sein Riesenrad war bereits 1939 für ein Viertel des tatsächlichen Wertes «arisiert» worden. Der «Entjudungserlös» hätte möglicherweise für eine Fahrkarte nach Amerika gelangt, aber die 48'838 Reichsmark landeten für ihn unerreichbar auf einem Sperrkonto. So blieb Eduard Steiner in Wien und damit Brunner ausgeliefert. Das wissen Hirschhorns nicht, als sie sich einfach freuen, ihren geliebten Prater wieder zu sehen. Und tatsächlich scheint auf den ersten Blick vieles wieder wie früher zu sein. «Auch die Musik war wieder da», sagt Gertrude Schneider. «Alles war so wie einst und je – dachten wir. Aber es war nicht so. Die Juden waren nicht mehr da.» Die Heurigenlieder sind zurückgekehrt. Die Komponisten, die Texte, die Sänger nicht. 1939 hatten die Nazis in Wien kurzerhand Musikauftritte in den Weinlokalen verboten, wissend, dass die meisten Heurigenlieder von Juden geschrieben, getextet und gesungen worden waren. Sorgfältig listete das «Lexikon der Juden in der Musik» ihre Namen auf. Bereits im Vorwort jubelte der verantwortliche Referent in der Reichsmusikkammer: «Die Reinigung unseres Kulturlebens von allen jüdischen Elementen ist erfolgt. Klare gesetzliche Regelungen gewährleisten in Grossdeutschland, dass der Jude auf den künstlerischen Gebieten weder als Ausübender noch als Erzeuger von Werken, weder als Schriftsteller noch als Verleger oder Unternehmer öffentlich tätig

sein darf.»¹ Nun freut man sich wieder des Lebens, genießt den Wein und singt die alten Lieder, von denen es noch bis vor kurzem geheissen hatte, dass sie «inhaltsleer» seien, weil «der Jude unschöpferisch ist» und «lediglich nachahmend zu einer gewissen handwerklichen Fertigkeit vordringen [kann] durch sein parasitäres Einfühlungsvermögen». Jetzt also werden die von Juden «umgefälschten abendländischen Tonschöpfungen» wieder gesungen.² Doch was wurde etwa aus dem Komponisten der Prater-Hymne *Schön ist so ein Ringelspiel*. Hermann Leopoldi war ja bereits 1938 ins KZ Dachau und weiter ins KZ Buchenwald deportiert worden. Dort hatte er auch Fritz Löhner-Beda getroffen, dessen Heurigenlied *Drunt in der Lobau* nun auch wieder mit Begeisterung von allen Wienern gesungen wird. Die Musik war Löhner-Bedas Leben, bis zum letzten Augenblick. Im Winter 1942 habe er schwer krank in Auschwitz noch immer Operettenmelodien gesungen, berichtet jetzt ein zurückgekehrter Mithäftling.³ Vermutlich am 4. Dezember 1942 starb Fritz Löhner-Beda in Auschwitz. Hermann Leopoldi dagegen gelang noch die Flucht nach Amerika, aber sein Wiener Herz konnte in der Neuen Welt nicht sesshaft werden. So kommt er nach Kriegsende wieder nach Wien zurück, aber nicht in das erhoffte Zuhause. Vielmehr erlebt er, dass Fritz Löhner-Beda Recht behielt, als er reimte: «Der Deutsche will die Juden nicht – und nennt sie Hunde und Säue. Doch ihre Lieder singt er gern – das nennt man germanische Treue.»

Auch die 17-jährige Gertrude Hirschhorn stellt fest, dass Wien nicht mehr ihr Wien ist. Es habe schrecklich wehgetan, erinnert sie sich heute, denn sie habe gehofft, mit offenen Armen empfangen zu werden, dass die Leute auf sie zukommen und ihnen sagen würden, wie Leid es ihnen täte und dass sie all das nicht gewollt hätten. «Aber dann hat sich herausgestellt, dass so viele dabei waren. So viele zugestimmt haben.» Und plötzlich sind die anderen Bilder wieder da: Wie am 10. November 1938 die SA ihre Wohnung gestürmt und der Nachbarjunge Rudi alles kurz

Composer
Pianist
Singer
Comedian



HERMANN LEOPOLDI

... he has something of our Will Rogers
something of the French Yvette Guilbert
and much of what was always the spirit of
Old Vienna
Frankford Sea Telegraph

Hermann Leopold!

und klein geschlagen hatte. Wie sie auf offenen Lastwagen zum Bahnhof gefahren wurden und alle zuschauen konnten. Wie am 6. Februar 1942 ein schwer kranker Mann im Schlafanzug in den Deportationszug verfrachtet wurde, der sie alle nach Riga bringen sollte. Ein Mann, den die 14-Jährige gut kannte, denn er war ein Geschäftsfreund ihres Vaters. Aber auch so hätte sie den Mann sofort erkannt, so wie ihn wohl alle im Zug und auf dem Bahnhof erkannten. Der Mann war Sigmund Bosel.

«Sigmund wer?», fragte uns der Kollege in Wien, den wir gebeten hatten, für uns erste Informationen über Sigmund Bosel zusammenzutragen. Wir waren auf den Namen aufmerksam geworden durch den österreichischen Haftbefehl vom 22. November 1961. «Alois Brunner ist wegen des Verdachtes des Verbrechens des Mordes nach den §§ 134 und 135 des Strafgesetzes strafbar und nach § 136 des Strafgesetzes in Haft zu nehmen», heisst es und weiter: «Alois Brunner liegt ferner zur Last, persönlich den Bankfachmann Sigmund Bosel erschossen zu haben.»⁴ Wer also ist dieser Sigmund Bosel? Warum wird ausgerechnet er unter den Tausenden Opfern Alois Brunners namentlich herausgehoben? Als wir unseren Wiener Kollegen das nächste Mal auf den Fall Bosel ansprachen, riet er uns, «lieber die Finger davon zu lassen», denn irgendwie sei dieser Bosel in «krumme Geschäfte» verwickelt gewesen. Schwerreich war der Börsenmakler und Privatbankier, so viel erfuhren wir schnell. 1922 galt er als der «erfolgreichste Veranlagungsspezialist der Republik»⁵, der junge, gut aussehende Mann war der «Shooting-Star» der Wiener Finanzwelt. Er hatte sein Geld zunächst während des Ersten Weltkriegs als Uniformlieferant gemacht, sich dann geschickt an zahlreichen Geschäften und Unternehmungen beteiligt und schliesslich ein eigenes Bankhaus gegründet. Bereits mit Anfang 30 war er zum Verwaltungspräsidenten der alteingesessenen Unionsbank aufgestiegen. Ihm gehörte die renommierteste österreichische Tageszeitung, *Die Neue Freie Presse*, er war Inhaber der Phoenix-Versicherungsgesellschaft und Geschäftspartner der österreichischen Postsparkasse. Letzteres wurde ihm zum Verhängnis. Die Herren der Postsparkasse hofften

mit seiner Hilfe auf grosse Spekulationsgewinne an der Börse, da, wo die wirklichen Profite gemacht werden. Der Bosel wird's schon richten. Und zunächst ging die Rechnung auch auf, doch als 1924 die Kurse der Wiener Börse einbrachen, wendete sich das Blatt. Die Verluste wurden immer grösser, und verzweifelte Umschuldungsaktionen brachten nicht die erhoffte Rettung. Bosel, der zunächst von der Inflation profitiert und riesige Gewinne gemacht hatte, machte nun riesige Verluste. Eigentlich eine ganz normale Unternehmerlaufbahn, wenn der Mann nicht Jude gewesen wäre. Börsenspekulationen sind heute längst salonfähig und selbstverständlich. Ebenso selbstverständlich ist, dass Profit und Moral in den seltensten Fällen deckungsgleich sind und dass, wer viel gewinnt, auch viel verlieren kann. Doch im Fall Bosel ist das Normale plötzlich anrühlich – bis heute. «Weil Bosel noch reicher werden will, weil Wien für den grossen Spekulanten zu klein ist, sucht Bosel Geschäfte in Berlin», heisst es mit deutlich abfälligem Unterton bei Hans Erman, der nach dem Krieg «Aus der Chronik einer Weltstadt» berichtet, allerdings das spätere Schicksal eines «der mächtigsten Männer Österreichs» nicht erwähnt.⁶

Tatsächlich war Sigmund Bosel Anfang der zwanziger Jahre so reich, dass ihm im Hotel Adlon der rote Teppich ausgerollt wurde, wenn er zu Besuch in Berlin war, etwa um Geschäfte mit der Regierung und den Vermögensverwaltern der Hohenzollern zu machen und ganz nebenbei «den Hofzug Seiner Majestät des Deutschen Kaisers und Königs von Preussen» zu erwerben, um fortan selbst «am Schreibtisch des kaiserlichen Salonwagens sitzen»⁷ zu können. Darüber hinaus beteiligte er sich an den Kohlegeschäften der Krupps in Österreich. Über Bosel kursierten Schlagerzeilen wie *Weil ich nicht der Bosel bin, kommt zu mir kaa Rosel hin* und jede Menge Gerüchte über seine Geschäfte, seine Affären und natürlich seinen sagenhaften Reichtum.

Sigmund Bosel stammte aus einer orthodoxen Familie, war selbst ein gläubiger Jude und der jüdischen Tradition entsprechend ein Wohltäter.

Er unterstützte nicht nur seine Familie und bedürftige Gemeindemitglieder, sondern auch seine Heimatstadt. Er finanzierte Suppenküchen und Uniformen für die Feuerwehr, war überall ein gern gesehener Spender und ein überzeugter Demokrat. Er unterstützte die Wiener Universität, plante, dem Bundeskanzleramt ein Palais gegenüber dem Ballhausplatz zu errichten, das seinen Namen tragen sollte und in dem auch das Zentralarchiv der Republik untergebracht worden wäre. Wenn er mit seiner Limousine durch Wien fuhr, dann salutierten die Polizisten am Straßenrand. Wie hätte er also annehmen können, dass ausgerechnet er in Gefahr sein könnte? Zwar war auch er im Strudel der Wirtschaftskrise untergegangen und schnappte nun finanziell nach Luft, aber noch immer war Bosel einer der bekanntesten Männer der Republik. Zwar hatte die wachsende antisemitische Stimmung ihm zu schaffen gemacht und wohl auch wesentlich dazu beigetragen, dass er sich 1937 im Zusammenhang mit den Verlusten der Postsparkasse wegen Meineids und Steuerhinterziehung vor Gericht verantworten musste, aber noch immer hatte er einflussreiche Freunde in der Politik, allen voran Bundeskanzler Kurt Schuschnigg – fatalerweise, wie sich bald herausstellen sollte.

Im März 1938 war Sigmund Bosel mit seiner Frau und seinen beiden Kindern im Ausland und damit in Sicherheit, aber er fuhr zurück nach Wien, um sich an der Volksabstimmung für die Selbständigkeit Österreichs und gegen den Anschluss an Hitler-Deutschland beteiligen zu können. Er fuhr, weil er es Bundeskanzler Kurt Schuschnigg persönlich versprochen hatte. Er fuhr und wurde sofort verhaftet. Sein Name stand weit oben auf der schwarzen Liste, die die Nazis für den Tag X vorbereitet hatten. Mehr als 67'000 Menschen wurden direkt nach dem Einmarsch Hitlers am 11. März 1938 verhaftet. Vier Jahre lang versuchte Sigmund Bosel verzweifelt, aus Wien herauszukommen. Er wurde enteignet und verlor alles, was er noch hatte. Aus dem einstigen Millionär war ein mittelloser, einsamer, rechtloser Mann geworden und ein Pflegefall dazu, denn er war schwer lungenkrank, hatte aber als Jude kaum



Sigmund Bosel mit seiner Frau Ilka und den Kindern «Julchen» und Alfons

medizinische Betreuung. Am 4. Juni 1939 schrieb er an seine Frau Ilka, die in Prag, nur wenige hundert Kilometer entfernt und doch unerreichbar weit weg war, einen schmerzlichen Liebesbrief.⁸ «Nur wenn ich sterbe, werde ich aufhören, Dich zu lieben... Ich werde alles tun, um mir meine schwache Gesundheit zu erhalten. (Für Dich.)... Auch ich

habe nur einen einzigen Wunsch: Wieder bei uns und Dir zu sein, Geliebte.» Er bittet sie eindringlich, «in diesen schweren Stunden, den Mut nicht zu verlieren» und schliesst: «Gott wird uns nicht verlassen.»

Am Abend des 6. Februar 1942 kommen Brunners Männer in das jüdische Spital am Währingergürtel, um den «Nachtrag» für Transport Nr. 16 von Wien nach Riga abzuholen. Der schwer kranke Mann ist laut ärztlichem Befund «transportunfähig», weshalb er von früheren Transporten regelmässig zurückgestellt worden war – bis zu diesem 6. Februar. Als er die Häscher sieht, bekommt er einen Blutsturz⁹, aber das ändert nichts. «Man hat ihn zum Zug gebracht. Ich werde das nie vergessen», sagt Rita Wassermann, die damals elf Jahre alt war, mit Nachnamen noch Hirschhorn hiess und die Deportationsnummer 872 trug. Gemeinsam mit ihrer drei Jahre älteren Schwester Gertrude und ihren Eltern sass sie bereits seit Stunden im Zug. Keiner wusste, warum die Abfahrt sich verzögerte, bis der Krankenwagen vorfuhr. «Ein Doktor, eine Krankenschwester und der Brunner», erzählt sie, seien dabei gewesen, und dann habe ihr Vater gesagt: «Die haben den Bosel gebracht.» Den Namen kennen Rita und ihre Schwester Trude, aber das Entsetzen in der Stimme des Vaters werden die Mädchen erst viel später verstehen. Für Pinkas Hirschhorn aber ist in diesem Moment wohl klar, wie verzweifelt ihre Lage ist, wenn selbst der schwer kranke Sigmund Bosel keine Chance hat zu entkommen. Einen «gestreiften Pyjama» habe er angehabt, erinnert sich Rita Wassermann, und die Krankenschwester habe ihm dann noch «einen Schlafrock umgelegt».

Wir sitzen im Wohnzimmer des Hauses ihrer Schwester, der Professorin Gertrude Schneider, in New Jersey. Das frei stehende Haus liegt hinter alten Bäumen. Draussen weht die amerikanische Flagge, drinnen tickt die Kuckucksuhr. Doch das ist nicht die einzige Verbindung zum alten Europa. Rita Wassermann und Gertrude Schneider sprechen noch immer ihr wunderbar gepflegtes Wienerisch, und einmal mehr begeben wir uns mit ihnen unwillkürlich auf eine Zeitreise. Während sie reden, versinkt die amerikanische Umgebung und wir landen in Wien in einem

kalten Zug in einer Nacht im Februar des Jahres 1942, als Familie Hirschhorn endgültig ihr Zuhause verliert und Sigmund Bosel jede Hoffnung, dass «der Allmächtige» seine Gebete erhört. «Die Trennung ist nur vorübergehend», hatte er am 17. Mai 1939 an seine Frau Ilka geschrieben und ihr versprochen: «Es kommt der Tag, an dem wir wieder beisammen sein werden, wie früher. Das erlebe ich vom Allmächtigen! Wir müssen wieder mit unseren geliebten Kindern vereint sein.» Alfons und Julchen sind mittlerweile in England, in Sicherheit zwar, aber fern von den Eltern. Erst später werden sie erfahren, dass der Vater nach Riga deportiert worden ist. Und erst sehr viel später wird Julie Marks erfahren, wie ihr Vater wirklich gestorben ist.

«In der dritten Nacht», erzählt Gertrude Schneider, «haben sie ihn herausgeholt und angebunden. Er hat gebeten und gewimmert: ‚Gnade, wenn sie mich schon umbringen wollen, erschiessen sie mich doch. Es ist so kalt.‘» Nur mit einem Schlafanzug bekleidet ist der lungenkranke Sigmund Bosel an einen Waggon gefesselt und Brunner hilflos ausgeliefert, denn anders als sonst hat der diesmal nicht nur die Abfahrt des Zuges persönlich überwacht, sondern ist auch selbst mitgefahren. Er habe Bosel «an die zweite Treppe» gebunden und sich «belustigt, indem er ihm mit der Stiefelspitze immer wieder in den Hals oder ins Gesicht stiess», erinnert sich Gertrude Schneider. Und ihre Schwester Rita ergänzt: «Und er hat ihm alle möglichen Schimpfworte gesagt: Schieber, Wucherer, Drecks – bosel, Saujud, Saujud!» Ihre Mutter habe sich die Ohren zugehalten und zusammengekauert dagesessen, aber die Stimme Brunners sei unüberhörbar gewesen, genauso wie das verzweifelte Wimmern Bosels, sein Weinen und inständiges Flehen: «Haben Sie doch Gnade. Ich habe so viel für Wien getan.» Und Brunners Antwort: «Saujud lüg nicht so. Du hast uns das Geld aus den Taschen gezogen.» Der Bauernsohn aus dem Burgenland, Herr über Leben und Tod eines der bis vor kurzem reichsten Männer Österreichs – welch schauriger Triumph in seiner Karriere. Wie lange mag er ihn ausgekostet haben?

Schwer zu sagen, denn den Zeuginnen erscheint die Zeit wie eine Ewigkeit. «Vielleicht waren es zwei Stunden», meinen sie nach längerem Nachdenken. Vielleicht zwei Stunden, aber mit Sicherheit endlose Todesangst, bis der Schuss fällt. «So ein schreckliches Geräusch!» Die Schwestern schauen sich an, erleben noch einmal das Grauen jenes Augenblicks. «Und dann auf einmal geht die Tür auf, und der Brunner steht da!» Nacht sei es gewesen, aber der Schnee habe das Mondlicht reflektiert und den Blick freigegeben auf den Mann, der fragt: «Hat hier jemand was gehört oder gesehen?» Und der Vater habe sofort geantwortet: «Nein, Herr Hauptsturmführer, nichts.» Der Papa habe schon gewusst, dass er nichts habe hören dürfen. Und so schliesst sich die Tür ihres Wagons wieder. Und dann, erinnert sich Gertrude Schneider, habe Brunner zufrieden das Horst-Wessel-Lied gepfiffen und zu einem anderen SS-Mann gesagt: «Na, jetzt habe ich es gemacht!»

«Um drei Uhr früh gab ihm Brunner I den Gnadenschuss», schreibt die damals 17-jährige Gertrude Hirschhorn über die Tatzeit des Mordes. Der Artikel mit der Überschrift «Die Fahrt ins Grauen» erscheint am 15. Februar 1946 in der Rückkehrer-Zeitschrift *Der neue Weg*. Vier Jahre nach der Tat gibt es also bereits eine eindeutige Aussage über die Ermordung Sigmund Bosels, es gibt zwei Zeuginnen, es gibt einen Täter, und auch die genauen Tatumstände sind bekannt. Trotzdem wird eine wissenschaftliche Veröffentlichung aus dem Jahr 1983, die sich detailliert mit den Verstrickungen Sigmund Bosels an den Spekulationsverlusten der Postsparkasse beschäftigt, für die Umstände seines Todes nur einen dünnen und irreführenden Satz übrig haben. «Auch Bosel ging in Gefangenschaft elend zugrunde; von einem SS-Mann erschossen.»¹⁰ Dabei findet sich «Die Fahrt ins Grauen» nicht nur in archivierten Exemplaren der Zeitschrift, sondern auch in den Wiener Gerichtsakten, denn kurz nach Erscheinen des Artikels kommt die Staatsanwaltschaft zu Hirschhorns und bittet Gertrude, als Zeugin im Verfahren gegen Anton Brunner auszusagen. Die Ermordung Sigmund Bosels, hält

sie da noch einmal fest, gehe auf das Konto Alois Brunners. Doch gegen Anton Brunner, der sie «kommissioniert» hat für den Transport, bleiben auch so genügend Anklagepunkte übrig, die dann am 24. Mai 1946 zu seiner Hinrichtung führen. Die Bevölkerung nimmt regen Anteil an diesem Prozess, und tatsächlich scheint auch die österreichische Justiz entschlossen zu sein, die Täter zur Verantwortung zu ziehen. Wäre Alois Brunner damals gefasst worden, hätte er sich unmittelbar nach dem Krieg in seiner Heimat dem Gericht stellen müssen, er wäre ebenso verurteilt und hingerichtet worden wie sein einstiger Untergebener.

Im Frühjahr 1946 sind auch die Amerikaner noch entschlossen, Nazis aufzuspüren und vor Gericht zu bringen. Sie arbeiten dabei eng zusammen mit den jüdischen Vertretern, die sich im Auftrag der Jewish Agency und der Haganah in Wien aufhalten. Asher Ben Nathan gehört dazu. 1938 gerade noch rechtzeitig nach Palästina ausgewandert, kehrt er nun unmittelbar nach dem Krieg in seine Heimatstadt Wien zurück. Im Gepäck hat er eine Liste mit den Namen von über 700 Kriegsverbrechern. Alois Brunner steht weit oben auf der Liste, kurz hinter seinem Freund und Vorgesetzten Adolf Eichmann. Asher Ben Nathan, den wir in Tel Aviv treffen werden, kommt im Winter 1945 mitten in der Nacht auf Umwegen auf dem Wiener Südbahnhof an. Kalt ist es und unwirklich, denn «dieses Wien», sagt er, «hatte mit dem Wien, in dem ich gelebt hatte, nichts mehr zu tun». Das liegt nicht in erster Linie an den zerstörten Häusern, sondern daran, dass ihm die Menschen fremd sind. So wie Hirschhorn schon erschrocken feststellen mussten, dass die Juden nicht mehr da sind, geht es jetzt auch Asher Ben Nathan. Er trifft niemanden mehr, den er von früher kannte. «Das war eine völlig fremde Stadt!» Unverzüglich macht er sich an die Arbeit, sucht nach untergetauchten Tätern und geht selbstverständlich auch zum Prozess gegen Anton Brunner. Ein Mitarbeiter Asher Ben Nathans, Tuvia Friedmann, der heute ein Dokumentationszentrum zur Verfolgung von Nazi-Kriegsverbrechern in Haifa leitet, spürt Anfang 1946 tatsächlich Alois Brunner

auf. «Tuvia sagte mir», erzählt uns Ben Nathan, «dass er Brunner I in einem Gefängnis der SS-Leute in Salzburg entdeckt habe und dass er darüber die Amerikaner informiert habe. Doch bis die ihn dann erwischen wollten, war ihm die Flucht gelungen.» Zufall, Schlamperei, Absicht? Jedenfalls ist Alois Brunner erst einmal wieder spurlos verschwunden, und Asher Ben Nathan sucht weiter nach dem Mörder seiner Schwiegermutter, die genau wie Hirschhorns, wie Sauerquells und wie Sigmund Bosel nach Riga deportiert worden ist.

Während Asher Ben Nathan noch mit Hilfe der Amerikaner auf Nazi-jagd ist, machen Charlotte Hirschhorn und ihre beiden Töchter Gertrude und Rita bereits erste Erfahrungen mit der eingeschränkten Loyalität der Befreier gegenüber den jüdischen Opfern. Noch immer gibt es kein Lebenszeichen von Pinkas Hirschhorn. Also macht sich seine Frau Charlotte auf den Weg zu einer Cousine ihres Mannes. Sie lebte in einer «privilegierten Mischehe». Vielleicht hat sie den Wahnsinn also unbeschadet überstanden. Doch als Charlotte Hirschhorn dort ankommt, erfährt sie von einer Nachbarin, welche Tragödie sich hier abgespielt hat. Die Hausangestellte, Frau L., die seit mehr als zwanzig Jahren für die Familie gearbeitet hatte, sei nach dem Tod des «arischen» Mannes zur Gestapo gerannt, weil sie die Wohnung haben wollte, und habe die jüdische Witwe denunziert.

Der Hinweis wurde dankbar aufgenommen, die Cousine ihres Mannes deportiert. Fassungslos hört sich Charlotte Hirschhorn die Geschichte an. Frau L. ist nicht da, aber die Nachbarin händigt nach anfänglichem Zögern den Wohnungsschlüssel aus, und so ziehen Hirschhorns in die Wohnung ein, in der noch die Hitlerbilder an der Wand hängen. Als Frau L. und ihr Sohn kurz darauf zurückkommen, schalten die beiden sofort die Amerikaner ein. Tatsächlich entscheidet der zuständige amerikanische Offizier zugunsten der Denunziantin. Nur dank der Hilfe eines sowjetischen jüdischen Offiziers gelingt es Hirschhorns, die Wohnung zu behalten. Aber das Gefühl, nicht willkommen zu sein, ist sehr konkret geworden.

Anni Brunner dagegen dürfte sich gleich heimisch gefühlt haben, denn «die Juden sind weg», nicht aber ihre Freunde oder ihre Familie. Ihre Eltern leben nach wie vor in Wien und haben sie gern aufgenommen. Gemeinsam feiern sie 1945 Heiligabend mit der Tochter und der zwei Tage alten Enkelin Irene. Ein trautes Familienfest in unsicherer Zeit. Einige Monate später, im Mai, steht Anton Brunner vor Gericht, und vermutlich wird Anni den Prozess genau verfolgt und gewusst haben, dass ihr Alois einstweilen besser nicht nach Wien kommen sollte. Jeder Prozesstag belastet ihn zusätzlich, denn Brunner II schiebt jede Verantwortung auf seinen Chef Brunner I. Der frisch gebackene Vater muss daher noch etwas warten, bis er seine Tochter das erste Mal sieht.

Für Anni sind die Zeiten deutlich härter geworden. Gerade mal drei Jahre ist es her, dass sie ihren Chef, den damaligen Leiter der «Zentralstelle für jüdische Auswanderung», in Wien geheiratet hat. Damals schien ihnen Österreich und bald auch die ganze Welt zu gehören. Ein wenig wehmütig mag sie sich daran erinnern haben, wie sie und ihr Mann «anlässlich von Judenaktionen»¹¹ günstig Möbel erwarben für die gemeinsame Villa in der Gustav-Tschermak-Gasse, die praktischerweise «zugunsten des Deutschen Reiches» beschlagnahmt worden war. Wie schön hätte jetzt Tochter Irene in der einstigen Villa der jüdischen Familie Jonas spielen können. Kurze Zeit nach ihrem Hochzeitstag im Oktober 1942 verliessen die letzten beiden «Judentransporte» Wien, die Karriere ihres Mannes war erst am Anfang, und Anni Brunner, die Tochter des Anstreichers Karl Röder, gehörte mit einem Mal zu den einflussreichen Kreisen des Reiches. Vorbei. Die Villa in der Gustav-Tschermak-Gasse steht noch, aber für Anni ist nun der Zutritt verboten. Auch die schönen, so günstig erworbenen Möbel scheinen verloren. Zunächst. Obwohl sie ihr in die Ehe eingebrachtes Vermögen beim Heiratsgesuch im Juli 1942 mit 1'000 Reichsmark angibt¹², werden ihre Eltern im Juni 1956 beim Landesgericht Wien bestätigen, dass ihre Tochter von ihnen 20'000 Reichsmark erhalten habe, mit denen sie die Mö-

bel für die Einrichtung ihrer Villa gekauft habe.¹³ Die Diskrepanz von 19'000 Reichsmark fällt den zuständigen Behörden nicht auf. Vielmehr heisst es in dem Bericht, in dem Anni Röder ein Grossteil des Mobiliars zugesprochen wird, dass es «als erwiesen anzunehmen» sei, dass sie «einen Betrag von RM 20'000 von ihren Eltern erhalten» habe, und es stört die Rechtsfindung auch nicht, dass «Rechnungen und Belege über die Einkäufe nicht vorgelegt werden konnten»¹⁴. Von einer Schätzung der von Anni Brunner als Eigentum aufgeführten Einrichtung vom «Spitzendeckerl» über die «Kaminfigur Bröse Schmidt» und die «Salatschüssel mit Goldverzierung» bis zum «schwarzen Flügel» im einstigen Wohnzimmer hat die Polizeidirektion Wien bereits im April 1956, anlässlich des Antrags von Anni Brunner auf Rückgabe ihres Eigentums, «Abstand» genommen, «da im gegebenen Falle nur das Eigentumsrecht zu klären» sei.¹⁵ Ob also die vermeintliche elterliche Mitgift ausgereicht hätte, um die Einrichtung für das Vorzimmer, das Badezimmer, das Kabinett, das Schlafzimmer, das Speisezimmer, das Herrenzimmer, den Salon, das Dienstbotenzimmer und die Küche zu kaufen, beschäftigt die zuständigen Herren nicht, und so kann Anni nach nur zwei Monaten Bearbeitungszeit schon mal einen Grossteil ihres «Eigentums» in Empfang nehmen. Die kostbarsten Dinge hat ihr Vater vermutlich ohnehin bereits ohne Rechtshilfe auf einem Handkarren aus dem Haus geschafft.¹⁶ Warum ihr nicht auch der Rest der Möbel zusteht, vermag sie gleichwohl nicht einzusehen und legt deshalb vier Wochen später Berufung ein.

Anni Brunner kann sich von Anfang an der verständnisvollen Prüfung ihrer Eingabe sicher sein, denn der Beamte, der ihre «Eigentumsliste» aufnimmt, ist derselbe, der ein Jahr später in seinem Bericht zur Frage, ob ihr Mann Juden misshandelt habe, zu einem durchaus beruhigenden Ergebnis kommt. «Bei den Hauserhebungen», schreibt er am 27.1.1957, «konnten Übergriffe des Alois Brunner gegen den vorgenannten Personenkreis»¹⁷ nicht in Erfahrung gebracht werden, da Brunner meist spät-

abends von seiner Gestapo-Dienststelle in seine Wohnung zurückkehrte und sich bezgl. seiner Dienstverrichtungen nie geäußert hatte.»¹⁸ Brunner war demnach nicht mehr als ein fleißiger Beamter, der ordentlich seinen Dienst versah und bescheiden über seine Überstunden schwieg, kein Grund für Verdächtigungen also.

Sehr viel genauer dagegen schauen die Beamten jetzt auf die Kollaborateure, also auf jene Juden, die zunächst Adolf Eichmann, dann Alois Brunner zur Mittäterschaft gezwungen hatte. Getreu der alten Devise, dass zwar der Verrat, aber nicht der Verräter beliebt ist, wird nun gegen die Vertreter der Israelitischen Kultusgemeinde Wien ermittelt. Die Verstrickungen ihres Leiters Josef Löwenherz und vor allem des Rabbiners Benjamin Murrelstein, aber auch des Leiters des Jüdischen Spitals, Emil Tuchmann, werden genau unter die Lupe genommen. Im März 1949 leitet die Staatsanwaltschaft Wien die Voruntersuchung gegen Benjamin Murrelstein ein. Das Verfahren zieht sich bis 1955 und wird im November dann eingestellt, weil der Aufenthaltsort des Beschuldigten nicht mehr zu ermitteln ist. Murrelstein, der als Lagerältester des KZ Theresienstadt eng mit der SS zusammengearbeitet hatte, sei genauso gefürchtet gewesen wie die SS-Männer selbst, er sei an der Zusammenstellung der Transporte nach Auschwitz beteiligt gewesen und habe seine Privilegien auf Kosten der anderen Lagerinsassen verteidigt, sagen später Zeugen gegen ihn aus.¹⁹ Tatsächlich scheint Rabbiner Murrelstein ein Paradebeispiel für die perfide Methode zu sein, in der die Opfer zu Tätern gemacht wurden, eine Methode, die später als «Wiener Modell» Schule gemacht hat und von Brunner nach Berlin und Saloniki, nach Paris und Bratislava exportiert worden war.

Am 13. Oktober 1939 hatte Adolf Eichmann angeordnet, dass sechs namentlich aufgeführte «jüdische Funktionäre ... an dem ersten Transport teilnehmen sollen».²⁰ Murrelstein gehörte dazu. 34 Jahre ist er damals, ein gebildeter, kultivierter Mann, promoviert, verheiratet und voller Hoffnung für die Zukunft, die nun so plötzlich vorbei sein soll. Bereits zwei Tage vorher schreibt Josef Löwenherz als Amtsdirektor und

Leiter der Israelitischen Kultusgemeinde an die «Zentralstelle für jüdische Auswanderung» und bittet um «Abstandnahme von der Entsendung des Dr. Benjamin Israel Marmelstein nach Mähr. Ostrau»²¹, weil «ohne seine Mitarbeit der schwierige und komplizierte Apparat der Kultusgemeinde direkt gefährdet erscheinen würde». Zum Beleg verweist Löwenherz auf die Leistungen des ihm unmittelbar unterstellten Marmelstein «bei der Zählung der Juden in Wien, Einrichtung des Zählkatasters, Anstellung aller erforderlichen Berechnung, und Unterlagen, bei der Erfassung der Anzahl der Juden mit Vermögen unter RM 5'000,- und über RM 5'000,-», und er hebt hervor, dass Rabbiner Marmelstein «auch in der Lage [ist], in der Frage der Umsiedlung der Juden von Wien nach Polen sehr wertvolle Dienste zu leisten»²². Eichmann lässt sich überzeugen, und Marmelstein wird bis auf Weiteres zurückgestellt. Das bedeutet: Leben auf Abruf und immer die Drohung im Nacken, doch in den nächsten Transport eingereiht zu werden. Marmelstein ist bemüht, sich nicht nur für Löwenherz, sondern vor allem für die SS, für Eichmann und dann für Brunner unentbehrlich zu machen. So hält er «flammende Begeisterungsreden», um Juden zur freiwilligen Umsiedlung nach Polen zu bewegen.²³ Er fordert andere auf, sich zum Transport zu melden, um selbst der Deportation zu entgehen. Im Herbst 1942 aber geht er dann doch «auf Transport», allerdings nicht nach Polen in die Vernichtung, sondern nach Theresienstadt. Dort gehört er zu den «prominenten Lagerinsassen» und hat sogar eine eigene Unterkunft. Dafür ist er erneut «ein willfähiges Werkzeug der SS»²⁴. Er sorgt dafür, dass mehr Menschen als von der SS verlangt «auf Transport», also in den Tod, geschickt werden, um selbst zu überleben, wie die Zeugin Margarethe Schindler später aussagt. Benjamin Marmelstein wird dafür nicht gerichtlich zur Verantwortung gezogen, weil er nach dem Krieg unauffindbar bleibt, aber vielleicht hat er mit dem Verlust seiner Würde und seiner Identität als Jude ohnehin genug gezahlt. «Ich habe gehört», sagt Margarethe Schindler, «dass sich Marmelstein in Rom

beim Vatikan als Bibelforscher aufhalten soll. Er soll sich haben taufen lassen und den Namen seiner Mutter angenommen haben.»²⁵ Ob die Vorwürfe gegen Murrelstein stimmen, ob er auf dem schmalen Grat zwischen gerade noch vertretbaren Kompromissen um des Überlebens willen und schuldhafter Mittäterschaft abgestürzt ist, ist allein aus den Akten nicht zu schliessen. Er sei «viel zu jung für diesen Posten» gewesen, meint Willi Stern «über Murrelstein, den berühmt-berüchtigten Oberrabbiner von Wien», aber er sei «sicher kein Kollaborateur» gewesen. Möglich, wahrscheinlich sogar, dass Stern bei der Bemessung der Schuld einen grosszügigeren Massstab anlegt als etwa Otto Fleischmann, als «allein übrig gebliebener von einer zehnköpfigen Familie»²⁶. Stern dagegen hat überlebt, weil er für Murrelstein die schönen, akkuraten Statistiken angefertigt hat, geholfen hat, jene «Zählkataster» zu erstellen, die Josef Löwenherz als das grosse Verdienst Murrelsteins hervorgehoben hatte. Willi Stern also ist mit Sicherheit keiner, der sich zum Richter über Murrelstein aufschwingt, im Gegenteil. «Das Glück, überlebt zu haben», hatte er uns schon bei unserem ersten Gespräch erklärt, sei «eigentlich unverdient für das, was ich gemacht habe. Ich habe nämlich nichts gemacht. Vorher nicht dagegen und nachher war keine Gelegenheit.» Er überlebt. Er kehrt zurück in das Haus, in dem er als Kind aufgewachsen ist. In der Wohnung stehen die Möbel des Vormieters, eines strammen Nazis. Sterns bezahlen dafür Abstand, dann werfen sie sie weg, «weil ich nicht erinnert werden wollte». Willi Stern studiert Medizin und verdient das Geld für neue Möbel. Sein Onkel kommt aus dem KZ zurück, und die Familie versucht, nach dem Krieg da weiterzumachen, wo sie 1938 aufhören musste. Äusserlich scheint das zu gelingen, aber die Erinnerungen sind hartnäckig. Willi Stern, wieder ohne das «gelbe Judenkennezeichen», sagt «Grüss Gott» und «Küss die Hand» und ist von anderen Wienern nicht zu unterscheiden, nur dass sein Onkel, «ein ungeheuer gebildeter Universitätsprofessor», zu Hause Zuckerwürfel sammelt und stets eine «Buttersemmel unter dem Kopfkissen versteckt».

Auch Gertrude Hirschhorn und ihre Schwester Rita sehen im Sommer 1945 wieder aus wie andere «süsse Wiener Mädels», und sie hoffen, es schon bald auch wieder zu sein. Sobald der Papa wieder da ist, sobald sie ihre Wohnung wiederhaben, sobald sie wieder zur Schule gehen können und studieren, bald schon, so hoffen sie, wird alles gut werden. Einstweilen aber sitzen sie wie Sterns ohne Geld in einer fremden Woh-



Rita Wassermann (links) und Gertrude Schneider als Kinder in Wien

nung ohne Möbel, denn wie sie haben auch Hirschhorns die Möbel der Vormieter gemeinsam mit deren Hitlerbild als Sperrmüll auf die Strasse gestellt, um nicht erinnert zu werden. So warten und hoffen sie. «Wir haben uns keine Gedanken gemacht», sagt Gertrude Schneider, geborene Hirschhorn.

«Wir dachten auch, dass man uns mit offenen Armen empfangen würde, dass alles eben nur ein Spuk war.» Doch im Sommer 1945 wird der Spuk zur schrecklichen Gewissheit. Die Schwestern gehen in die Suppenküche, um für ihre Mutter, die sich schämt, so arm zu sein, eine Schale auffüllen zu lassen, und um selbst satt zu werden. Die Suppenküche ist aber nicht nur eine Almosenstation, sondern zugleich auch der Treffpunkt der Überlebenden. «Wir sitzen da mit vielen anderen armen Juden und löffeln unsere Suppe», erinnert sich Gertrude Schneider an den Moment, der alle Zukunftspläne über den Haufen warf, «und da kommt ein Bursche hinein, der mit meinem Vater in Buchenwald war. Und wie der uns sieht, sagt er: ‚Grosser Gott, die Hirschhorn-Mädels. Weisst was, dein Vater ist umgekommen. Umgekommen, am allerletzten Tag!‘» Von da an, sagt sie, sei alles anders gewesen, «da waren das dann alles Feinde».

Die Wenigen, die zurückgekommen sind, haben es damit aber auch noch längst nicht geschafft. Bei vielen hat die Kraft nur ausgereicht bis zur Befreiung, aber nicht fürs Weiterleben. Sie sterben, kaum dass sie zurückgekehrt sind. Schwer gezeichnet, krank und ohne Lebensmut. «Und da war niemand da, der mit uns geweint hätte», erinnert sich Gertrude Schneider an die Wochen, als die Freude über das eigene Überleben der Erkenntnis wich, dass es keine Rückkehr mehr gab. «Früher», sagt sie, «da hat, wo immer ich auch hingegangen bin, überall jemand von meiner Familie gewohnt oder von meinen Freunden. Und auf einmal war niemand mehr da. Das war so schrecklich.» Ihre Verzweiflung, ihre Wut und ihr Entsetzen schreibt sie auf, genauso, wie sie es ihrem Vater versprochen hatte. «Sollte ich überleben», hatte sie ihm gesagt, «dann werde ich der Nachwelt alles erzählen, was uns widerfahren ist, und ich werde die Namen der Mörder nennen.» Und so veröffentlicht sie ihren Artikel «Die Fahrt ins Grauen», der sie im Mai 1946 zur Zeugin im Verfahren gegen Anton Brunner machen wird. Sie schildert die Ermordung Sigmund Bosels und die Ankunft im Ghetto in Riga. Auch

uns erzählt sie noch einmal das Unfassbare. Selbst heute, fast 60 Jahre später, ist die Erinnerung an «die Fahrt ins Grauen» nicht verblasst.

Zwei Tage ist Familie Hirschhorn noch unterwegs, zwei Tage, in denen ihnen der Schuss auf Sigmund Bosel in den Ohren hallt. Es ist dieser Mord, der dem Vater endgültig die Augen geöffnet habe über das ihnen bevorstehende Schicksal, wissen die Schwestern heute. Als sie in Riga ankommen, ist es eiskalt. Sie steigen aus. Ihr Gepäck bleibt zurück. Die elfjährige Rita Hirschhorn erwartet, dass jetzt der Mörder Alois Brunner von der Polizei festgenommen wird. Der aber sei sehr herzlich von einem anderen Mann begrüßt worden. Es handelt sich um den SS-Standartenführer Dr. Rudolf Lange, den Lagerleiter von Riga, den Brunner aus Wien kennt. Lange habe sich dann ihnen zugewandt, aber völlig anders als erwartet. Höflich sei er gewesen und habe ihnen gesagt, dass es noch ein langer Fussmarsch bis ins Lager sei. Für diejenigen, die sich zu schwach fühlten, hätten sie deshalb Autobusse bereitgestellt, die sie doch bitte nutzen sollten. Sie könnten dann bereits für die, die später zu Fuss ankämen, einen Platz vorbereiten. Die kleine Rita ist erschöpft und übermüdet. Sie friert und will unbedingt mit dem Bus fahren. Der Vater sagt nein. Sie aber will auf keinen Fall zu Fuss gehen, quengelt weiter, bis der Vater die Nerven verliert und ihr eine Ohrfeige gibt. Plötzlich sei Lange aufmerksam geworden, erzählen die Schwestern, und habe gefragt, was denn da los sei. Das Mädchen erzählt dem höflichen Offizier, dass sie mit dem Bus fahren wolle, der Vater es aber nicht erlaube. Erst sehr viel später wird Rita verstehen, in welcher Gefahr sie in diesem Augenblick schwebt. «Kinder müssen tun, was die Eltern sagen», habe Lange ihr geantwortet. Und so sei sie bei der Familie und damit am Leben geblieben. Denn kaum sind die anderen 700 Menschen in die Busse gestiegen und weggefahren, sei derselbe höfliche Offizier ein ganz anderer geworden. «Ihr blödes Volk kommt mal her», habe er gerufen, und Brunner habe höhnisch dazu gelacht. «Manchmal denke ich, er hatte Recht», sagt Rita Wassermann bitter, und ihre Schwester Gertrude erklärt, warum: «Wir haben uns selbst se-



Rita Wassermann (links) und Gertrude Schneider in New Jersey. Links im Hintergrund auf dem Kamin die Figur Prinz Eugen.

lektiert.» Jahrzehnte später, als aus Gertrude Hirschhorn die Historikerin Prof. Schneider geworden ist, findet sie heraus, dass die 700 sofort umgebracht wurden. Teilweise wurden sie im Wald bei Riga erschossen, teilweise wurden sie in dem merkwürdig aussehenden Wagen, der neben den Autobussen stand, vergast.

Es sind solche Erinnerungen, die Hirschhorns und all die anderen mit nach Wien bringen und die sie nicht mehr heimisch werden lassen. Und es sind solche Erinnerungen, die die anderen Wiener nicht hören wollen. «Das Interesse war», resümiert Gertrude Schneider, «diese lästigen Ausländer, die sich da in Wien ohne Habe einfanden, so schnell wie möglich loszuwerden.» Dass diese «Ausländer» die einstigen Nachbarn sind, hilft ihnen nicht. «Wir sind auf einmal keine Österreicher mehr gewesen. Wir sind etwas gewesen, das deportiert worden war.» Sie ahmt die Stimmen von damals nach, die sie noch immer hört, und be-

ginnt zu keifen: «Wieso sind Sie auf einmal zurückgekommen? Ich habe geglaubt, Ihr seids alle umgekommen, und auf einmal sind so viele wieder da. Aber solche Leute wie ihr, die kommen ja immer zurück.» Sehr gehässig sei es gewesen. Und als dann auch noch klar geworden sei, dass «der Papa nicht mehr zurückkommt», da habe ihre Mutter beschlossen, nach Amerika zu fahren. Zum Abschied besuchen sie noch das Grab des Grossvaters auf dem Jüdischen Friedhof in Wien und finden den Stein, den der Vater 1941 zum Gedenken dorthin gelegt hat. «Da habe ich den Stein mit nach Amerika genommen. Das war das Einzige.» Den Stein hat Gertrude Schneider heute noch.

Ein besticktes Tuch aus dem Jahr 1935, das Teil ihrer Aussteuer hätte sein sollen, und ein Ölbild des Grossvaters, das ist alles, was Julie Marks, der Tochter des einst so reichen Sigmund Bosel, geblieben ist. Ein Sticktuch und ein Ölgemälde, ein paar Fotos und natürlich die Briefe, die sie so selten liest, weil sie danach nicht mehr schlafen kann. «Mein einzig geliebtes teures Julchen!», steht da in schöner Handschrift. «Mit grosser Ungeduld habe ich auf die erste Nachricht über Euch gewartet. Wie glücklich war ich, heute von Euch selber einen Brief zu bekommen. Die Wirkung war unbeschreiblich. Ihren Ausdruck fand sie darin, dass ich heisse Tränen vergiessen musste. Ihr wisst doch, dass ich nichts mehr besitze, nur Euch geliebte Kinder. Ihr seid der Lichtpunkt in meinem heute so entsetzlich traurigen Leben, der einzige Halt, den ich noch habe.» Diesen Brief schreibt Sigmund Bosel am 17. Mai 1939 nach London, wo sein Sohn Alfons und seine Tochter Julie inzwischen in Sicherheit, aber fern ihrer Eltern sind. «Ich muss über alles, was Euer Leben betrifft, genauestens unterrichtet sein – ich freue mich, dass Ihr gesund und so gut aufgehoben seid. Lernt fleissig, trachtet Versäumtes nachzuholen, seid artig und folgsam», mahnt er und bitet für sie alle: «Der Allmächtige möge Dich auf allen Deinen Wegen begleiten und Euch mit unserer heissgeliebten Mutti und mir bald wieder zusammenführen. Das ist mein heissester Wunsch. Ihr dürft den

Mut nicht verlieren und Euch wegen meines Hierseins keine Sorgen machen. Der liebe Gott wird uns nicht verlassen. Mir geht es ganz gut. Ich bin gesund und weiss, dass wir in nicht allzu langer Zeit noch viele glückliche Stunden miteinander verbringen werden. Nun seid recht herzlich umarmt und tausende Male geküsst von Eurem auf Antwort wartenden Papi.»



Julie Marks

Die Briefe hat Julie Marks von England mit in ihre neue Heimat nach New York gebracht. Dass ihr Vater nicht überlebt und «der Allmächtige» sein Flehen nicht erhört hat, das wusste sie seit Langem, doch erst 1996 erfährt sie die ganze Wahrheit über den Tod ihres Vaters. In der in New York erscheinenden, deutsch-jüdischen Emigrantenzeitung *Aufbau* liest sie einen Artikel von Gertrude Schneider über den Transport nach Riga. Seither weiss sie, wer der Mörder ihres Vaters ist. Drei Monate habe sie danach nicht schlafen können.

«Ich habe immer vor mir gesehen, was Prof Schneider beschrieben hat. Ich wollte nicht daran denken, aber dieser Horror war immer da.» Die beiden Frauen haben sich mittlerweile kennen gelernt und sind heute miteinander befreundet, auch wenn Julie Marks den Artikel am liebsten nicht gelesen hätte. «Da ich nichts daran ändern kann», sagt sie, «wäre es mir lieber gewesen, ich hätte es nicht erfahren. Ich träume noch immer fast jede Nacht davon. Ich sehe ihn vor mir in seinem Schlafanzug, und ich frage mich, ob er Schuhe anhatte oder nicht. Ich sehe vor mir, wie dieser Kerl ihn quält und mein Vater um Gnade bittet und wie Brunner dann genug hat und ihn erschießt.» Am Ende unseres Gesprächs packt sie das Sticktuch, die Fotos und die Briefe wieder weg. Nur die Albträume lassen sich nicht wegräumen und die Verzweiflung darüber, dass sein Mörder bis heute nicht zur Rechenschaft gezogen wurde, sondern unbehelligt in Syrien lebt.

Bei Kriegsende habe sich ihr Mann in Prag befinden, sagt Anni Brunner 1961 aus.²⁷ Sie selbst habe ihren «Gatten nie mehr gesehen» und wisse auch nicht, wo er sich derzeit aufhalte. 1949 beantragt Anni Brunner eine Rente «für Angehörige noch nicht heimgekehrter Kriegsteilnehmer»²⁸, die sie auch zügig zum 1. Januar 1950 gewährt bekommt, zusätzlich zu einer Waisenrente für Tochter Irene. 1958 wird sie geschieden. Scheidung von einem Toten? Erst im Dezember 1972 teilt das österreichische Innenministerium dem zuständigen Landesinvalidenamt mit, Brunner sei vermutlich doch noch am Leben. Das Innenministerium beruft sich dabei auch auf eine Aussage des 1965 nach Deutschland zurückgekehrten Franz Rademacher, ehemaliger NS-Judensachbearbeiter im Aussenministerium, der bestätigt, Brunner noch 1964 in Damaskus gesehen zu haben. Das Landesinvalidenamt braucht dann noch einmal knapp zwei Jahre, um die Rentenzahlungen zum 1. September 1974 einzustellen, eine Rückforderung der zu Unrecht angewiesenen Rentenbezüge kam aber nicht in Betracht.²⁹

Bereits 1945 stellt Charlotte Hirschhorn einen Antrag auf Rückgabe

ihres Eigentums, darunter die Porzellanfigur des Prinzen Eugen, die ihrer Familie in der Pogromnacht des 9. November 1938 geraubt worden war. Doch erst 100 Briefe und 41 Jahre später gelingt es ihrer Tochter, Prinz Eugen aus den Räumen des Klosters Mauerbach, wo er eingelagert war, herauszuholen. Als sie aus New York anreist, um ihn persönlich abzuholen, sieht sie, dass er noch immer in derselben, von ihrer Mutter handbestickten Decke eingewickelt ist, die die Räuber damals zum Transport benutzt haben. Doch die Decke wird ihr nicht ausgehändigt, weil sie nicht zweifelsfrei nachweisen kann, dass sie von ihrer Mutter ist. Aber auch Prinz Eugen selbst wird ihr nur höchst widerwillig überlassen, handelt es sich doch um «österreichisches Kulturgut», wie ihr beschieden wird.

Das Eigentum jener Wiener, die weniger hartnäckig sind und vor allem jener, die keine Ansprüche mehr stellen können, weil Brunner sie ermorden liess, wird nach zähem Ringen schliesslich im Oktober 1996 zugunsten der Überlebenden des Holocaust in Wien versteigert. Hofrat Paul Gross, der im Herbst 1996 als Vorsitzender der jüdischen Gemeinde einer der Schirmherren dieser Auktion ist, kennt das Leben, von dem die Kunstschatze zeugen, genau, das Leben des jüdischen Wiens. Aus der Wohnung der Familie Gross wurde nichts gestohlen. Sie seien nicht so vermögend gewesen, dass es sich gelohnt hätte. Ihm aber ist etwas ganz anderes gestohlen worden. Rund 40 Mietparteien habe es bei ihnen im Haus gegeben. Mit allen seien sie gut ausgekommen, aber von einem Tag auf den anderen habe man Unterschriften gesammelt, um zu erreichen, dass «wir das Haus, in dem schon die Grosseltern wohnten, verlassen mussten. Plötzlich konnten sie es nicht mehr ertragen, mit uns zu leben.» Was ihm da gestohlen worden sei, sagt Hofrat Gross in seiner bedächtigen und jedes Wort wägenden Art, sei das Vertrauen in die Menschen, das Zuhause. «Ich konnte nie mehr naiv vertrauen.» 13 Jahre war Paul Gross alt, als Hitler kam, 20 war er, als alles vorbei war. Er habe überlebt, sagt er, «aber als ein anderer», einer, der kein Zuhause mehr hatte. Paul Gross kehrt erst 1957 nach Wien zurück,

aber auch für ihn ist es eine fremde Stadt geworden. Wenn er mit seiner Frau durch die Strassen geht, kann er ihr zwar das Haus zeigen, in dem er geboren wurde, aber «niemand kennt mich dort. Jedenfalls nicht als der, der ich gewesen bin.» Und dann zitiert der alte Herr das Sprichwort, dass Erfolg viele Väter hat, Misserfolge aber Waisen sind. «Alois Brunner», sagt er, «hat unsere Verwaistheit zu verantworten.» Den einen hat er das Leben genommen, den anderen die Familie, das Vertrauen in die Menschen und das Zuhause.

12 Ein falscher Pass, gute Freunde und eine neue Heimat

Wer auf der Flucht ist, versucht, keine Spur zu hinterlassen. Brunner hinterlässt deshalb in den Jahren zwischen 1946 bis 1950 nur wenige zuverlässige und verwertbare Fährten. Die meisten Erkenntnisse stammen aus dem schon mehrfach zitierten Interview, das der Kriegsverbrecher 1985 einem Journalisten der Illustrierten *Bunte* gegeben hat. Wer ist eigentlich dieser Journalist, der da eines Tages in Syrien den grössten noch lebenden Kriegsverbrecher vor sich hat und ihn in aller Ruhe befragen darf?

Wir versuchen, diesen Journalisten ausfindig zu machen, was sich überraschenderweise als höchst kompliziert erweist. Die in zwei Folgen erschienenen, spektakulär («weltexklusiv») aufgemachten Artikel unter dem Titel «Er ist, was er war: Ein Feind der Juden» sind nämlich nicht namentlich gekennzeichnet, und auch die brisanten Exklusiv-Fotos, auf denen Brunner als gebrechlicher alter Mann zu sehen ist, erscheinen ohne Quellenangabe. Nachdem wiederholte Anrufe bei der Chefredaktion der *Bunten* in Offenburg und auch in München uns nicht weiterbringen, weil man sich das eine Mal nur ungefähr an ein solches Interview erinnern will, das andere Mal behauptet, es fänden sich im ganzen Haus keinerlei Unterlagen mehr dazu, seltsamerweise auch keine Honorarabrechnungen, die einen Hinweis auf die Urheberschaft erlaubten, bleiben nur noch die Ermittlungsakten der Frankfurter Staatsanwaltschaft. Hier, so denken wir, müsste es ein Leichtes sein, wenigstens den Namen des Journalisten zu finden, um so an weitere Informationen zu gelangen, an Hintergründe, an Spuren.

Also besuchen wir Oberstaatsanwalt Klein erneut, der uns wieder freundlich, aber ohne jedes erkennbare Interesse am Fortgang unserer Recherchen empfängt. Der Tag seiner Pensionierung ist inzwischen noch ein wenig nähergerückt, und er scheint fest entschlossen, sich auch durch lästige Kundschaft nicht aus der Ruhe bringen zu lassen. Aber auch der Anruf bei der Pressestelle der Frankfurter Staatsanwaltschaft, der notwendig war, um mit Klein einen Termin zu vereinbaren, vermittelte bereits diesen Eindruck. Oberstaatsanwalt Job Tilmann zeigte sich nämlich sichtlich erstaunt. «Sind Sie denn immer noch an dem Brunner dran?», fragte er leicht spöttisch amüsiert, aber in offenkundiger Verkenning der eigentlichen Aufgabenverteilung bei der Verfolgung eines Kriegsverbrechers.

Aber immerhin, wir sitzen dann doch wieder vor dem altersschwachen Schreibtisch des Oberstaatsanwaltes, der sich schliesslich doch noch wohlwollend unseren Fragen, zum Beispiel auch der nach dem Urheber des Aufsehen erregenden *Bunte*-Artikels, stellt. «Keine Ahnung», sagt Klein. Keine Ahnung? Nein, in den Ermittlungsakten findet sich kein Hinweis auf die Urheberschaft dieses ebenso sensationellen wie skandalösen Interviews mit einem Mann, dem immerhin die Ermordung von über 120'000 Menschen zur Last gelegt wird. Hans Eberhard Klein, nun selbst ein wenig unruhig geworden, prüft noch einmal den infrage kommenden Ordner, um dann zu bestätigen, was uns mittlerweile schwant: Selbst ein Jahrzehnt nach diesem Skandalinterview hat sich noch immer keine Strafverfolgungsbehörde an die Arbeit gemacht, dieser Spur ernsthaft zu folgen, sondern das Interview ein Interview sein lassen. Um auch uns zu vergegenwärtigen, was dies heisst, fassen wir ungläubig zusammen: 1985 erscheint ein Interview mit einem international gesuchten Massenmörder. Es gibt neue Fotos dieses Mannes. Er darf ausführlich und rechtfertigend darlegen, wie und warum er zum Beispiel die Wiener Juden («Dreckszeug») hat deportieren und ermorden lassen, und die deutsche Justiz liest in aller Seelenruhe mit?

«Das muss dann wohl so gewesen sein», bestätigt, nun noch eine

Spur nervöser, Oberstaatsanwalt Klein, dem klar wird, dass die deutsche Justiz hier keine gute Figur macht. Waren vielleicht die Kollegen in Köln damit befasst? «Nicht, dass ich wüsste.» Unseren Vorschlag, man könne bei der *Bunten* entsprechende Unterlagen vielleicht noch beschlagnahmen – ein Vorschlag, der keinem Journalisten leicht über die Lippen geht –, wehrt Oberstaatsanwalt Klein entschieden ab. Das habe keinen Sinn, schliesslich müsse «man» davon ausgehen, dass das fragliche Interview von einem freien und nicht von einem festen Mitarbeiter der Redaktion geführt worden sei. Was ihn zu dieser Mutmassung veranlasst, verrät Klein nicht; sie entpuppt sich ohnehin rasch als das, was sie ist: ein hilfloses Argument für die eigene Tatenlosigkeit. Weil man nichts finden will, geht man fest davon aus, dass man nichts finden wird. Klein muss zwar einräumen, dass Staatsanwälte sonst nicht ganz so zurückhaltend sind, wenn es darum geht, in deutschen Redaktionsstuben nach Unterlagen und Akten zu stöbern und Beschlagnahmungen durchzuführen, aber solche Durchsuchungen seien, und dabei blättert er in einem schmalen juristischen Taschenbuch, eigentlich illegal. «Illegal?» – «Ja, illegal», bestätigt Klein hilflos lächelnd wie ein Kind, das beim Naschen erwischt wird. Das verblüfft dann doch ein wenig, fordert Widerspruch heraus, selbst bei der ihm zuarbeitenden Staatsanwältin, die nun auch ein bisschen fassungslos wirkt. Ob man mit der gleichen Seelenruhe an ein Exklusiv-Interview mit RAF-Terroristen wie Andreas Baader oder Ulrike Meinhof herangegangen wäre, wollen wir wissen. Verlegenheit, peinliche Pause. Keine Frage: Die *Bunte* muss sich wegen Nachstellungen durch die Strafverfolgungsbehörden keine Sorgen machen, hier bewegt sich vermutlich nichts mehr. Klein vermittelt uns den Eindruck, dass er die Akte Brunner unter Verschluss hält und sie, komme, wer da wolle, nicht mehr öffnen oder sie gar aus eigener Anstrengung vervollständigen wird – es sei denn, der Gesuchte stünde plötzlich vor der Tür.

Wir finden den Journalisten, der Brunner interviewt hat, auch ohne die Hilfe der Frankfurter Staatsanwaltschaft. Er will aber seine Identität

nicht preisgeben, da er vielfältige und gute Geschäftsbeziehungen nach Syrien hat, die er nicht gefährden möchte. Deshalb wird er in diesem Buch wie schon in unserem Film nur Dr. D. aus X bleiben.

Dr. D. hat für uns schon sein schmales Dossier zu Alois Brunner vorbereitet. Auf seinem aufgeräumten Schreibtisch liegen die begehrten Fotonegative mit dem Motiv: Brunner in Syrien. Seine Frau habe die Bilder damals gemacht, an den allgegenwärtigen, syrischen Sicherheitsbeamten vorbei, aber durchaus mit Billigung Brunners, der sich ohnehin angetan gezeigt habe, dass sich jemand für seine Geschichte interessierte. Dr. D. habe der Name Brunner damals nicht viel gesagt, und an den Auftrag sei er nur deshalb gekommen, weil er gerade die Tagebücher von Josef Mengele, die der *Bunten* angeboten worden waren, als Historiker bearbeitet und ihre Veröffentlichung in der Illustrierten wissenschaftlich betreut hatte. «Dahinten sind sie übrigens», sagt Dr. D. und deutet auf einen verstaubten Pilotenkoffer in der Ecke seines Büros, in dem sich eng beschriebene Hefte aus der Feder des Folterarztes finden, deren Inhalt aber eher dürrig sei, wie er im Nachhinein befindet. Aber das sei ja auch eine ganz andere Geschichte, die ihm gleichwohl letztlich diesen anderen Auftrag der Redaktion eingebracht habe. Alles sei damals ziemlich rasch gegangen, sodass er nicht besonders vorbereitet im September 1985 dem Massenmörder in dessen kärglicher Wohnung in Damaskus plötzlich gegenübergestanden habe: «Der Mann war untersetzt, eine hohe Stirnglatze, alles andere als elegant. Eine vernitterte Hose, ein leicht fleckiges Hemd, am Kragen offen», erinnert sich Dr. D. anhand seiner schriftlichen Notizen, die er neben den Fotonegativen ausgebreitet hat.

Der Kontakt zu Brunner war über eine Verbindung in der Schweiz und von dort über einen Kontaktmann in Syrien hergestellt worden. Ansonsten war es alles andere als eine verzwickte Recherche, denn Brunners Aufenthaltsort in Syrien war schon Anfang der sechziger Jahre kein Geheimnis mehr: 7, Rue Georges Haddad, Damaskus.



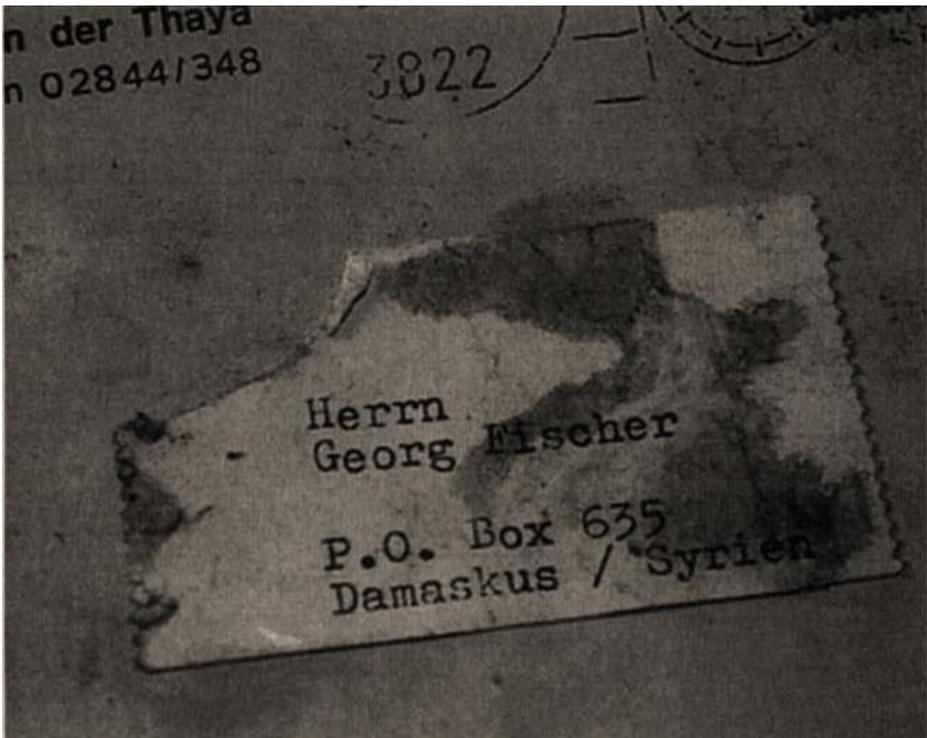
Brunner 1985 in Syrien. Das Foto wurde von den Sicherheitsbeamten unbemerkt aufgenommen

Einmal dort angekommen, hatte Dr. D. nur noch an Brunners Wohnungstür in der 2. Etage klopfen müssen. Eine Stimme habe sich auf Arabisch gemeldet, vermutlich mit der naheliegenden Frage, wer da sei. Diese wurde zu Dr. D.s Verblüffung von zwei unbemerkt im Treppenhause aufgetauchten Polizisten des syrischen Geheimdienstes beantwortet, woraufhin Brunner sofort aufsperrte und den Gast aus Deutschland willkommen hiess. Was er dann sah, erstaunte ihn: Ein Wohnzimmer, das einer Gefängniszelle ähnlicher war als einem behaglichen Zimmer.

Die Einrichtung bestand nur aus einem einfachen Tisch und einem Hocker, einer Pritsche und einer Bank. Brunner habe sich sichtlich gefreut, meint Dr. D., dass mal wieder einer bei ihm vorbeikomme und Deutsch mit ihm spreche. «Ich hatte den Eindruck eines sehr einfachen Menschen, wenn nicht eines primitiven Menschen», erinnert sich Dr. D. an die Begegnung mit Alois Brunner, aber er habe zu keinem Zeitpunkt auch nur den geringsten Zweifel gehabt, dass es sich bei diesem Mann um Brunner handelte. Er habe ihn vier- bis fünfmal besucht, und Brunner habe jedes Mal bereitwillig Auskunft gegeben. Am Ende hätten sie sogar eine kleine Rundreise durch Syrien gemacht, bei der auch die meisten Fotos entstanden seien, keine Hochglanzbilder, sondern Schnappschüsse, die seine Frau geschickt an den Geheimdienstoffizieren vorbei geschossen habe.

Zum Abschluss seines Syrienbesuches hat sich Dr. D. damals ein ganz besonderes Souvenir von Brunner erbeten. «Hier», sagt er, «da war die zweite Bombe drin.» Vor uns liegt ein Briefümschlag. Gut lesbar die Anschrift: «Dr. Georg Fischer, P. O. Box 635, Damaskus/Syrien», und auch der Absender ist erhalten: «Verein Freunde der Heilkräuter, A-3822 Karlstein, an der Thaya, Hauptstrasse 17.» Das ganze Paket war für Brunner vertraut frankiert: Mit einer Zehn-Schilling-Marke, die ein hübsches, heimatliches Motiv aus dem Burgenland zeigt, und einer Zwanzig-Schilling-Marke «Niederösterreich». Doch nicht nur deshalb schöpft er keinen Verdacht, als er am 1. Juli 1980 diese Post öffnet. Er hat bereits drei vergleichbare Sendungen mit Schriften des «Kräuterpfarrers Weidinger» erhalten. Brunner hat sie selbst bestellt und freut sich über den Gruss aus der Heimat. Diesmal ist das Paket zwar dicker als sonst, aber auch das ist nicht Besorgnis erregend. Im Juni hatte der Verein ihn schriftlich informiert, dass die «bestellten Mappen ‚Aus der Apotheke Gottes‘ mittlerweile den Titel ‚Heilkräuter – Geschenke Gottes für deine Gesundheit‘» tragen und «nunmehr nur in gebundener Form» geliefert würden. «Der Inhalt ist der Gleiche ge-

blieben», heisst es mit freundlichen Grüssen. Tatsächlich aber zerfetzte ihm der Inhalt alle Finger der linken Hand mit Ausnahme des Daumens. Vier Tage zuvor hatte übrigens auch gerade Brunners Schutzpatron, der syrische Staatspräsident Hafis al-Assad, ein Attentaüberlebt.



Bis heute ist ungeklärt, wer 1980 die Briefbombe schickte

Die Wege Brunners bis nach Syrien sind verschlungen und undurchsichtig. Sie lassen sich nur in Grundzügen beschreiben. Es gibt wenig verlässliche Dokumente. Auch Didier Epelbaum bleibt in seinem Buch *Alois Brunner* auf Spekulationen und auf das in der *Bunten* erschienene Interview angewiesen. Das liegt auch daran, dass Brunner vorsichtiger

geworden ist, was ihn nicht davon abhält, den Kontakt zu alten Kameraden des Sicherheitsdienstes zu pflegen, die nach dem Krieg wieder Karriere gemacht haben. Dr. D. nennt als Beispiele Werner Best und Helmut Retzek, zwei Männer, die Brunner im Frühjahr 1950 noch in Deutschland getroffen haben will. Ob sie ihm später auf seinem Weg in den Nahen Osten behilflich waren? Schon möglich. Die nötigen gesellschaftlichen Verbindungen hatten sie schon sehr bald wieder geknüpft.

Brunner und Retzek kennen sich aus Nizza. Während der eine im Hotel *Excelsior* Gefangene folterte, sorgte der andere vom Hotel *Ermitage* aus für den reibungslosen Ablauf bei der Jagd nach Juden und Mitgliedern der französischen Resistance. SS-Hauptsturmführer Retzek war von September 1943 bis April 1944 Leiter des SD, also deutscher Polizeichef in Nizza und damit eine unersetzliche Stütze bei Brunners Razzien und Verhaftungen. Auch Helmut Retzek, dessen Schergen im Auftrag Brunners in Südfrankreich gnadenlos auf die Jagd nach Juden gingen, hat sich unbeschadet in die Nachkriegszeit retten können. Er bleibt auch nach 1945 seinem Beruf treu, geht zur Kripo und wird 1965 Leiter der Wasserschutzpolizei in Duisburg, wo er 1967 als Kriminalhauptkommissar pensioniert wird. Es fällt nicht schwer, sich vorzustellen, wie Brunner und Retzek bei einem frisch gezapften Bier den einen oder anderen Schwank aus «wilderer» Zeiten ausgetauscht haben. Ob und wenn ja, wie Retzek dem alten Kampfgefährten bei seiner Flucht geholfen hat, wird sich nicht klären lassen. Aber er gehörte vermutlich zu einem Netzwerk aus alten Kameraden, ebenso wie Werner Best, ein führender Funktionär des NS-Regimes, der, ähnlich wie Brunner, keinen prominenten Namen hatte und nur wirklich Eingeweihten etwas sagte. Best, bis 1940 Stellvertreter Heydrichs, war zwei Jahre in Frankreich Leiter der deutschen Militärverwaltung und damit derjenige, der die Vorbereitungen für die «Endlösung der Judenfrage» in Frankreich schaffte, die zuerst Theodor Dannecker, dann Brunner ausführte. Er kannte Brunner. Wie gut die beiden sich kannten, muss dahingestellt

bleiben, aber allein der Umstand, dass man sich jetzt in einer ähnlich unbequemen Lage befand, wird zusammenschweisst haben.

Mit Retzek oder Best und anderen in Kontakt zu kommen, dürfte Brunner in den ersten Nachkriegsjahren nicht sonderlich schwer gefallen sein, die Herren arbeiteten praktisch vor seiner Tür. Best, der ehemalige SS-Topjurist, ist seit 1951 in der Anwaltskanzlei des einflussreichen FDP-Politikers Dr. Ernst Achenbach in Essen beschäftigt, der wiederum einflussreicher Leiter der Politischen Abteilung der Deutschen Botschaft im besetzten Paris gewesen war und natürlich wusste, wer Brunner ist und was er in Paris im Namen Eichmanns erledigte. Achenbach hatte schon 1946 eine Anwaltskanzlei in Essen eröffnet, die sich bald guten Zulaufs erfreuen darf, er gilt rasch als «Modeanwalt der Ruhrmetropole».¹

Aber Achenbach ist nicht nur Jurist, er ist auch ein angesehener Politiker. Als Landtagsabgeordneter und Vorsitzender des Aussenpolitischen Ausschusses der FDP wird er zum Beispiel zusammen mit seinem Sozius Best im Spätherbst 1952 beim liberalen Parteifreund Bundesjustizminister Thomas Dehler vorstellig, um eine zweite Amnestieinitiative für Nazitäter im Deutschen Bundestag voranzubringen.² Überhaupt sollte Dehler die Justizverwaltungen der Länder bei der Verfolgung alter Nazis zum «Kurtzreten» veranlassen. Achenbach, 1947/48 Verteidiger im I.G.-Farben-Prozess, ist bald das entscheidende Sprachrohr der Amnestiebefürworter in den fünfziger Jahren.³ Solche Anstrengungen dürften in Brunner die nicht ganz unberechtigte Hoffnung ausgelöst haben, ungeschoren davonzukommen. Er musste sich nur ruhig verhalten und sich solcher Kontakte geschickt bedienen.

Doch zunächst brauchte seine falsche Identität als Alois Schmaldienst, die er, wie bereits beschrieben, unmittelbar nach dem Krieg angenommen hatte, endlich einen soliden Boden, einen echten Pass also, der ihm dann auch wieder die unbeschwerte Heimkehr nach Österreich und zu Frau Anni und Tochter Irene ermöglichen sollte. Die Arbeit erledigt ein gewisser Franz K., ein Kleinganove und Stammgast im Café

Persoonsbeschreibung – Signalement:

Metallmechaniker

Ort und Datum der Geburt: *Haukenberg 9. 5. 1910*

Vater und Mutter: *Wilmfried, Wilhelmine*

Wohnort: *Wien*

Farbe der Augen: *blau*

Farbe der Haare: *brun*

Besondere Kennzeichen: *keine*

Signaturen: *keine*

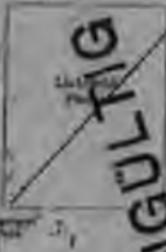
Kindertafel – Enfants:

Alter	Geschlecht
<i>keine</i>	<i>keine</i>

Abbildung des Inhabers:



Abbildung der Frau:



Unterschrift des Inhabers:

keine

Abbildung der Frau:

keine

Stempel:

Österreichische Bundesregierung

Verlängerungen – Renouvellements:

Land, für welche dieser Heiße: ist gilt:

FÜR ALLE LÄNDER EUROPAS

Nord- u. Südamerika

Dieser Heiße: ist an:

3. Juli 1954

(falls er nicht verlängert wird, 4 Monate de renouvellement.)

4. Juli 1949

Stempel:

Österreichische Bundesregierung

20. Juli 1949

23. Juli 1949

Wien

Vertical text on the left: UNGÜLTIG

Vertical text on the right: UNGÜLTIG

Der gefälschte österreichische Pass Alois Brunners, alias Alois Schmaldienst, aus dem Jahr 1949

Kernstück im 9. Bezirk in Wien. Für einen Vorschuss von 1'000 Schilling und weiteren 3'300 Schilling bei Ablieferung macht sich K. ans Werk, indem er erst einmal verschiedene Reisepässe aufkauft, die er dann zu einem neuen Ausweis zusammenführt. So entsteht ein veritabler Pass auf den Namen Alois Schmaldienst mit der Seriennummer A 455589, gültig «für alle Staaten Europas u. Nord- u. Südamerika». Zusätzlich hat er ein Visum für Italien und Deutschland.⁴ Um dem Pass seinen letzten Schliff zu geben, muss das Visum verlängert und mit einem echten Stempel geadelt werden. Ein raffinierter Trick, um einer Fälschung den Anschein von Echtheit zu verleihen. Dazu schickt Franz K. Anfang Oktober 1950 seine Schwester Leopoldine zum Permit Office der High Commission im 1. Bezirk, der für Passangelegenheiten zuständigen Besatzungsbehörde. Leopoldine, die mit einem der Passbeamten gut bekannt ist, soll den Sichtvermerk für Westdeutschland eintragen lassen. Doch die Beamten werden stutzig. Der Pass hat doch zu offensichtliche Schönheitsfehler. Sie verständigen umgehend telefonisch das österreichische Innenministerium über ihren Anfangsverdacht, der sich rasch durch eine eingehende kriminaltechnische Untersuchung erhärtet. Der Pass des Alois Schmaldienst, auf den Brunner in Essen so dringend wartet, kommt nicht zum Einsatz. Er erweist sich vielmehr als eine dreiste Fälschung. Die Experten erkennen schnell, dass er aus vier verschiedenen, zum Teil gestohlenen oder verloren gegangenen Pässen zusammengeschustert worden ist, indem der Fälscher ungeniert Namen ausradiert, Eintragungen ausgewaschen, Lichtbilder ausgetauscht und Vermerke nachgezogen hat.⁵

Natürlich wird zunächst der echte Alois Schmaldienst vernommen, der aber durchaus glaubhaft machen kann, dass weder das im Pass eingetragene Geburtsdatum das seine ist noch das Lichtbild ihn darstellt: «Ich glaube in dem Foto mit 90% Sicherheit meinen Cousin Alois Brunner zu erkennen»⁶, sagt Schmaldienst bei dieser Gelegenheit aus. Der Cousin sei «der Sohn der Schwester meiner Mutter», ergänzt er,

um Missverständnisse auszuräumen. Den Cousin habe er aber das letzte Mal 1938 gesehen. Und überhaupt: Ein Pass sei ihm nie abhanden gekommen. Bald darauf wird der Passfälscher K. verhaftet und wegen Urkundenfälschung zu einer Gefängnisstrafe verurteilt. Er stirbt 1951. Wer nun erwartet, dass sich nach diesem Vorfall die Verfolgungsbehörden eingehend mit Brunner beschäftigt hätten, irrt. K. darf sich auf einen ihm unbekanntem Dunkelmann berufen, der ihm den Auftrag gegeben habe. Nachgefragt wird nicht, die neue Spur erst gar nicht weiterverfolgt. So muss Brunner die Panne mit seinem Pass auch nicht weiterbeunruhigen. Er lebt weiter unauffällig und unbehelligt in Essen-Heisingen, Am Stauseebogen, als wäre nichts gewesen. Bis Januar 1954 ist er dort polizeilich als Alois Schmaldienst gemeldet, dann erst sei er «mit unbestimmtem Aufenthalt verzogen», wie das Bundeskriminalamt Wiesbaden den später anfragenden Behörden in Wien gerne bestätigt.⁷ Dass man gerade durch puren Zufall einem hochkarätigen Kriegsverbrecher auf der Spur ist, nimmt offenbar niemand wahr. Die Staatsanwaltschaft Essen liess Schmaldienst, alias Brunner, lediglich «wegen falscher Namensführung ... zur Aufenthaltsermittlung» ausschreiben, und die Polizeidirektion Wien nimmt auch dies einfach nur zu den Akten. Wir schreiben den 23. Juni 1954. Ein halbes Jahr zuvor ist Brunner in Frankreich zum Tode verurteilt worden. In Abwesenheit.

«Der Beschuldigte Brunner Alois hat die Vorladung des Gerichtes nicht beachtet... er wird aufgefordert, sich innerhalb von 10 Tagen zu melden», schreibt das Militärgericht Marseille am 5. Januar 1954 ordnungsgemäss in die Präambel seines Urteils, das die Todesstrafe für Brunner fordert und nach eingehender Verhandlung beschliesst. Nach Ablauf dieser Frist werde das Militärgericht das Urteil in Abwesenheit fällen und «zur Exekution» bringen, schreiben die Richter tapfer weiter, obwohl sie schon damals ahnen, dass Brunner sich nie der Justiz stellen wird, weder der französischen noch der anderer Länder, in denen er seine Verbrechen begangen hat. «Gesetzwidrige Verhaftungen von Personen, Misshandlungen und willkürliche Verletzungen, Plünderungen,

Mord und willkürliche Brandstiftung» werfen die Militärrichter dem Angeklagten vor. Die nüchterne, zurückhaltende Sprache der Juristen lässt das angerichtete Grauen nicht einmal im Ansatz durchscheinen. Die Anklageschrift selbst aber zeichnet dann Absatz für Absatz die Blutspur Brunners in Frankreich und insbesondere an der Côte d'Azur nach. «Das Kommando Brunner und die Agenten des Sicherheitsdienstes durchsuchten Täler und Berge ohne Gnade, auch ohne Gnade gegen Jugendliche oder Greise. Razzien, Einzelverhaftungen, Diebstähle, Plünderungen und ... Morde folgten ohne Unterlass.»⁸ Eine akribische Bestandsaufnahme des Terrors und des Mordens. Eine schier endlose Liste der Namen derer, die verhaftet, verschleppt und in den Vernichtungslagern ermordet wurden. Natürlich beschränkte sich das Gericht nur auf Fälle, die es durch Zeugen belegen konnte. Tausende seien jedoch noch anzufügen, die bei Grossrazzien verhaftet und deportiert wurden, deren Namen aber keiner mehr nennen kann, weil keiner mehr lebt, merken die Richter an.

Wenige Monate später sitzt auch in Paris ein Militärgericht über Brunner zu Gericht. Hier werden seine Verbrechen in Drancy behandelt. Die Anklagepunkte lauten wie in Marseille auf Diebstahl, Mord und willkürliche Verhaftungen, sie werden aber anders als im vorangegangenen Prozess nicht mit Einzelfällen belegt, sondern durch Brunners Rolle als Eichmanns rechte Hand in Paris begründet. Das wird über 40 Jahre später Beate und Serge Klarsfeld die Möglichkeit geben, ein neues Verfahren gegen Brunner durchzusetzen.

Und wie in Marseille lautet auch in Paris das einstimmige Urteil in Abwesenheit des Angeklagten: Todesstrafe. «Der Präsident der französischen Republik befiehlt allen Gerichtsangestellten, besagtem Urteil zur Vollstreckung zu verhelfen», heisst es unter dem Datum des 3. Mai 1954. Dieses Urteil erlebt Alois Brunner bereits nicht mehr als Alois Schmaldienst, sondern in der neuen Haut des Dr. Georg Fischer.

Brunner hatte beschlossen, Deutschland zu verlassen. Vielleicht schien ihm das Klima rauer und für Existenzen wie ihn bedrohlicher geworden zu sein. Zum einen verhafteten britische Sicherheitsoffiziere Anfang 1953 in Düsseldorf, Solingen und Hamburg sechs zum Teil ranghohe ehemalige Mitglieder der NSDAP, darunter auch Goebbels' Ex-Staatssekretär, Werner Naumann, der sich gerade anschickte, Generalsekretär der FDP zu werden.⁹ Zum anderen tauchte nun hin und wieder auch Brunners Name im Zusammenhang mit Kriegsverbrechen auf. Und schliesslich verhiessen auch die beiden Todesurteile in Frankreich nichts Gutes, obwohl er sich paradoxerweise gerade dadurch in Sicherheit wiegen konnte. Wer in Frankreich verurteilt worden war, durfte, auf ausdrücklichen Wunsch der Franzosen, nicht vor ein deutsches Gericht gestellt werden. Die Franzosen befürchteten nämlich, die Deutschen könnten mit ihren Kriegsverbrechern zu milde umgehen. Auf diese Weise sollte verhindert werden, dass eine Auslieferung der Beschuldigten mit dem Hinweis auf ein deutsches Strafverfahren abgelehnt werden konnte. Doch ausgerechnet diese Regelung erfreute jetzt die in Deutschland wieder heimisch werdenden Nazis sehr, denn Deutschland lieferte ohnehin nicht aus, durfte jetzt aber auch nicht selbst anklagen, wenn ein französisches Gericht bereits Recht gesprochen hatte. Gerade im Fall Brunner erwies sich die französische Bestimmung als Bumerang. Deshalb wollte Frankreich den unglücklichen Sperrvermerk dringend aufheben. Offiziell war Deutschland natürlich dafür. Tatsächlich aber sorgten die Eliten von gestern dafür, dass dieses Schlupfloch möglichst lange erhalten blieb. Allen voran Ernst Achenbach in seiner Funktion als Vorsitzender des Aussenpolitischen Ausschusses, der zuständig war für die Tagesordnung und damit für den Zeitplan der Ratifizierung des Zusatzabkommens. Erst am 15.4.1975 wurde deutschen Gerichten die Möglichkeit einer neuerlichen Strafverfolgung trotz französischer Verfahren eingeräumt. Aber da war Brunner längst über alle Berge.

Anfang 1954 streben die närrischen Tage im rheinischen Karneval

gerade ihrem lärmenden Höhepunkt entgegen, als zwei Männer ziemlich aufgekratzt einen Friseurladen der Bonner Innenstadt betreten. Die beiden kennen sich gut. Der eine war SS-Hauptsturmführer und Referent an der Deutschen Botschaft in Paris gewesen, der andere der Mann, den Eichmann nach Paris geschickt hatte. Dr. Georg Fischer und Alois Brunner, zwei Männer, die sich im neuen Deutschland wieder gemütlich eingerichtet hatten. Brunner erst als Bergarbeiter und dann als Kellner, Fischer in der Sicherheitsstaffel des ersten Bundeskanzlers, als Begleitschutz für Konrad Adenauer. Dem Reporter der *Bunten* erzählt Brunner, wie sie dem etwas verdutzten Friseur versucht haben klar zu machen, wozu sie seine Hilfe brauchten: «Wir möchten mit unseren Ehefrauen einen Scherz machen», haben sie dem Friseur gesagt und ihn gebeten, aus dem einen den anderen zu machen. «Oberflächlich betrachtet», meinte Brunner rückblickend, «waren wir nur an Haarschnitt, Haarfarbe und meinem schwarzen Oberlippenbart zu unterscheiden.»¹⁰ Keine besondere Herausforderung für einen Friseur: Er nahm den Bart ab, ordnete das Haupthaar neu, färbte es, und aus Alois Brunner wurde Dr. Georg Fischer, der ihm dann auch gleich noch seinen Pass überlassen hat. Da der reale Fischer annähernd dieselbe Körpermasse hatte, musste der Pass nicht weiter angeglichen werden, auch das Passfoto hatte nun dank des Bonner Herrensalons seine Gültigkeit.

Mit dieser neuen Legende ausgestattet, setzt sich Brunner sofort ab. Wie dies im Einzelnen geschieht, mit welchem Plan, mit wessen Hilfe, das ist ebenfalls nur sehr unscharf zu beschreiben. Es gibt wenig verlässliche Quellen, aber viele Spekulationen. Folgt man Brunners Erinnerungen, wie er sie Dr. D. von der *Bunten* schilderte, dann sitzt er als Dr. Georg Fischer schon am Aschermittwoch 1954 in einem Zug nach Amsterdam. Von dort geht die Reise mit einem Flugzeug der KLM weiter nach Rom, kein zufälliges Ziel. In der Heiligen Stadt ist in diesen Jahren der in Graz geborene Bischof Alois Hudal die Anlaufstelle für Kriegsverbrecher auf der Flucht. In Santa Maria del Anima im Stadtzentrum werden die Flüchtlinge nach den Kategorien «prominent» und

«weniger wichtig» sortiert und anschliessend mit erstklassigen Papieren ausgestattet. In seinen 1976 in Graz erschienenen Lebenserinnerungen *Römische Tagebücher* schätzt Hudal sich glücklich, Ratsuchenden mit falschen Ausweispapieren zur Flucht ins Ausland verholfen zu haben, gerne nach Syrien und nach Südamerika.¹¹ Unter Kennern ist die «Klosterstrasse» oder der «Römische Weg» ein Geheimtipp. Dass Brunner den Bischof persönlich konsultiert hat, ist nahe liegend, aber nicht zu belegen. Vielleicht war ihm aber auch Walter Rauff dienlich, der Mitarbeiter Eichmanns und Leiter des SD in Norditalien gewesen war. Rauff gilt als Erfinder der Vergasungsaktion in dafür präparierten Lastwagen, der schätzungsweise 250'000 Menschen zum Opfer gefallen sind¹², «ohne dass Mängel an den Fahrzeugen aufgetreten» seien, wie ein begeisterter Mitarbeiter Rauffs vermeldete.¹³ Rauff arbeitet Bischof Hudal zu, der ihm dann selbst zur Flucht nach Syrien verhilft. Später taucht Rauff wieder in Südamerika auf. Rauff und Brunner kannten sich jedenfalls gut¹⁴, und so liegt es nahe, dass Rauff ihm bei der Weiterreise behilflich gewesen ist.

Brunner machte sich von Rom zunächst auf den Weg nach Kairo, einer beliebten Adresse für Nazis aller Kaliber, die hier gut untertauchen konnten und sich auch angesichts der innenpolitischen Rahmenbedingungen in Ägypten nicht wie ungebetene Gäste vorkommen mussten. Ägypten sah die Gründung des Staates Israel mit grösstem Argwohn und Missfallen, weshalb deutsche «Fachleute» durchaus willkommen waren, die in der Militärverwaltung, im Propagandaapparat und in den Geheimdiensten gute Dienste zu leisten versprachen. Der Kampf gegen Israel schmiedete zusammen, und ein Antisemit zu sein war kein Makel, sondern Ausweis besonderer Verlässlichkeit. Vor allem Techniker, die sich gegen Ende des Kriegs in Deutschland an neuen Raketen und chemischen Kampfstoffen versucht hatten, wurden durch interessierte Nazikreise in Deutschland und Österreich nach Ägypten vermittelt. Einer der aktivsten Makler soll der ehemalige Grossmufti von Jerusalem,

Amin el-Husseini, gewesen sein, der mit Eichmann zusammen Auschwitz besucht und das Kriegsende in Deutschland erlebt hatte. Auf seiner Flucht über die Schweiz und Frankreich tauchte er 1946 in Kairo auf und reiste von dort 1959 nach Beirut aus. Er war ein tragender Pfeiler bei der Fluchthilfe alter Nazis in den Nahen Osten. Viele der auf diese Weise untergetauchten Schützlinge konvertierten sogar zum Islam, was den praktischen Nebeneffekt hatte, mit einem arabischen Namen ausgestattet ein neues, von lästigen Nachstellungen der deutschen Justiz befreites Leben beginnen zu können. Wie zum Beispiel Amin ben Omar, der in leitender Funktion im ägyptischen Informationsministerium tätig war und vormals Johannes van Leers geheissen hatte und ein enger Mitarbeiter von Joseph Goebbels gewesen war. Wer in Ägypten Zuflucht suchte, tat gut daran, sich an Amin ben Omar zu wenden, denn er verfügte über beste Kontakte und half gern. Andere, wie der berüchtigte KZ-Arzt in Buchenwald, Dr. Hans Eisele, hatten sich unter ihrem richtigen Namen in Kairo unauffällig eingerichtet. Eisele praktizierte wieder, genauso wie sein Kollege Dr. Heribert Heim, Lagerarzt in Mauthausen, der als Arzt bei der ägyptischen Polizei aushalf. Das Dokumentationszentrum des Bundes jüdischer Verfolgter des Naziregimes hatte sich Ende der sechziger Jahre die Mühe gemacht, eine detaillierte Liste bekannter Nazis zu erstellen, die im Ägypten des 1954 an die Macht gekommenen Gamal Abd el-Nasser untergetaucht waren.¹⁵ Brunner steht auch auf dieser Liste, die aber, soweit man weiss, keinen Staatsanwalt, weder in Deutschland noch in Österreich, veranlasst hat, Ermittlungs- oder gar Auslieferungsverfahren gegen die Untergetauchten einzuleiten. Welche Scheu grundsätzlicher Art da hineinspielte, zum Beispiel Ali Mohammed¹⁶ zu stellen, wie sich Brunner jetzt wenig originell nannte, sollten wir erst sehr viel später erfahren.

Brunner war mit einem Touristenvisum nach Ägypten eingereist. Er wohnte in einem möblierten Zimmer in Heliopolis, einer der ältesten Städte Ägyptens. Das Apartment gehörte angeblich Juden, die Brunner «eigentlich ganz nett» in Erinnerung hat, wie er dem Reporter der *Bun-*

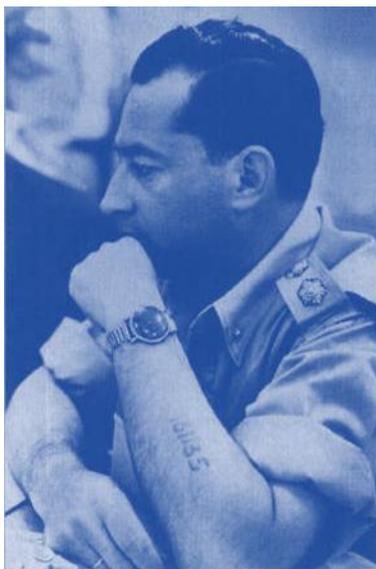
ten erzählt. Aber Brunner muss nach drei Monaten Ägypten wieder verlassen, sein Visum ist abgelaufen. Da rät ihm der Grossmufti, nach Damaskus zu gehen, wo er gute Freunde habe, die ihm schon weiterhelfen würden. Die Familie Hussein hatte bereits in einer Wohnung in Damaskus Franz Stangl, den Kommandanten von Treblinka, untergebracht¹⁷, und wo einer Platz hat, ist auch Platz für zwei, wird sich der Grossmufti gesagt haben. Dass Brunner ein Kriegsverbrecher ist, war in den Augen seiner Helfershelfer nicht von Nachteil, denn ein Feind der Juden ist unser Freund, das war ein geflügeltes Wort in dieser Region. Womit Brunner aber jetzt sein Leben finanzierte, das wird er nicht an die grosse Glocke gehängt haben. Seine Enttarnung sollte noch ein paar Jahre auf sich warten lassen.

13 Damaskus: Ein «Toter» macht Geschäfte

Ein ganzes Gefängnis im Norden Israels, aber nur ein einziger Gefangener. In der verlassenen britischen Militärstation Jelame in der Nähe Haifas, malerisch zu Füßen der Carmel-Berge gelegen, sitzt seit dem 29. Mai 1960 der Mann ein, der alles über Brunner weiss und doch so tut, als könne er sich nur ganz vage an ihn erinnern: Adolf Eichmann. Zwei Wochen zuvor erst war er als Ricardo Klement am Stadtrand von Buenos Aires Agenten des israelischen Geheimdienstes in die Fänge geraten. Sie zerrten ihn in ein wartendes Auto und schmuggelten ihn wenige Tage später heimlich ausser Landes. Ein Coup, der zwar seinem Opfer spontan eine gewisse professionelle Achtung abnötigt, der jedoch in der verblüfften Weltöffentlichkeit keineswegs mit einhelligem Beifall aufgenommen wird. Israel hat alle Hände voll zu tun, die Entführung einer der Schlüsselfiguren des millionenfachen Mordes an den europäischen Juden zu rechtfertigen, wobei die Einzelheiten der Verschleppung noch streng geheim bleiben. Das führt zu den wildesten Spekulationen, wie zum Beispiel der, dass Eichmann in einem Flugzeug nach Beirut sitzend von israelischen Abfangjägern zur Landung gezwungen worden sei.

Den Namen des SS-Obersturmbannführers kannten bis zu seiner Festnahme nur wenige.¹ Micki Goldman dagegen sagte der Name durchaus etwas. Fast die gesamte Familie des israelischen Polizeioffiziers war in Auschwitz ermordet worden, er hatte als 14-Jähriger nur durch ein Wunder überlebt. Micki Goldman heisst heute Michael Gilead, und er zeigt uns die Zelle, in der Eichmann Tag und Nacht unter

strengster Bewachung sass. Vierzig Jahre ist das her. Draussen zieht ein Unwetter mit Blitz, Donner und gewaltigen Wassermassen über das heruntergekommene Gebäude hinweg. Wir verstehen unser eigenes Wort kaum noch, als Gilead zum ersten Mal wieder den Ort aufsucht, an dem er acht Monate lang fast jeden Tag den Mann vor sich hatte, der für den Tod von Millionen von Menschen verantwortlich war und in dessen Auftrag Alois Brunner in halb Europa unterwegs war. Michael Gilead erinnert sich; wie «Eichmann das erste Mal den Mund geöffnet hat» und



Michael Gilead 1961

er nur das «Tor des Krematoriums» vor sich sah, und daran, wie Eichmann beflissen um seine Gunst bemüht war und den Geständigen mimte, ohne wirklich etwas zu gestehen.

Die Zelle ist heute eng und stickig und mit ganz normalen Untersuchungsgefangenen belegt. Der kleine Raum wurde mehrfach umgebaut, mit vielen Pritschen angefüllt, aber Michael Gilead hat keine Mühe, den Ort wieder zu erkennen.

«Draussen am Fenster stand die ganze Zeit eine Wache und hat hereingeschaut», erinnert er sich. «Das Bett stand hier an der Wand, und die Toilette, der Eingang zur Toilette war von hier und die war offen, damit man auch sehen kann, was er drinnen macht, ... dass er, Gott

behüte, nicht versucht, Selbstmord zu begehen, damit er auch aussagen kann und damit er auch im Prozess sein kann. Denn sonst hätte man uns beschuldigt, dass wir ihn umbringen wollten, bevor es zum Prozess kommt.» Isser Harel, der damalige Chef des israelischen Auslandsgeheimdienstes Mossad und für die Entführung Eichmanns verantwortlich, wird uns später sagen, seine grösste Sorge sei damals gewesen,

Eichmann könne von alten Nazis ermordet werden: «Als sie sahen, dass er sich nicht das Leben nahm, wollten sie ihn töten in der Hoffnung, so den Prozess zu verhindern.»

Während seiner monatelangen Vernehmungen tischt Eichmann auch die wundersame Legende vom Ableben seines Spitzenmannes Brunner auf, an dessen Vornamen er sich zunächst nicht genau zu erinnern vorgibt: Anton oder Alois? Dann aber diktiert Eichmann in das Tonband Nr. 31, eines von vielen noch folgenden, auf denen alle Verhöre mitgeschnitten werden, dass sein Spitzenmann längst tot sei: «Jetzt weiss ich nicht, hat er sich in die Luft gesprengt... oder ist er gefangengenommen worden, ist er erschossen worden ... ich glaube eher, nachdem ich Brunner kenne, dass er ... dass er sich selbst mit seinem Apparat in die Luft gesprengt hat.»² Eine bewusst falsch gelegte Fährte.

Die Legende vom Freitod Brunners war nämlich frei erfunden. Doch nicht nur Michael Gilead und die anderen Polizeioffiziere des legendären Büros 06, die das Verhör Eichmanns koordinierten und in den sich unmittelbar anschliessenden Prozess einbrachten, hatten für solche Details zunächst wenig Zeit, mussten sie doch erst einmal eine Art Grundlagenforschung betreiben, Akten beschaffen, weitere Zeugen vernehmen. Auch die israelische Öffentlichkeit konnte zunächst nicht viel mit dem Namen Eichmann anfangen. Der Schreibtischtäter hatte, von Ausnahmen abgesehen, im Hintergrund gearbeitet, hatte anders als Brunner seinen Opfern nie in die Augen gesehen.

Der Eichmannprozess und die zunächst ungeklärten Umstände, unter denen Eichmann aufgespürt und entführt werden konnte, machten weltweit Schlagzeilen, was auch dazu führte, dass sich immer mehr Zeugen meldeten, die Eichmann kannten und ihm auch nach dem Krieg noch begegnet waren. Eichmann, der seinem Gerichtspsychiater Shlomo Kolcar auf die Frage, ob er denn «jemals Gewissensbisse gehabt habe», nach einigem Zögern geantwortet hatte: «Ja, als ich die Schule schwänzte»³, hat vermutlich den engen Kontakt zu seinem einstigen

Handlanger nie abreißen lassen. Denn einigen Zeugen war er als Partner eines allseits geachteten und geschätzten Geschäftsmanns einer kleinen Im- und Exportfirma in Damaskus in Erinnerung, die sich «Kathar Office» nannte und deren Inhaber man unter dem Namen «Mister Fischer» kannte, einen Mann mit einem flotten Menjoubärtchen und angeblich tadellosen Manieren: Alois Brunner.

Brunner, alias Georg Fischer, hatte es nicht weit zu den Büroräumen des Kathar Office, sie lagen in der Rue Georges Haddad 22, nur ein paar Häuser von seinem Unterschlupf in Damaskus entfernt. Der Kundschaft aus Deutschland fiel neben «Mister Fischer» besonders ein Mann auf, der sehr schnell redete, Sprachmixturen aus Deutsch und Arabisch liebte, und der sich besonders weitläufiger Kontakte in der arabischen Welt rühmte.⁴ Das imponierte ebenso wie seine zahlreichen Decknamen, beispielsweise Brinkmann, Eckmann oder Hirth, die er vorgab für seine Geschäfte zu brauchen, die letztlich aber nur seiner Tarnung dienten.

Eichmann und Brunner betrieben die Firma aber keineswegs alleine. Sie vernetzten, glaubt man den Zeugen, vielmehr über ein ausgeklügeltes Verbindungsnetz aus alten Kameraden und in Syrien gestrandeten Nazis. Das Kathar Office war längst eine bekannte Anlaufstelle für alle, die Schutz vor weiteren Nachstellungen suchten. Praktischerweise konnten flüchtende Nazis hier auch vorübergehend nächtigen, zunächst auf dem blanken Fussboden, dann aber ganz passabel möbliert⁵, bis sie anderweitig untergekommen waren. Zwei französische Kollaborateure, von denen man heute nur die Tarnnamen Collin und Bernard kennt, hatten dieses Büro eingerichtet und Brunner als Geschäftsführer eingesetzt. Brunner soll damals angeblich auch das Startkapital für das Kathar Office mitgebracht haben: Restsummen aus dem Reichssicherheitshauptamt IV B 4 und Teile des mysteriösen «geheimen Reichsvermögens», dessen zeitweiliger Verwalter er für den gesamten Nahen Osten gewesen sein soll.⁶

Doch das Kathar Office war alles andere als eine Briefkastenfirma. Wer in Syrien Geschäfte machen wollte, legale oder illegale, tat gut daran, sich an «Mister Fischer» zu wenden. Wie das funktionierte, schilderte im Juli 1960, also kurz nach der Verhaftung Eichmanns, der Journalist Hermann S. Er habe, gibt er der Frankfurter Staatsanwaltschaft zu Papier⁷, im Frühjahr 1959 auf einer Reise nach Damaskus zunächst den ehemaligen deutschen Botschafter, Walter Hellenthal, angerufen, und der habe ihn mit Franz Rademacher bekannt gemacht und der wiederum mit Alois Brunner. So einfach war das. Franz Rademacher war, wie Brunner, ein enger Mitarbeiter Eichmanns gewesen. Der ehemalige Legationsrat und «Judenreferent» im Aussenministerium, der sich mit seinem Buch *Wünsche und Ideen des Auswärtigen Amtes zu der vorgesehenen Gesamtlösung der Judenfrage in Europa* hervorgetan hatte, lebte seit 1952 mit einem spanischen Pass und etlichen Decknamen in Damaskus. Gegenüber Hermann S., in dem die französische Kriminalpolizei einen Agenten des israelischen Geheimdienstes vermutet⁸, macht Brunner keinerlei Hehl daraus, dass er der Brunner sei, aber «wegen seiner Vergangenheit seine Identität verschleierte»⁹. Ausserdem bestätigt er S., dass Eichmann sowohl mit ihm, Brunner, als auch mit Rademacher in Verbindung stehe und «in den letzten zwei Jahren in Damaskus aufgetaucht» sei. S. gibt bei seiner Vernehmung an, dass er sich mit Brunner etwa zehnmal getroffen und ihn «darüber hinaus aber sehr häufig auf der Strasse oder an anderen Orten in Damaskus gesehen» habe. So offen bewegt sich keiner, der Angst vor Entdeckung hat, sondern nur einer, der sich absolut sicher fühlt.

Brunner ist in der Tat ein umtriebiger Geschäftsmann. So gründet er die Orient Trading Company (Otraco), eine Firma, von der einige meinen, sie sei nur eine Tochter des Kathar Office gewesen, die andere aber für einen eigenständigen und nur auf Rechnung Brunners und seiner Freunde arbeitenden Betrieb halten, der sich auch mit Im- und Export, vornehmlich im Bereich des Waffenhandels, befasst. In der Geschäftsleitung sitzen ebenfalls alte Freunde.

Otto Ernst Remer und Ernst Wilhelm Springer zum Beispiel. Beide sind keine unbeschriebenen Blätter, vor allem Remer nicht. Er war im «Dritten Reich» Kommandeur des in Berlin stationierten Wachbataillons «Grossdeutschland» und wesentlich daran beteiligt, den Putschversuch gegen Hitler am 20. Juli 1944 niederzuschlagen, wofür Hitler ihn mit der Beförderung zum Generalmajor belohnte. Remer hatte sich nach dem Krieg nicht sofort aus Deutschland absetzen müssen. Im Gegenteil: In rechten Kreisen genoss der General a.D. grössten Respekt. Mit Ernst Wilhelm Springer und anderen kleineren NS-Funktionären gründete Remer Anfang Oktober 1949 die Sozialistische Reichspartei (SRP), die «Treue zum Reich» und den «Schutz der Ehre des deutschen Soldaten» forderte, ein Sammelbecken alter Nazis, denen die Amnestie und die Entnazifizierung nicht zügig genug vorangingen und denen, wie sie selbst sagten, «alle Mittel recht [waren], diesen Staat zu stürzen»¹⁰. Diese Parolen kamen an. Bei den Landtagswahlen 1951 in Niedersachsen erhält die SRP 11 Prozent der Stimmen und vier Direktmandate.¹¹ Schliesslich aber wurde die SRP wegen zunehmend offenkundigen Antisemitismus und weil sie der «früheren NSDAP wesensverwandt» sei, im Oktober 1952 durch ein Urteil des Verfassungsgerichtes für verfassungswidrig erklärt. Die Partei wurde aufgelöst, die Mandate ersatzlos gestrichen. Remer selbst, der mit Abstand populärste Kopf der SRP, setzte sich ab, nachdem ihm eine Haftstrafe wegen Beleidigung und Verächtlichmachung des 20. Juli drohte. Mit seinem Parteifreund Springer floh er zunächst in die Schweiz, wo beide arabische Pässe bekamen, dann über Rom nach Kairo und schliesslich nach Damaskus, wo Brunner schon auf die Freunde wartete. Als Remers Kontakte zu Brunner ruchbar wurden, erklärt er eiskalt, «er habe Brunner alias Fischer nicht in Damaskus gesehen und habe ihn auch gar nicht treffen können, weil Brunner im Mai 1946 hingerichtet worden sei»¹². Dieser Verweis auf den damals hingerichteten Brunner II ist ein weiteres Beispiel dafür,

wie hartnäckig interessierte Kreise Nebelkerzen werfen, wenn sich die Justiz oder die Öffentlichkeit mit Brunner zu beschäftigen droht.

Brunner aber erfreut sich bester Gesundheit und ist ausser bei der «Otraco» auch bei einer Firma, die sich «Thameco» nennt und als pharmazeutisches Unternehmen firmiert, als Geschäftsführer tätig. Doch sowohl die Otraco als auch die Thameco und vermutlich auch das Kathar Office handeln mit Waffen. «Unter führender Beteiligung des Alois Brunner», wie sich der Augen- und Ohrenzeuge Hermann S. erinnert¹³, werden nicht nur Waffen verschoben, sondern auch strategisch wichtige Güter aus den USA nach Osteuropa eingeführt. Da ist es von Vorteil, auf alte Fachleute zurückgreifen zu können. Zum Beispiel Wilhelm Beisner. Auch er schildert den Ermittlungsbehörden frank und frei seine diversen Kontakte und Begegnungen mit Brunner¹⁴, den er auch einmal in den Büros des syrischen Innenministeriums antraf, mit dem er aber keine Waffengeschäfte abgewickelt habe, sondern über den Erwerb eines Teppichs gesprochen habe. Das verwundert deshalb ein wenig, weil Beisner für das Reichssicherheitshauptamt in Serbien und später im Nahen Osten gearbeitet hatte, wodurch er über beste Kontakte in der Region und zu Ostblockstaaten verfügte¹⁵, und sich darüber hinaus der Kauf eines Teppichs vermutlich besser auf einem Basar hätte tätigen lassen als im dafür eher unzuständigen Innenministerium. Beisner war überdies gerade Opfer eines Bombenanschlags auf sein Auto in München geworden, das er schwer verletzt nur knapp überlebt hatte. Ihn eine schillernde Figur zu nennen, ist nicht übertrieben, zumal sich noch herausstellen sollte, dass er über ganz besondere Qualitäten und Verbindungen verfügte, die die wahre Rolle Brunners in Syrien erklären könnten.

Die Otraco jedenfalls ist eine gute Adresse für heikle Geschäfte, aber auch unverdächtige Geschäftsfelder werden abgedeckt. Brunner teilt dem Journalisten Dr. D. 1985 mit, dass er auf Vermittlung eines Handelsattachés der Deutschen Botschaft in Damaskus Vertreter für die Dortmunder Aktienbrauerei DAB wurde.¹⁶ Er gilt bald als derartig um-

triebiger Geschäftsmann, dass die Deutsche Gemeinde sich gegenüber einem Journalisten nicht nur wegen des köstlichen Bieres entzückt zeigte, sondern auch wegen des vorzüglichen Sauerkrauts, das er aus Europa importierte, und des schwarzen Brotes, das er angeblich selber machte.¹⁷ Dann und wann soll er auch eines jener Kaninchen offeriert haben, die er auf dem Flachdach seines Hauses züchtete. Auch wenn nur die Hälfte der Legenden, die sich um diesen «Dr. Georg Fischer» in Damaskus ranken, stimmen, so machen sie doch eines klar: Der Massenmörder Brunner musste nicht versteckt leben, sondern hatte sich in seiner neuen Heimat ganz passabel eingerichtet. Doch dann warfen zwei unerwartete Ereignisse alle Pläne über den Haufen. Zum einen die Nachricht von der Verhaftung seines Mentors Eichmann, zum anderen seine eigene Verhaftung durch die syrische Geheimpolizei. Beides geschah im Mai 1960.

Angeblich pflegte Brunner mit seiner Otraco auch Handelsbeziehungen zu der chemischen Firma Rudolph und Hermine Schneeweiss in Wien. Auch wenn bis heute keine verlässlichen Erkenntnisse über die Firma des 1988 verstorbenen Ehepaares vorliegen, sondern nur die Behauptung Epelbaums, Anni Brunner habe dort gearbeitet¹⁸, scheint Brunner die Firma Schneeweiss als Geld-Briefkasten benutzt zu haben, über den er seinen Geldverkehr nach Österreich abwickelte möglicherweise sogar ohne Wissen und Zutun der Firmeninhaber. Zum Teil sehr hohe und sehr regelmässige Summen fliessen in die alte Heimat. Brunner verdient gut.

Doch irgendwann geht die Sache schief. Dem syrischen Geheimdienst sind die hohen Geldüberweisungen nach Österreich aufgefallen, und Dr. Georg Fischer gerät in den Verdacht, Gelder aus dem Drogenhandel zu waschen. Brunner wird verhaftet. Der Geheimdienstoffizier Lahan eröffnet dem offenbar völlig verdutzten Brunner: «Bis zum Ende der Untersuchung bleiben Sie in Haft.»¹⁹ Keine besonders angenehme Lage, in der sich der Geschäftsmann Dr. Fischer befindet. Er will auf keinen Fall ausgeliefert werden, aber die Aussicht auf einen syrischen Knast ist auch nicht sonderlich verlockend, weshalb er sich dem Ge-

heimdienstoffizier kurzerhand anvertraut: «Das mit den Drogengeschäften können Sie vollkommen vergessen, ich heisse auch nicht Fischer oder sonst wie, ich bin Alois Brunner.» Lahan stutzt, weiss nichts mit dem Namen Brunner anzufangen. Erst als er «Gestapo» sagt und «wir haben die Juden verfolgt», verändert sich die missliche Lage Brunners schlagartig. Die mürrische Miene der Sicherheitsleute hellt sich auf, Lahan ist wie ausgewechselt: «Der Lahan stand auf», erzählt Brunner dem Journalisten der *Bunten* später, «er drückte mir die Hand und sagte: ‚Herzlich willkommen in Syrien, die Feinde unserer Feinde sind unsere Freunde.‘» Seit dieser Stunde, so erzählt man sich, lernten nicht nur Lahan, sondern auch viele andere Offiziere des syrischen Geheimdienstes sogar ganz manierlich Deutsch, mit einem leicht österreichischen Einschlag. Lahan wurde ein persönlicher Freund Brunners.

Brunner behielt zwar seinen mittlerweile lieb gewonnenen Tarnnamen «Dr. Georg Fischer» bei, aber von Stund an war er ein neuer Mann im Dienste und im Sold der syrischen Regierung. Eine Lebensversicherung, wie sich bald herausstellen sollte, und das Ende einer anderen Karriere, die ihn noch heute vor allzu intensiven Nachforschungen durch bundesdeutsche Verfolgungsbehörden zu schützen scheint und auf die wir noch zu sprechen kommen werden.

Brunners neue Rolle in Syrien schadet weder ihm noch seinen Freunden. Im Gegenteil: Seine Beziehungen zu den alten Kameraden werden weiter gepflegt und ausgebaut, die braunen Flüchtlinge können sich nun in Syrien erst recht sicher fühlen. Das wird schon daran deutlich, dass Brunner seinen neuen Kontakt zu dem Geheimdienstoffizier Lahan nutzt und ihn mit einer pikanten Idee vertraut macht. Er will Adolf Eichmann aus der Hand der Israelis befreien.

Als wir mit Michael Gilead das kleine überfüllte Gefängnis am Fusse der Carmel-Berge verlassen und wieder Richtung Haifa fahren, hat sich das schwere Gewitter verzogen, es liegt jetzt als tief schwarzes Wolken-

band draussen vor der Küste. Bei einem kleinen Mittagessen erzählt Gilead, dass das Gefängnis mit dem prominenten Häftling Eichmann damals wie eine Festung ausgebaut war. Ihm und den anderen Offizieren, die Eichmann verhörten, sei jeder Kontakt zur Aussenwelt untersagt worden, sogar die eigenen Familien hätten während der ganzen Zeit weder genau gewusst, was die Männer machen, noch durften sie mit den Angehörigen telefonieren oder korrespondieren. «Isolationshaft», sagt er schmunzelnd. Die einzige Abwechslung in den ganzen neun Monaten sei das Pilzesammeln in den umliegenden Wäldern gewesen, eine Art psychologische Massnahme der Vorgesetzten gegen den Koller und die Alpträume nach den Vernehmungen. Die Armee, erinnert sich Gilead, habe die alte Polizeistation ausserdem noch durch eine ganze Batterie von Luftabwehrraketen abgesichert. Man befürchtete eine Entführung Eichmanns aus der Luft, ein ebenso tollkühnes wie absurdes Unternehmen, aber diese Sorge war, wie man heute weiss, keineswegs völlig unbegründet.

Brunner hatte seinen neuen Freund vom syrischen Geheimdienst, Captain Lahan, in genau diesen abenteuerlichen Plan eingeweiht. Mit einem Spezialkommando, das entweder aus der Luft oder auf dem Landweg nach Israel eindringen sollte, hätte der Entführte noch einmal entführt und nach Syrien in Sicherheit gebracht werden sollen. Neben der alten Verbundenheit mit Eichmann war sicherlich die Sorge um das eigene Überleben Anlass zu dieser Idee Brunners. Dem israelischen Geheimdienst war alles zuzutrauen, und tatsächlich hatte der Mossad Anfang der Sechziger Jahre Elie Cohn, einen Topagenten, in Damaskus platziert, der untergetauchte Nazis aufspüren und eliminieren sollte und der bereits im näheren Umfeld Brunners aktiv war. Er hatte schon das Vertrauen eines gewissen John Rosalie gewonnen, hinter dem sich kein Geringerer als der einstige «Judenreferent» im Aussenministerium Franz Rademacher verbarg.²⁰ Auch mit Brunners Kompagnon bei der Otraco, Ernst Wilhelm Springer, traf Cohn sich häufiger unter dem Vor-

wand geschäftlicher Beziehungen. Brunners Sorge, selbst gekidnappt oder ermordet zu werden, scheint also nicht gänzlich unbegründet. Aber Elle Cohn fliegt auf, weil es den Syrern gelingt, die Funkfrequenz, mit der Cohn Kontakt nach Israel hält, zu knacken, ein grober Fehler des Mossad, wie Isser Harel uns gegenüber im Gespräch einräumte. Elle Cohn wird am 18. Mai 1965 in Damaskus öffentlich hingerichtet.

Wie weit die Vorbereitungen einer Entführung Eichmanns tatsächlich gediehen waren, oder ob es sich um ein Hirngespinnst Brunners handelte, lässt sich nicht sagen. Die andere Idee, Eichmann durch die wesentlich leichter durchzuführende Entführung des Vorsitzenden des Jüdischen Weltkongresses, Nahum Goldmann, freizupressen, scheint hingegen schon konkretere Formen angenommen zu haben. Nicht nur, dass die österreichische Polizei im Dezember 1960 eine Bombe unter der Tribüne des in Wien tagenden Kongresses rechtzeitig gefunden und entschärft hat²¹, es muss Anfang 1961, als der Prozess gegen Eichmann die Nachrichten weltweit beherrschte, ein geheimes Treffen in Beirut gegeben haben²², um die Entführung Nahum Goldmanns während einer Deutschlandreise vorzubereiten. Brunner und sein Kompagnon Remer ziehen den belgischen Neonazi Leon Degrelle hinzu, der von einer internationalen Neonazibewegung träumt, und noch wichtiger, sie gewinnen Otto Skorzeny. Der ehemalige SS-Obersturmbannführer und zeitweilige Chef der Sabotageabteilung des RSHA hatte sich als besonderer Haudegen in Nazikreisen einen sensationellen Ruf durch die Befreiung Benito Mussolinis vom Gran Sasso im September 1943 gemacht, die bis heute nicht nur in Neonazikreisen als Heldentat gefeiert wird.²³

Brunner reist selbst herum, angeblich auch in Deutschland²⁴, «um nach Möglichkeiten der Hilfe für seinen ehemaligen Chef zu suchen»²⁵. Er nimmt zu Eichmanns Anwalt Robert Servatius Kontakt auf, der seinerseits einen Schweizer Kontaktmann nach Damaskus geschickt haben soll. Aber dem syrischen Geheimdienst, der durch Lahan weitge-



hend in Brunners Pläne eingeweiht ist, wird das Unternehmen zu riskant, und auch Brunners Alternativvorschlag, die Entführung Goldmanns, der anschliessend in Algerien versteckt werden sollte,²⁶ wird nicht realisiert.

Seine Aktivitäten schaden ihm sogar insofern, als unerwartet Bewegung in den Fall Brunner kommt. Der ^{^^}berichtet im Juni 1960 anlässlich der Entführung Eichmanns, dass sein «Adlatus» und «intimster Mitarbeiter» in Syrien Unterschlupf gefunden habe.²⁷ Ein kleines Foto zeigt den damals 48-jährigen Brunner mit eleganter Sonnenbrille und schmuckem Oberlippenbart. Aber das macht keine Schlagzeilen. Alle sind zu sehr mit dem Fall Eichmann und den damals noch unbekanntem Hintergründen seiner Entführung beschäftigt, weshalb

das Gerücht, Brunner habe sich seinen auf «Dr. Georg Fischer» lautenden Pass bei der Deutschen Botschaft in Damaskus verlängern lassen, nicht ganz unwahrscheinlich ist.

Mit Otto Skorzeny kommt eine neue Schlüsselfigur ins Spiel, die eines der brisantesten Kapitel deutscher Nachkriegsgeschichte betrifft. Skorzeny sollte nicht nur Brunner bei der Entführung Eichmanns oder Goldmanns helfen, vielmehr hatte er Brunner schon früher geholfen und ihm den Job verschafft, der ihn bis heute vor jeder Nachstellung schützt. Er vermittelte ihn dem Bundesnachrichtendienst, der damals noch nicht so hiess, sondern noch den Namen seines Gründers trug, «Organisation Gehlen». Diese heiklen Querverbindungen werden erstmals am 11. Juli 1960 in Umrissen erkennbar, als der bereits erwähnte Journalist Hermann S. in Ludwigsburg bei der Zentralstelle zur Aufklä-

zung nationalsozialistischer Verbrechen erscheint und nicht nur von einem Staatsanwalt, sondern bezeichnenderweise auch von zwei Vertretern des Bundesnachrichtendienstes zum Fall Brunner vernommen wird.

14 «Dr. Georg Fischer», die Bombe und der BND

Der Termin ist auf den späteren Abend gelegt worden, was zwar nicht direkt konspirativ, doch für eine deutsche Behörde zumindest ein bisschen ungewöhnlich ist. Als wir aber im November 1997 durch das imposante Tor des Bundesnachrichtendienstes in Pullach bei München fahren, hat die nächtliche Szenerie durchaus etwas von einem schlechten Agententhriller und einen Hauch von Konspiration. Pullach, der BND, ein geheimnisvoller Ort. Ein freundlicher Herr und noch einer und zum Schluss ein dritter und ein vierter. Die Namen tun nichts zur Sache, auch wenn man sich artig mit denselben vorstellt. Es sind, wie in einem schlechten Thriller eben, ohnehin alles nur Tarnnamen, die zu merken sich nicht lohnt.

Ein abgelegenes Haus auf dem nächtlichen Gelände, ein bescheidener Raum, ungemütlich, ein runder Tisch und die freundlichen Herren. Wir referieren in groben Zügen den Stand unserer Recherchen, aber keine Details, wollen wir doch herausfinden, was die Herren wissen. Aber die wissen natürlich nichts, jedenfalls tun sie so. Brunner ein Agent des BND oder dessen Vorgängers, der «Organisation Gehlen»? Wir fragen zwar, ahnen aber, dass diese Fragen unbeantwortet bleiben werden. Gewiss, man wolle unsere Recherchen unterstützen, habe sich nach unserem ersten Telefonat auch sogleich an die Arbeit gemacht, auch schon eine erste Prüfung der infrage kommenden Unterlagen vorgenommen, aber leider sei die Aktenlage zu dürftig, um nicht zu sagen so gut wie nicht vorhanden. Es folgt eine kleine Nachhilfestunde über die Vorgesichte des BND und abschliessend der insgesamt ja durchaus ein-

leuchtende Hinweis, dass Geheimdienste geheim seien und nichts mehr fürchteten als Belege und Akten und besonders solche in eigener Sache. «Also auch keine Lohnstreifen für Alois Brunner?», fragen wir amüsiert, um die freundlichen Herren noch ein wenig freundlicher zu stimmen. Nein, antworten diese tatsächlich ein wenig lockerer, natürlich gebe es, vorausgesetzt, dieser Brunner habe tatsächlich für Gehlen gearbeitet, nichts, aber auch gar nichts, was diese Tätigkeit dokumentieren könnte, denn Geheimdienste seien nun mal, sie würden sich wiederholen, geheim und hinterliessen nur höchst ungerne Spuren, die dem Gegner, und seien es nur Journalisten, in die Hände fallen könnten. Die Herren versprechen immerhin, aufgrund unserer Hinweise noch einmal nachzuschauen, aber dass dabei etwas Neues herauskommen könne, sei eher unwahrscheinlich, man wolle also keine übertriebenen Hoffnungen wecken; aber zu diesem Zeitpunkt war bei uns ohnehin schon nicht mehr viel zu wecken. Wir stellen noch die Frage, warum eigentlich die Akte Brunner über Jahrzehnte hinweg immer wie ein heisses Eisen herumgereicht wurde, warum bei uns der Eindruck entstehen konnte, die Strafverfolgungsbehörden suchten nur vorgeblich nach dem Massenmörder, und überhaupt, wieso denn der BND selbst nichts unternähme. Das könne man so nicht sagen, wird uns von den freundlichen Herren beschieden, denn sie würden ja gern und könnten ja auch und jederzeit, sie bräuchten nur einen Auftrag des Bundeskanzleramtes, und schon würden verdeckte Ermittler und Informanten in alle Welt ausschwärmen auf der Suche nach Brunner. Keine grosse Affäre, keine komplizierte Operation, aber ohne Auftrag seien ihnen die Hände gebunden, und da es einen Antrag nie gegeben habe, habe man eben nichts tun können. Dass die Herren sich diesen Job sehnlichst wünschen, konnten wir nicht feststellen.

Hinter uns schliessen sich nach gut zwei Stunden die Pforten des BND, und ein geheimnisvolles Reich, undurchsichtig, unheimlich und hoch belastet nicht nur durch den Gründungsvater Reinhard Gehlen, verschwindet in der Nacht. Auch wenn die Recherche an der Quelle un-

ergiebig war, die Hinweise auf Brunners Tätigkeit im Dienste des BND liegen vermutlich ohnehin nicht hier, sondern eher in amerikanischen Archiven oder in den Akten der Stasi.

Das behagliche Büro von Christopher Simpson ist so ziemlich das genaue Gegenteil des nüchternen Besprechungszimmers beim BND. Eine kreative Denkhöhle, vollgestopft mit Büchern und Akten, nur wenig Platz für die Gäste, die Simpson nach dem Befragen wollen, was die Herren in Pullach verschwiegen haben. Christopher Simpson ist Professor an der renommierten American University in Washington, D.C., und er hat 1988 ein aufsehenerregendes Buch mit dem Titel *Der amerikanische Bumerang* geschrieben, das sich sehr gründlich mit der Rekrutierung alter Nazis und Geheimdienstexperten des «Dritten Reiches» durch den amerikanischen Geheimdienst nach 1945 befasst und mit den daraus abzuleitenden «verheerenden Folgen für die amerikanische Innen- und Aussenpolitik».¹ Auf unsere zynische Frage, wann Brunner nach seiner erzwungenen «Entlassung» 1945 aus dem Amt eines der hemmungslosesten Judenjäger wieder einen Job hatte, hält Simpson nur kurz inne und sagt: «Für das Jahr 1946 bin ich mir nicht ganz sicher, aber spätestens 1947 hatte er einen neuen Job. Er wurde der Geheimdienst-Experte für Gehlen für die Region des Nahen Ostens. Es gibt nicht den geringsten Zweifel, dass die Amerikaner Gehlen dafür bezahlt haben, den ägyptischen Geheimdienst aufzubauen, und dass im Zuge dieser Operation die ‚Organisation Gehlen‘ Brunner angeheuert und beschützt und ihm entsprechende Arbeit gegeben hat.»

Und in der Tat belegt eine vertrauliche Notiz des amerikanischen Counter Intelligence Corps (CIC), das 1947 im CIA aufgeht, dass die Amerikaner sich schon sehr früh für Brunner interessierten und bestens informiert waren über seinen Fluchtweg über das «Gasthaus Woess» in Lembach, das auch Eichmann als kurzzeitige Herberge diente, wie der Vermerk feststellt.² Der CIC-Spezialagent Meier Ben-Horin, der diese Informationen im Februar 1947 zusammengetragen hat, empfiehlt, sich weiter um Brunner zu kümmern³, und zwar weniger, um den Kriegsver-

brecher vor Gericht zu bringen, als um ihn, wie viele andere Nazis, gegen den Feind im Osten, gegen die Sowjetunion, in Stellung zu bringen. «Die mussten nur proamerikanisch, antirussisch, vor allem antikommunistisch eingestellt sein, und zwar egal, wie belastet sie waren», erinnert sich Wilhelm Höttl bei unserem Gespräch in Altaussee, der selbst dieses praktische Schlupfloch, das nicht nur Straffreiheit brachte, sondern auch neuen Einfluss bot, zu nutzen verstanden hatte.

Reinhard Gehlen hatte es selbst vorgemacht: Er hatte das umfangreiche Spionagematerial seiner Dienststelle «Fremde Heere Ost» über die Sowjetunion erst vor den Alliierten in Sicherheit gebracht, um ihnen anschliessend die Bedingungen zu diktieren, unter denen er bereit war mitzuarbeiten. Wer dieses brisante Material haben wollte, der musste auch Gehlen und einen grossen Teil seiner Mannschaft übernehmen, was die Amerikaner dann auch taten. Dass die Rekrutierung ausgerechnet Gehlens, immerhin einer der Hauptverantwortlichen für die Folter und Ermordung sowjetischer Kriegsgefangener, für Moskau eine unerträgliche Provokation war und somit den Kalten Krieg aufheizte, war den Amerikanern bewusst. Sie kannten auch Gehlens Befehl, in dem er seinen Nachrichtenoffizieren «fast völlige Handlungsfreiheit» liess und «Initiative und Einfallsreichtum» bei den Verhören forderte.⁴ «Die Amerikaner waren da sehr grosszügig, die haben auch Leute, von denen es klar war, dass sie belastet waren, genommen, die haben da nichts drangefunden», sagt uns Höttl in einer Mischung aus Hochachtung und Verachtung. Dabei hat er nicht nur sich selbst, sondern viele seiner alten Spione, die «geradezu darauf brannten, mit den Amerikanern gegen die Russen zu arbeiten»⁵, untergebracht.

Ein schmerzlicher Vorgang für die Überlebenden des Holocaust: die Mörder ihrer Familien im Sold der Befreier. Asher Ben Nathan, erster Botschafter Israels in der Bundesrepublik Deutschland, bringt diese Tatsache noch heute aus dem Gleichgewicht. Der gebürtige Wiener, dessen Familie sich gerade noch vor Brunner hatte retten können, erin-

nert sich noch sehr genau daran, wie er als junger Mann für die jüdische Untergrundorganisation Haganah nach Österreich führt, um nach den Tätern zu suchen. Das geschah zunächst durchaus mit Hilfe der Amerikaner. Ben Nathan hatte rasch eine Liste von über 700 Kriegsverbrechern zusammengestellt, er war Eichmann auf der Spur und konnte bei dessen Frau, die sich in Altaussee verkrochen hatte, das Einzige damals von Eichmann existierende Foto bekommen. Aber er spürte spätestens seit Herbst 1947 einen deutlichen Stimmungsumschwung bei den Amerikanern. Sie unterstützten Ben Nathan und seine Leute nicht mehr, weil diese die Kreise und neuen Beziehungen störten, die der amerikanische Geheimdienst mit alten Nazis aufzubauen begann. «Von Eichmann kann man sagen: Er war ein Schreibtischtäter, Brunner aber war mehr, er war ein Mörder», sagt Ben Nathan in seinem kleinen Büro in Tel Aviv. Die Amerikaner haben Brunner entkommen lassen, der neue Deal hat ihm das Leben gerettet, meint er. «Wenn die Amerikaner gewollt hätten, wäre es für sie ein Leichtes gewesen, die Fluchtroute der Kriegsverbrecher über die Mitarbeiter des Vatikans in Rom zu finden», sagt Ben Nathan. «Wir wussten damals nur, dass die Amerikaner das Interesse verloren hatten, den Kriegsverbrechern nachzuspüren, aber wir wussten nicht, dass sie damals schon damit begonnen hatten, sie für ihre Zwecke zu nutzen, Barbie, Höttl und all die anderen.» Die Täter wurden entweder direkt durch Agenten erst des CIC, dann des CIA rekrutiert oder über Reinhard Gehlen, der wiederum Mittelsmänner damit beauftragte, nach geeigneten Leuten Ausschau zu halten, die auf Linie waren und strikt antikommunistisch, was den wenigsten schwer fiel.

Einer von ihnen war der bereits erwähnte Otto Skorzeny, der unter geheimnisvollen Umständen aus einem amerikanischen Internierungslager hatte entkommen können, um sich anschliessend in der SS-Fluchthilfeorganisation Odessa zu bewähren. Skorzenys grosse Stunde schlug aber erst, als die innenpolitische Lage in Ägypten nach dem Machtzerfall von König Faruk unübersichtlich zu werden drohte und der ehrgei-

zige Oberst Gamal Abd el-Nasser die Amerikaner bat, ihn beim Aufbau des militärischen Geheimdienstes und eines internen Sicherheitskommandos zu unterstützen. Das musste diskret geschehen und ohne allzu viel öffentlichen Wirbel, denn das politische Gleichgewicht der Krisenregion Naher Osten war schon damals sehr fragil, und die Beschäftigung alter Nazis war nichts, was Amerika an die grosse Glocke hängen wollte.

Reinhard Gehlen bekam diesen Auftrag 1953 und gab ihn persönlich an Otto Skorzeny zur Ausführung weiter, so jedenfalls berichtet es Miles Copeland, ein CIA-Geheimdienstveteran⁶, der es wissen musste. Denn Copeland war zwischen 1953 und 1955 – nachdem er seine feste Stelle bei der CIA aus finanziellen Gründen gekündigt hatte – der entscheidende Verbindungsmann zwischen dem amerikanischen und dem ägyptischen Geheimdienst im Gewand eines unauffälligen Geschäftsmannes. Skorzeny pokert ziemlich hoch: Er mault, der Auftrag sei finanziell viel zu dürftig ausgestattet. Erst als die Amerikaner und Gehlen Zugeständnisse machen und Skorzeny darüber hinaus mit der Aussicht ködern, in einen profitablen Waffenhandel im Nahen Osten einzusteigen, schlägt Skorzeny ein und rekrutiert im Laufe der nächsten 18 Monate etwa 100 deutsche Berater für den ägyptischen Sicherheitsdienst, darunter, so Simpson, seien viele aus einschlägigen Neonazikreisen und alten SS-Fluchtnetzen abgefischt worden. «Zu dieser ‚talentierten‘ Gruppe gesellte sich ... Alois Brunner»⁷, der nun tatkräftig mithilft, Polizei und Geheimdienst in Ägypten auf Vordermann zu bringen. Wie er dies im Einzelnen gemacht hat, ist natürlich nicht überliefert, aber seine Auftraggeber werden vermutlich zufrieden gewesen sein, der Mann verstand schliesslich sein Geschäft. Vor allem seine Folter- und Verhörverfahren waren hierbei von grossem Nutzen für seine Auftraggeber.⁸ Brunners «Amtssitz» ist Damaskus, aber er scheint zwischen 1955 und 1960 häufig zwischen Kairo, Beirut und Damaskus unterwegs gewesen zu sein. Überall waren «Kollegen» platziert. Als Gehlens Mann in Kairo gilt zum Beispiel Franz Bünsch, der auch im Reichssicherheitshaupt-

amt, Abteilung IV B 4, gearbeitet hat und mit einem besonders üblen antisemitischen Pamphlet über *Die sexuellen Gewohnheiten der Juden* bekannt geworden ist. In Beirut soll der Deutsche Botschafter Walter Hellenthal⁹ Brunners Anlaufstelle gewesen sein, was insofern nicht völlig aus der Luft gegriffen zu sein scheint, weil Hellenthal als früherer Generalkonsul in Monaco von Brunners Razzien wusste, die «bewährte Zusammenarbeit deutscher und monegassischer Polizei»¹⁰ pries und sie so wenig verwerflich fand wie das Regime, für das er an exponierter Stelle tätig war. Gegen Dr. Hellenthal wurde 1965 zwar ein Ermittlungsverfahren wegen der Judenverfolgung in Monaco eröffnet, aber eine Reihe von Zeugen hatten grosse Erinnerungslücken. So wusste etwa der ehemalige Rottwachtmeister in Nizza, Karl S., jetzt Oberstudienrat, «noch nicht einmal, dass es damals in Monaco einen deutschen Generalkonsul gab».¹¹ Hellenthal starb 1969 in Murnau.

Weder Brunner noch Skorzeny, noch die anderen Kameraden machten je einen Hehl aus ihrer Vergangenheit. Insbesondere Skorzeny, der Mann für den Nahen Osten, prahlte mit seiner Befreiung Mussolinis, pflegte diesen zweifelhaften Ruhm als Haudegen, selbst als man sich zu fragen begann, ob sein Anteil an dieser Räuberpistole tatsächlich so gross war, wie er gern behauptete.¹² Wie auch immer: Für die Amerikaner war der Pakt mit den Nazis kein Problem. Miles Copeland, der im Januar 1991 in England starb, zitiert in diesem Zusammenhang einen anonymen Oberst des amerikanischen Geheimdienstes. «Ob Sie es glauben oder nicht», soll er Copeland gesagt haben, «einige von uns sind immer noch imstande, die künftigen Interessen Amerikas höher zu stellen als den Genuss der Rache.» Simpson bestätigt dies: «Alle wussten Bescheid», sagt er, «und wenn die deutsche Regierung wirklich daran interessiert ist, Brunner vor Gericht zu bringen, könnte sie einen ganz einfachen Schritt in diese Richtung tun, nämlich die Akten über Brunners Rolle in der ‚Organisation Gehlen‘ öffnen, um seine Beziehungen zum deutschen Geheimdienst in den vierziger, fünfziger und

sechziger Jahren bis heute zu klären, genauso wie es die Amerikaner im Fall Klaus Barbie getan haben, nachdem öffentlicher Druck erzeugt worden war.» Aber danach sieht es leider überhaupt nicht aus. Die Pressestelle des BND, dessen Chef Reinhard Gehlen bis 1968 war, teilt uns nämlich zu unseren Recherchen zum «mutmasslichen» Nazi-Verbrecher Alois Brunner mit, es hätten sich keinerlei Anhaltspunkte finden lassen, die Brunners Dienst beim BND oder bei der «Organisation Gehlen» belegten. Einschränkend sei aber darauf hinzuweisen, «dass in der fraglichen Zeit Vorgänge nur in begrenztem Umfang dokumentiert wurden». ¹³ Ein Dementi ist das nicht.

Aber es gibt auch andere Hinweise, dass Brunner für den BND ein interessanter Fall war. Warum zum Beispiel haben zwei Herren vom Bundesnachrichtendienst in Pullach an einer «Besprechung» teilgenommen, die ein Oberstaatsanwalt der Zentralstelle der Landesjustizverwaltungen zur Aufklärung nationalsozialistischer Verbrechen in Ludwigsburg mit dem bereits erwähnten Zeugen Hermann S. führte, der Brunner in Syrien getroffen hatte? Wollten sie erfahren, wie es ihrem Ex-Agenten geht, nachdem der gerade aufgefliegen und zu den Syrern gewechselt war? Die zeitliche Nähe beider Ereignisse spricht sehr dafür. Im Mai 1960 gibt sich Dr. Georg Fischer als Alois Brunner dem Geheimdienstoffizier Lahan zu erkennen, und am 11. Juli 1960 erzählt der Zeuge Hermann S. den BND-Beamten, wie er Brunner im Büro von Rademacher, mit dem er «für die syrische Sûreté» arbeitete, getroffen habe. ¹⁴ «Beide Male», berichtet S., «gab er zu, Brunner zu heissen.»

Und wie um zu belegen, dass es Brunner an nichts fehle und er wohl auf sei, hatte S. ein bemerkenswertes Foto dabei ¹⁵: In einem gemütlichen Wohnzimmer sitzen in geselliger Runde vier Herren und eine Dame an einem gedeckten Tisch beieinander. Man hat sich gerade mit Cognac zugestrotzt und ist bester Laune. Die Identität der abgelichteten Personen ist nicht geklärt, nur Brunner mit Oberlippenbart und Sonnenbrille, am Bildrand links in lässiger Pose sitzend, ein Glas in der Hand, gilt als gesichert. Das Bild belegt eines ziemlich deutlich: Brunner hat



BUNDESNACHRICHTDIENST

82049 Pullach, 08. Dezember 1997

Pressestelle

Herrn
Dr. Georg M. Hafner
Abteilungsleiter
FS-Politik und Gesellschaft
Hessischer Rundfunk
Bertramstraße 8

60320 Frankfurt a. Main

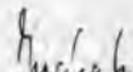
Betr.: Ihre Recherche zum mutmaßlichen Nazi-Kriegsverbrecher Alois Brunner

Sehr geehrter Herr Dr. Hafner,

ich nehme Bezug auf unser Gespräch vom 13. November 1997, in dem Sie um eine Stellungnahme des Bundesnachrichtendienstes zu erhobenen Vorwürfen baten, wonach Alois Brunner bis in die 50iger Jahre hinein in Verbindung zur Organisation Gehlen/zum Bundesnachrichtendienst gestanden habe.

Eine dienstinterne Recherche ergab, daß sich in den Unterlagen des Bundesnachrichtendienstes für eine solche Annahme keine Hinweise finden lassen. Auch für Ihre Aussage, Otto Skorzeny habe für die Organisation Gehlen gearbeitet, ergaben sich keine Anhaltspunkte. Einschränkend möchte ich allerdings anmerken, daß in der fraglichen Zeit Vorgänge nur in begrenztem Umfang dokumentiert wurden.

Mit freundlichen Grüßen


(Peter Juchacz)

es sich gemütlich gemacht, der Massenmörder ist gesellschaftlich nicht geächtet, im Gegenteil, er genießt ganz offensichtlich Ansehen und weiss sich bei guten Freunden aufgehoben, die alle auch seinen wahren Namen kennen.



Brunner hat es sich in Syrien gemütlich gemacht

Und noch ein Detail muss erwähnt werden. Hermann S., der redselige Zeuge, ist Brunner nämlich nicht zufällig über den Weg gelaufen, er hat ihn gesucht. Aber anders als die Staatsanwaltschaften in Deutschland und Österreich, die rätselten, wo denn Brunner abgeblieben oder ob er nicht doch schon längst verstorben sei, findet S. den Verschwundenen offenbar auf Anhieb. Dem vernehmenden Staatsanwalt in Frankfurt gegenüber lässt S. den eigentlichen Grund seiner Reise eher offen und behauptet, er sei «durch die damaligen Wirren im Vorderen Orient» zunächst eher zufällig in Damaskus gestrandet, wo er sich in der Folgezeit dann öfter aufhielt. Auch wenn die wirklichen Geschäfte des Herrn S. äusserst schemenhaft bleiben, zwei seiner Auftraggeber nennt er doch. Es handelt sich um zwei deutsche Journalisten: Der eine heisst Horst Mahnke, der andere Heinz Altmeyer. Altmeyer arbeitet zu der Zeit für die *Neue Illustrierte* in Köln an einer Artikelserie über Maximilian Mer-

ten, ebenfalls ein Mann aus dem früheren Leben Brunners, weshalb Hermann S. Brunner wohl aufsucht. Brunner soll nämlich Merten entlasten, der sich seit April 1959 in Athen vor Gericht verantworten muss für seine Rolle als willfähriger und hilfreicher Organisator Brunners bei der Deportierung und Verschleppung der Juden von Saloniki.¹⁶ Doch Brunner lehnt «barsch»¹⁷ ab, und als S., erstaunlicherweise «in Begleitung von deutschen Offizieren, die als Inspekture in der syrischen Armee tätig gewesen waren», bei Brunner in der Sache Merten noch einmal vorstellig wird, bleibt Brunner bei seiner Weigerung, den Kumpanten Merten herauszuhauen. «In der Folgezeit», berichtet S., «war mein Verhältnis zu Brunner so, dass ich sogar tätlichen Angriffen durch ihn ausgesetzt, war.» Als Hermann S. sich daraufhin beim syrischen Innenministerium beschwert, erfährt er, «dass es sehr gefährlich sei, etwas gegen Brunner zu unternehmen. Dabei kam die Sprache auf ungeklärte Todesfälle, die durch Brunner offensichtlich inszeniert worden waren.»¹⁸

Der andere Journalist, für den Hermann S. in Damaskus eine Gefälligkeit erledigte und für den er das Foto von Brunners kleiner Trinkrunde besorgte, ist Horst Mahnke, der wiederum eine schillernde Figur in den wirren Jahren der jungen Bundesrepublik gewesen sein muss. Der ehemalige SS-Hauptsturmführer des RSHA im Amt VII («Weltanschauliche Forschung und Auswertung») war Referent und einer der engsten Vertrauten des SS-Führers Franz Six, bis 1938 der Vorgesetzte von Adolf Eichmann.¹⁹ Mahnke bringt es später²⁰ zum Ressortleiter beim *Spiegel*, aus dem er erst 1960 wieder ausscheidet, um anschließend «Hauptschriftleiter der Zeitschrift *Kristall*» zu werden, wie sich S. ausdrückt, also deren Chefredakteur. Mahnke sass gerade an einer Reportage über Waffengeschäfte ehemaliger Nazis im Nahen Osten, die Ende 1960 unter dem Titel «... und nichts dazugelernt» erschien²¹, und brauchte ein Foto eines gewissen Alois Brunner, der angeblich in ebendiese Geschäfte verwickelt war. S. besorgt ihm ein Foto bei der schon

erwähnten Firma Thameco, für die Brunner als Betriebsleiter tätig ist, ein pharmazeutisches Unternehmen, das hinter dieser Fassade Waffengeschäfte betreibt und zwar, wie S. behauptet, «unter führender Beteiligung des Alois Brunner». Im Zusammenhang dieser Geschäfte taucht auch wieder die Otraco auf, die ein Büro in Kairo unterhält, das ebenfalls von einem BND-Mann geleitet wird.²² Der Otraco geht es geschäftlich blendend. Sie handelt mit ostdeutschen, tschechischen und ungarischen Waffen, die zum Teil nach Algerien gehen, wo die algerische Untergrundorganisation FLN (Front de Libération Nationale) gegen die Besatzungsmacht Frankreich kämpft.²³ Was auf den ersten Blick etwas seltsam wirkt, ergibt durchaus einen Sinn. Denn viele SS-Leute, die bei der französischen Fremdenlegion untergetaucht waren, wechselten zur FLN, wenn auch nicht immer ganz freiwillig. Aber um nicht enttarnt zu werden, spielten sie mit.²⁴ Der Kontaktmann zwischen der Otraco und der FLN soll Wilhelm Beisner gewesen sein, der Mann, der mit Brunner angeblich nur wegen des Kaufs eines Teppichs zu tun hatte und dem Unbekannte am 16. Oktober 1960 in München eine Bombe unter sein Auto legen, die ihn, als er den Zündschlüssel herumdreht, so schwer verletzt, dass ihm sein linkes Bein amputiert werden muss. Er liegt noch Wochen danach im Schwabinger Krankenhaus in München, kann auf beiden Augen nicht mehr sehen und wird noch im Krankenzimmer vernommen.²⁵ Beisner, auch er angeblich ein Mann des BND für den Bereich Jugoslawien – was sich günstig ergab, weil Beisner schon für das Reichssicherheitshauptamt dort tätig war –, gibt vor, Brunner ausser bei Gelegenheit des Teppichkaufs nie gesehen zu haben. Das verwundert insofern, als derselbe Beisner nach dem Attentat vor einem französischen Offizier, der ihn wegen seiner angeblichen Verbindungen zur FLN befragt, auspackt.²⁶ Beisner plaudert über Rademacher, Springer und Brunner, die hinter dem Eisernen Vorhang Waffen besorgen, um sie nach Algerien zu verkaufen. Beisner weiss Bescheid, denn er ist Teil des Deals. Die Bombenleger wurden nie ermittelt, aber die Vermutung,

dass sie mit den Waffengeschäften der Otraco zu tun haben könnten, ist nahe liegend. Auch ein Grund, warum es Brunner sicher langsam mulmig zumute wird. Er lebt in diesen Jahren nämlich keineswegs nur in Damaskus, sondern dank seiner geschäftlichen Verbindungen auch in Kairo. Ein idealer Platz, um sich im Juni 1960 vorübergehend abzusetzen²⁷, denn die ersten Pressemeldungen über ihn und seine Tätigkeiten in Damaskus machten die Runde. Da ist Vorsicht geboten, wird Brunner sich gedacht haben. Doch als er zurückkommt, ist die Gefahr keineswegs vorbei.

Auf dem Hauptpostamt von Damaskus ist ein Postfach auf den Namen Dr. Georg Fischer registriert. Aber der Adressat ist in Wirklichkeit Alois Brunner. Als er am 13. September 1961 persönlich ein Paket abholt und öffnet, explodiert eine Bombe. Zwei syrische Postbeamte, die ihm die Postsendung gebracht hatten, werden auf der Stelle getötet, Brunner selbst überlebt schwer verletzt. Er verliert ein Auge. Nach zweiwöchigem Krankenhausaufenthalt wird Brunner am 28. September geheilt, aber schwer gezeichnet entlassen. Noch heute habe er Schwierigkeiten zu lesen, berichtet der Journalist der *Bunten*. «Er entziffert mit einer starken Lupe Wort für Wort.»

Die Bombenleger hüllen sich bis heute in Schweigen. Brunner hatte viele, die ihm nach dem Leben trachteten. Der französische Geheimdienst etwa, dem die Waffenlieferungen Brunners und seiner Partner in das um Unabhängigkeit kämpfende Algerien missfielen. Oder der Mossad. Eine nahe liegende Vermutung, die aber Isser Harel, legendärer Chef des israelischen Auslandsgeheimdienstes, lächelnd zurückweist. «Von uns war es keiner», sagt er uns in dem aufgeräumten Wohnzimmer seines grossen Hauses in Tel Aviv. «Nicht, weil er das nicht verdient hätte oder es nicht angemessen gewesen wäre, aber es passte nicht in unseren Plan.» Seine Leute hatten gerade Adolf Eichmann in einer riskanten Operation gefasst und vor Gericht gebracht, nun hätten sie, wenn überhaupt, noch nach Josef Mengele sehen wollen, aber nicht

nach Brunner. Dennoch habe die Bombe ganz gewiss nicht den Fal-schen erwischt an diesem 13. September 1961, setzt er mit einer gewis-sen Genugtuung hinzu.

15 Angelegt und abgelegt: Die Akte Alois Brunner

Der 13. September 1961 ist, ähnlich wie 1946 die Hinrichtung seines Namensvetters Anton Brunner, eine günstige Gelegenheit, die Spuren Brunners bewusst oder bewusst zu verwischen. E.H. Cookridge zum Beispiel, der Biograph Gehlens, verbreitet ebenso den Tod des Massenmörders¹ wie der Friedensforscher und Geheimdienstexperte Schmidt-Eenboom, der noch 1999 die Behauptung, dass das Bombenattentat für Brunner tödlich endete, einfach übernimmt.² Aber Brunner lebt, und er hat gute Freunde, die sich um ihn kümmern. Arthur Maichanitsch gehört dazu, ein einschlägig bekannter, österreichischer Rechtsradikaler, Träger des Eisernen Kreuzes, des Panzersturmabzeichens in Silber, ein Mann, der «das tragische Ende des 2. Weltkrieges»³, wie Kameraden zu seinem Geburtstag schreiben, als Leutnant und Kompanieführer erlebte. Es gibt einen kleinen Briefwechsel zwischen Brunner und «Kamerad Maichanitsch» aus den siebziger Jahren, aber es ist auch ein Brief von Maichanitsch aus der Zeit erhalten, als er nach dem Bombenanschlag offenbar für längere Zeit bei Brunner weilte. Er ist an den «lieben Ole» gerichtet, der 1995 mit dieser Korrespondenz bei der Staatsanwaltschaft Frankfurt vorstellig wird, nachdem er den Namen Brunner anlässlich der Aussetzung eines Kopfgeldes auf Brunner in der Presse gelesen hat. Ole O. gibt an, mit Maichanitsch befreundet gewesen zu sein, als dieser zu Brunner «als seine rechte Hand» nach Damaskus gegangen sei. Der Kontakt mit seinem Freund in Damaskus sei aber 1965 abgerissen, und auch ein Geschäft mit «mehreren Patrouillebooten für die syrische Regierung, für die Fischer tätig war» sei damals trotz «ho-

her Provision» nicht zustande gekommen. O. und Maichanitsch hatten sich im Dunstkreis der rechtsradikalen Sozialistischen Reichspartei (SRP) kennen gelernt, wobei dem «lieben Ole» durchaus aufgefallen war, dass Maichanitsch «sehr oft antisemitische Äusserungen von sich» gegeben habe, «die an Härte kaum zu überbieten waren. Er stand dem Holocaust äusserst wohlwollend gegenüber.»⁴ Unschwer vorzustellen, wie Maichanitsch mit Brunner den alten Zeiten nachgehangen und wie sehr ihm die Pflege des alten Kameraden am Herzen gelegen hat. Maichanitsch, der Brunners Postfach in Damaskus mitbenutzt, schreibt an O.: «Unser Fischer ist leider fast blind und kann sich nicht mehr helfen. Du weisst ja nach dem letzten Bombenattentat. Ich lebe jetzt bei ihm und betreue ihn und erledige seine Geschäfte.»⁵

Aber Brunner scheint sich zügig erholt zu haben. Er hält bald wieder Hof als erfolgreicher Geschäftsmann, gerne im Hotel Semiramis, empfängt Industrielle, Geschäftsleute und Diplomaten. Jedenfalls beschreibt dies ein gewisser Gerd Honsik⁶, ein bekannter und einschlägig verurteilter österreichischer Neonazi, der heute in Spanien lebt. Besonders die Zuneigung seiner Landsleute habe ihm am Herzen gelegen, erinnert sich Honsik, der Brunner 1988 in Damaskus besucht haben will: «Es war vor allem das Verdienst der ehemaligen österreichischen Botschafter Baron von Waldstetten und Filz, die sich – wenn auch ohne offiziellen Auftrag – rührend um den SS-Offizier kümmerten. Die geselligen Abende, an denen Hauptsturmführer Brunner im Hause der österreichischen Botschafter weilte, waren gesellschaftliche Ereignisse, bei denen führende Vertreter österreichischer aber auch bundesdeutscher Konzerne zusammentrafen.»⁷ Es gibt berechtigte Zweifel an dieser Darstellung. So dementiert das österreichische Ausussenministerium, jemals einen Baron von Waldstetten beschäftigt zu haben, während Botschafter Albert Filz die nachsuchende Bundespolizeidirektion Wien kurz und bündig wissen lässt: «Zu einer Zeugenvernehmung kann ich nicht kommen», und weil er einen Brunner nicht kenne, sei eine Ver-

nehmung ohnehin «für Sie vollkommen wertlos.»⁸ Honsiks revisionistische Schmähchrift über «ungehörte Zeugen wider die Gaskammer»⁹ zeigt bei aller gebotenen Distanz, dass Brunner nicht nur in den verwirrten Köpfen der Neonaziszene einen besonderen Ruf genießt, sondern dass jeder, der will und Lust hat, den Mann besuchen kann. Brunner ist kein Phantom, sondern ein real existierender Kriegsverbrecher.

Dass Dr. Manfred Schausberger zu denen gehört, die selber mal nach Brunner schauen, kann man ihm nicht nachsagen. Er ist ja auch nur ein Mann der Akten und ist uns als derjenige empfohlen worden, der im österreichischen Bundesministerium für Justiz für die Akte Brunner zuständig ist. Auf unseren Wunsch hat er aus dem staubigen Konvolut ein vergilbtes Blatt Papier hervorgezogen, ein historisches Dokument aus dem Jahre 1961, als Österreich sich entschloss, den Massenmörder Brunner vor Gericht zu stellen. Dazu braucht es, wie überall, einen hinreichend begründeten Tatverdacht und einen ebenso begründeten Haftbefehl, der fast auf den Monat genau 16 skandalösejahre nach der ersten Strafanzeige gegen Brunner¹⁰ erlassen wurde, nämlich am 22. November 1961. Unverzüglich sei man damals ans Werk gegangen; denn schon am nächsten Tag wurde das Aussenministerium ersucht, eine Auslandsfahndung einzuleiten, um die syrischen Behörden ebenfalls zu ersuchen, Brunner in eine vorläufige Auslieferungshaft zu nehmen, was die syrischen Behörden aber nicht taten. In der Folge habe man immer wieder «Aktivitäten gesetzt», 1990 erst wieder durch Interpol, diese Fahndung sei auch noch im Gange und im Falle einer Festnahme erfolge sofortige Mitteilung. «Diese Festnahme ist bisher nicht erfolgt», stellt Schausberger achselzuckend fest. Wir erfahren noch, dass Brunner die Maximalstrafe von höchstens 20 Jahren bekäme, aber dazu müssten sie ihn haben, und danach sieht es nicht aus.

Dabei sind die Versuche, Brunner vor Gericht zu bringen, zahlreich, aber wir hatten den Eindruck, sie sind entweder nicht mit der notwendigen Dringlichkeit behandelt oder bewusst verschleppt oder gar behin-

dert worden. Eva Berger hat als erstes Opfer gegen Brunner vor dem Amtsgericht Wien Anklage erhoben und damals noch sehr genau zwischen Brunner I, Alois Brunner, und Brunner II, Anton Brunner, zu unterscheiden gewusst. Dreimal sei sie inhaftiert worden durch diese «Bluthunde», deren «Grausamkeiten und Marter» sie gerne «bei Gericht persönlich unter Eid» schildern möchte.¹¹

Es gab genug Zeugen, und es meldeten sich täglich mehr. Am 4. Januar 1946 bringt die Israelitische Kultusgemeinde Wien der «verehrlichen Staatspolizei zur Kenntnis», dass Gertrude Hirschhorn als Zeugin zur Verfügung stehe, weil sie miterlebt habe, wie «der bekannte SS-Hauptsturmführer Brunner I den aus Wien deportierten Juden Sigmund Bosel auf dem Transport nach Riga erschossen hat».¹² Die Zeugin ist damals 18 Jahre alt. Als die Strafverfolgungsbehörden Gertrude Hirschhorn 16 Jahre danach noch einmal zu Brunner befragen wollen, stellt die Polizeidirektion Wien bedauernd fest, dass Frau Hirschhorn sich «nach Palästina abgemeldet» habe und «seither in Wien nicht zur Anmeldung gelangt»¹³ sei. Noch einmal über 30 Jahre später haben wir nach einiger Recherche Gertrude Hirschhorn in New York gefunden. Sie zu finden setzt voraus, dass man sie sucht. Die Wiener Staatsanwaltschaft aber kommt 1962 nicht einmal auf die nahe liegende Idee, in Palästina oder besser in Israel nachzufragen, ihrem vermeintlichen neuen Wohnort.

Ebenfalls im Januar 1946 meldet sich Franz H. mit einer Anzeige wegen «Quälerei» und anschließender Deportation seiner damals 75-jährigen Mutter Hermine bei der Wiener Staatsanwaltschaft. Brunner sollte doch bitte «noch rechtzeitig über diese für mich wichtige Angelegenheit einvernommen werden, da zu einem späteren Zeitpunkt wohl keine Möglichkeit mehr dazu bestünde», schreibt Sohn Franz ungewollt weit-sichtig.¹⁴ Oder Eugen C., der im Februar 1946 der Staatsanwaltschaft den Fall des jungen, todkranken Ernst Wessely schildert, an dessen Beerdigung weder seine Schwester noch seine Mutter teilnehmen durften, weil Brunner auf deren Deportation bestand¹⁵, und von denen jede Spur

fehle.¹⁶ Oder Harry W., der seine Erlebnisse mit Brunner in Sereď schildern möchte, aber einfach keine Antwort vom Landesgericht Wien erhält und erst Monate später kurz Gehör findet.¹⁷ Als man ihn 1960 noch einmal befragen will, muss man feststellen, dass er 1951 Selbstmord begangen hat. Oder Elisabeth M. Sie erstattet am 6. November 1946 Anzeige gegen Brunner. Weil sie mit einem Juden verheiratet war, hatte Brunner sie gezwungen, ihre Wohnung zu räumen. Daraufhin beging ihr Mann, Dr. René M., aus Verzweiflung Selbstmord, «um, wie er meinte, die Wohnung zu retten».¹⁸ Vergeblich. Als man Frau M. nach 13 Jahren noch einmal vernehmen will, hat sie längst resigniert, ist verbittert und legt keinen Wert mehr auf eine Strafverfolgung.

Ausser den Opfern scheint es niemand wirklich eilig zu haben. Die Akten zu Brunner werden hin- und hergeschickt, von einem Staatsanwalt zum anderen, von einer Behörde zur nächsten, sehr bürokratisch mit vielen Anschreiben und immer ohne jeden Tadel, aber auch ohne einen erkennbaren roten Faden oder gar ein vorzeigbares Ergebnis. Ende Januar 1956 stellt die Polizeidirektion Wien plötzlich fest, dass zu Brunner «keinerlei Personalunterlagen vorhanden sind»¹⁹, während zur gleichen Zeit das Bundesministerium für Finanzen wegen der noch offenen Möbelfrage Anni Brunners die Staatsanwaltschaft Wien darauf hinweist, man möge doch bitte prüfen, ob nicht eine «Finalisierung der Angelegenheit entweder in Form eines objektiven Verfallsverfahrens oder in Form einer Einstellung des Verfahrens zweckmässig und wünschenswert wäre»²⁰. Dass wieder die eine Hand nicht weiss, was die andere tut, macht dann die handschriftliche Notiz der Staatsanwaltschaft Wien vom 15. Dezember 1956 deutlich, die offenbar für ein anderes Kriegsverbrecherverfahren den Strafakt gegen Brunner I und Brunner II braucht, obwohl die beiden Angeklagten, wie der Staatsanwalt schreibt, «bekanntlich hingerichtet wurden»²¹. Diese Fehlinformation der Staatsanwaltschaft ist vor allem vor dem Hintergrund absurd, dass das Innenministerium genau ein Jahr zuvor darauf hingewiesen

worden war, dass Brunner bis vor kurzem noch unter falschem Namen in Essen lebte und polizeilich gemeldet war.

Als wir uns die Akte Brunner in einem der grossen Aktenzieh-schränke im «Aktenlager» des Landesgerichts für Strafsachen Wien her-ausziehen lassen, erhalten wir ein trauriges, verstaubtes und zerschlis-senes Bündel, notdürftig mit einem Bindfaden zusammengehalten. Das hatte schon lange niemand mehr in der Hand gehabt. Doch diese Akte scheint ohnehin nie mit viel Schwung bearbeitet worden zu sein. Wenn wir uns etwa die Zeugenvernehmung des Anstreichergehilfen Karl Rö-der ansehen, immerhin Brunners Schwiegervater, so ist aus dem Schrift-satz wenig Leidenschaft des vernehmenden Richters zu erkennen. Zwei Jahre später wird Karl Röder bereitwillig bei der Möbelfrage zugunsten seiner Tochter Anni aussagen, um ihr zu den Möbeln zu verhelfen. Im Verfahren gegen seinen Schwiegersohn aber sagt er nur: «Ich will nicht aussagen»²², und darf gleich wieder gehen. Immerhin hat man einen dritten Steckbrief auf den Weg gebracht, weiss aber anders als beim letzten plötzlich nicht mehr so genau, wann und wo Brunner geboren wurde²³. Zwei Jahre später hat man sich dann wieder auf das tatsächliche Geburtsdatum 8. April 1912 und den Geburtsort Rohrbrunn geei-nigt.²⁴ Aber das Verfahren dümpelt vor sich hin und weil dem so ist, wird es tatsächlich am 23. Januar 1960 mit der haarsträubenden Begrün-dung, dass «sich die ursprünglich vorliegenden Verdachtsmomente nicht so weit erhärten liessen, dass eine Fortführung des Strafverfahrens hätte gerechtfertigt werden können», vorläufig eingestellt.²⁵

Mühsam wird schliesslich ein Jahr später versucht, diesen Beschluss wieder aufzuheben, da neue Beweismittel vorlägen. Erstmals wird nun die eigenhändige Ermordung Sigmund Bosels angeführt, was allerdings bereits seit 1946 durch die damalige Aussage Gertrude Hirschhorns ak-tenkundig war. Immerhin beginnt man nun, sich auch mit Brunners Mordtaten ausserhalb Wiens zu beschäftigen und fragt bei der Zentral-stelle zur Aufklärung nationalsozialistischer Verbrechen in Ludwigs-burg an, ob sich der Verdacht erhärten liesse, dass Brunner auch in Grie-

chenland an der Deportation von Juden beteiligt war.²⁶ Aber Ludwigsburg bedauert, über keine diesbezüglichen Unterlagen zu verfügen.²⁷ Eine geradezu unglaubliche Antwort, wenn man bedenkt, dass Dieter Wisliceny fast 20 Jahre zuvor vor den Gerichten in Bratislava und in Nürnberg sehr ausführlich seine und Brunners elende Rolle in Saloniki geschildert hatte.

Die Liste der Zeugen ist lang, die Erinnerungen an Brunner mannigfaltig, die Belege seiner Grausamkeiten sind vielgestaltig. Der Fall Brunner hätte zu den am besten dokumentierten Kriegsverbrecherverfahren gehören können. Doch er stand nie vor Gericht. Jahrzehntlang schob die österreichische Justiz die Akte hin und her. Mal, weil der Aufenthalt des Täters unbekannt sei, weil er angeblich bereits tot sei oder zu alt oder weil er kein Österreicher mehr sei. Dieser skandalösen Gelassenheit der österreichischen Gerichtsbarkeit steht die der deutschen Kollegen aber in nichts nach. Auch hier werden wertvolle Jahre verplempert, die Brunner zur Flucht und zur Vertuschung seiner Spuren nutzt. Immer wieder gibt es zwar hier und da neue Ansätze, aber meistens kommen sie von aussen auf den lustlosen Justizapparat der Bundesrepublik zu, beispielsweise dadurch, dass die französische Militärjustiz 1954 Brunner gleich zweimal in Abwesenheit zum Tode verurteilt. Auch wenn das deutsche Recht Verfahren in Abwesenheit nicht zulässt, so wäre doch deutlich mehr Elan möglich gewesen. Stattdessen aber haben die unselige Amnestiedebatte Anfang der fünfziger Jahre und der Umstand, dass die bundesdeutsche Justiz von belasteten Richtern und Staatsanwälten gesättigt war, viel dazu beigetragen, dass die Mörder von gestern unbehelligt geblieben sind oder gar als ehrenwerte Mitglieder der Wirtschaftswunderjahre zum Teil bis heute grosse Wertschätzung geniessen.

1961 eröffnet dann der unermüdliche Fritz Bauer, legendärer Oberstaatsanwalt in Frankfurt, das erste Verfahren gegen Brunner in Deutschland, in dem er ihm die Ermordung von mindestens 65'000 Menschen zur Last legt. Heute geht man davon aus, dass Brunner bis

zu 128'000 Menschen in den Tod geschickt hat. Dass der Name des Massenmörders, wenn auch nur für kurze Zeit, plötzlich eine Rolle in der Öffentlichkeit spielt, liegt vielleicht auch an einem Artikel des *Spiegel*, der 1960 über den unglaublichen Fall im Zusammenhang mit der Verhaftung Eichmanns berichtet hatte.²⁸ Auch die österreichische Justiz beschliesst, die vergilbten Akten wieder hervorzuholen. Die neue Betriebsamkeit mündet schliesslich in jenem neuen Haftbefehl, den Manfred Schausberger uns in seinem Büro im Justizministerium präsentiert. Dieser ist auch die Grundlage des Auslieferungsantrags, der als Anlage ebenfalls in der Akte Brunner verstaubt. Damals, im Sommer 1962, wird in einem

Aktenvermerk an die österreichische Staatsanwaltschaft vermutet, Brunner werde «nach seiner Ergreifung wohl weniger wegen Einzelschicksalen als vielmehr als führendes Glied des mit der Gesamtlösung der Judenfrage betrauten Personenkreises um Eichmann zu verfolgen sein²⁹, eine Erkenntnis, die man einerseits aus dem Verfahren gegen Eichmann in Jerusalem und andererseits auch aus dem parallel in Wien stattfindenden Verfahren gegen Franz Novak, den «Fahrdienstleiter des Todes» und Brunners Trauzeugen, gezogen hatte. Mit Eichmann, Novak und Brunner war die erste Garnitur der Täter im Visier.

Aber der Auslieferungsantrag an Syrien verzögert sich. Die Übersetzungen werden nicht pünktlich fertig, und es ist plötzlich unklar, ob Brunner überhaupt österreichischer Staatsbürger ist. Die Angelegenheit kommt dann doch irgendwie auf den Weg nach Syrien. Dass Österreich



Brunner 1985 in Syrien

nun in regelmässigen Abständen in Damaskus nach dem Stand der Dinge gefragt hat, ist nicht überliefert, auch wenn Dr. Schausberger versichert, man sei energisch am Ball geblieben. Am 18. Januar 1963, also gut ein Jahr nach dem Auslieferungsbegehren, teilt die österreichische Botschaft in Beirut das nüchterne Ergebnis der syrischen Bemühungen, den Kriegsverbrecher Brunner ausfindig zu machen, in einem kurzen Anschreiben an das Landesgericht Wien mit: «Alois Brunner befindet sich nicht mehr auf syrischem Territorium, und es habe auch nicht eruiert werden können, wohin er ausgereist sei.»³⁰ Es ist das einzige Mal, dass Syrien zumindest indirekt zugibt, dass Brunner überhaupt jemals in Syrien war. Später wird selbst dies strikt in Abrede gestellt. Auch die Bundesrepublik denkt 1961 kurz über ein Auslieferungsgesuchen nach, verzichtet aber angesichts der Auskunft der österreichischen Kollegen aus Beirut darauf. Während auch Israel 1961 einen Auslieferungsantrag stellt, verzichtet Griechenland seit 1959 gleich ganz auf jede Verfolgung von Naziverbrechern mit dem Hinweis, man habe dieses Recht schliesslich an die Bundesrepublik abgegeben.³¹ Dann tut sich lange nichts. Syrien schweigt und Österreich schweigt, und so wandert die Akte Brunner wieder in die Ablage, und Brunner ist erneut ausser Gefahr.

Das Attentat auf Brunner vom 13. September 1961 fällt in eine innenpolitisch unruhige Zeit Syriens. Die Machtverhältnisse verschieben sich, aber Brunner setzt auf einen Mann, der sich mit allen Mitteln nach oben boxt: General Assad. Er ist Chef der nationalistischen Ba'ath-Partei, Verteidigungsminister und wird 1970 nach einem Staatsstreich Ministerpräsident und schliesslich Staatspräsident. Brunner, ein Meister der Anpassung, arrangiert sich mit den neuen Machthabern, die ihm bis heute einen sicheren Geleitschutz bieten gegen jeden auch noch so gut begründeten Auslieferungsantrag. Tatsache ist, dass Brunner zu keinem Augenblick befürchten musste, abgeschoben oder gar ausgeliefert zu werden. Das liegt einerseits daran, dass sich Syrien in dieser Hinsicht einfach taub stellt, andererseits daran, dass die Auslieferungsanträge,

einmal gestellt, Bestand haben und nicht erneuert werden müssen, was wiederum zur Folge hat, dass die Angelegenheit in einen für Brunner glücklichen Winterschlaf fällt. Aus dem schreckt das Landesgericht Wien am 24. Mai 1965 kurz auf, als man erfährt, Brunner wolle vier Tage später mit einer Maschine der Air France von Damaskus nach Rom fliegen. Italien wird offiziell um Verhaftung und Auslieferung Brunners an Österreich ersucht, aber das Bundesjustizministerium muss am 31. Mai 1965 enttäuscht feststellen, «dass Alois Brunner nicht in Rom eingetroffen ist».³² Als drei Jahre später erneut Gerüchte über eine bevorstehende Europareise Brunners wegen einer Augenoperation auftauchen, druckt der *Linzer Turm*, das «Mitteilungsblatt des Frontkämpferbundes» eine «Warnung der Österreichischen Gesellschaft vom Roten Kreuz» an eine Reihe deutscher Wehrmachtkameraden, lieber nicht zu fahren, weil sie «mit Schwierigkeiten rechnen müssen». Auch der Name Brunner steht auf der Liste.³³ Dass die Strafverfolgungsbehörden unverzüglich beim Roten Kreuz oder beim *Linzer Turm* vorgeprochen hätten, ist nicht bekannt geworden. Die Akte Brunner ist längst wieder in einem der gewaltigen Ziehschränke im Aktenarchiv zurückgerollt und bleibt dort fast 20 Jahre weitestgehend unberührt.

Nicht nur in Österreich, auch in Deutschland tut sich wenig. Das von Fritz Bauer 1961 angestossene Verfahren schleppt sich dahin. 1966 wird zwar im Zuge eines anderen Verfahrens bei der Staatsanwaltschaft Stuttgart auch gegen Brunner ermittelt, aber die Bemühungen werden 1980 eingestellt, da «sein Aufenthalt ... trotz umfangreicher Nachforschung nicht festgestellt»³⁴ werden konnte. Ein kurzes Telefonat nach Österreich hätte Wunder bewirken können, aber es unterblieb, die Sache Brunner war wohl keine dringliche. Sie kommt erst wieder in Gang, als Rolf Holtfort, Staatsanwalt bei der Kölner Zentralstelle im Lande Nordrhein-Westfalen für die Bearbeitung von nationalsozialistischen Massenverbrechen in Konzentrationslagern 1979 vier Verfahren gegen Täter der höheren Laufbahn einleitet, die anders als die primitiven «Blut-

hunde» Volljuristen waren, «die am Schreibtisch gesessen und die mit einer einzigen Unterschrift viele Menschen auf einmal in den Tod geschickt haben», wie sich der Staatsanwalt heute erinnert, und die sich entsprechend grossspurig zur Wehr zu setzen wussten: Dr. Walter Nährich, Regierungsrat a.D., Modest Graf von Korff, Ministerialrat a.D., Richard Preise, Leitender Landesverwaltungsdirektor a. D., Rolf Bilharz, pensionierter Angestellter. Sie haben alle eines gemeinsam: Es waren Männer, die Brunner aus Frankreich gut kannten: Nährich war in Bordeaux, Graf von Korff in Châlons-sur-Marne, Freise in Poitiers und Paris, Bilharz in Nizza.

Rolf Holtfort lebt immer noch in Köln, ist pensioniert und kann deshalb ungeniert reden: Von Nährich zum Beispiel, den ein französisches Militärgericht schon 1952 zum Tode verurteilt hat.³⁵ Als Nährich glaubte, dass über die ganze Sache Gras gewachsen sei, kehrte er an seinen alten Einsatz- und Tatort Bordeaux zurück, um Urlaub zu machen. Er wird anhand seines Meldescheins im Hotel erkannt, verhaftet und unter der Auflage, zum Prozess wieder zu erscheinen, freigelassen. Er setzt sich aber nach Deutschland ab. Erst bei einem weiteren Urlaubsaufenthalt schnappen ihn die Franzosen wieder, er bekommt eine, wie er es schildert, recht «vergnügliche» Untersuchungshaft und dann ein Urteil von zwei Jahren, das aber auf Bewährung ausgesetzt wird. Verständlich der Arger, den sich Holtfort einhandelt, als er Dr. Nährich nun vor ein deutsches Gericht bringt. «Du mit deinen akademischen Nazis», heisst es im Kollegenkreis abschätzig. Rolf Holtfort erzählt weiter von Nährich, dem es gelingt, dass das Verfahren wegen Verhandlungsunfähigkeit eingestellt wird, der sich aber gleichzeitig dagegen verwahrte, sich einer Herzoperation zu unterziehen, «böswilligerweise», wie es in einem medizinischen Gutachten heisst. Erst nach Einstellung des Verfahrens lässt sich Nährich operieren und klagt dann auf eine nachträgliche Pension. Holtfort erzählt ungeniert: Von Freise, der sich seinem zu erwartenden Schuldspruch durch Selbstmord entzieht. Er nimmt E 605 und erhält seiner Familie so die Pension. «Geht Ihnen das

nicht nahe?», wurde Holtfort am nächsten Morgen von seinem Vorgesetzten zur Rede gestellt, und als er bejaht: «Aber weitermachen wollen Sie trotzdem?»

Richtig verärgert allerdings werden seine Vorgesetzten, als er anfängt, sich im Rahmen seines Verfahrens auch noch um Alois Brunner zu kümmern, gegen den er auf Antrag Serge Klarsfelds 1982 einen neuen Haftbefehl beim Amtsgericht erwirken konnte. «Das hätten sie schon bei den Verfahren gegen Lischka, Hagen und Heinrichsohn³⁶ tun müssen», wundert sich Holtfort. Aber man hat es nicht getan. Als sein Vorgesetzter von der Eigenmächtigkeit erfährt, schnauzt er ihn an: «Das gibt Arger.» Vor allem für Holtfort, denn der wird nach 13 Jahren bei der Zentralstelle innerhalb einer Woche in die Jugendstrafkammer versetzt. «Sie sind Brunner zu nahe gekommen», erklären Journalisten Holtfort dann, «Sie wissen doch, dass der BND solche Leute unter den Fittichen hat», und Holtfort ist sich auch heute noch sicher, dass dies der Grund für die Aufregung und für seine Versetzung gewesen ist. Bei der Zentralstelle in Ludwigsburg gäbe es sogar einen eigenen «Giftschrank», in dem die brisanten Akten weggesperrt seien und an den niemand drankomme, sagt Holtfort und seine Augen strahlen voller Neugier, die er nie wird stillen können. Seine Ermittlungen gegen Brunner haben genau dieses empfindliche Feld geheimdienstlicher Verstrickungen berührt. Wie oft wurde er gefragt, ob das denn alles sein müsse, und er habe immer wieder gesagt, ja, es müsse sein. Bis er von seinem Job entbunden wurde. Bis der damalige Kölner Generalstaatsanwalt Walter Pfromm, selbst ein ehemaliger NS-Führungsoffizier, ihm weitere Ermittlungen verbot und er schliesslich abberufen wurde.³⁷ Da die Akte Brunner aber nicht mehr ganz aus der Welt zu schaffen war, wurde ein anderer Staatsanwalt damit beauftragt, der sie abwickelte, indem nichts mehr mit ihr geschah. «Man war daran interessiert, dass das auf dem Rechtshilfeweg versickert», sagt Holtfort, und genau so geschah es.

Zwar gibt es im Herbst 1984 einen ausführlich begründeten, interna-

tionalen Haftbefehl der Kölner Staatsanwaltschaft³⁸, dem sich kurz vor Weihnachten auch ein Auslieferungsantrag an Syrien anschliesst, aber damit war mehr der Pflicht als dem Recht genüge getan. Der aufsässige Staatsanwalt jedoch sollte später noch eine Schlüsselrolle im Verfahren gegen Brunner bekommen, denn zumindest in Frankreich galt Holtfort seitdem als ausgewiesener Experte für die dort von den Deutschen begangenen Kriegsverbrechen.

Eine Anklageschrift gegen Brunner wäre heute «innerhalb weniger Wochen fertig», meint Holtfort zum Abschluss, es gäbe keinen Fall, bei dem die Beweislage so eindeutig sei. Er sagt es mit Bedauern.

16 Die Opfer jagen den Täter

Ein Opfer Brunners trägt die Nummer 159683, als er Mitte August 1944 in Auschwitz ermordet wird. Als der Sohn des Toten diese Nummer 1965 in Auschwitz herausfindet, schwört er sich, den Mörder seines Vaters zu finden. Er sucht ihn stellvertretend für viele andere Söhne und Töchter, für die Hinterbliebenen von über 120'000 Opfern: Serge Klarsfeld sucht Alois Brunner, und er wusste von Anfang an, dass es eine mühsame Suche sein würde und noch mühsamer, den Mörder vor Gericht zu bringen. Dennoch hat er keinen Augenblick daran gedacht aufzugeben.

Als wir ihn besuchen, sitzt er mit seiner Frau an einem Tisch, in einem geordneten Durcheinander aus Schriftsätzen, Dokumenten, Fotos und Büchern. Sein Blick schweift mit einer gewissen Genugtuung über seine Werkstatt, auch wenn er zu einem scheinbar bitteren Schluss kommt: «Beate und ich haben nichts erreicht.» Doch dann schmunzelt Serge Klarsfeld und fügt hinzu: «Aber es ist besser, als nichts zu tun», und er meint damit diejenigen, die von Rechts wegen nach dem Massenmörder hätten fahnden sollen.

Die Akte Brunner, die Beate und Serge Klarsfeld angelegt haben, hat nicht nur einen deutlich grösseren Umfang, als die schmalen Kladden, die uns zu Beginn unserer Recherche in Frankfurt oder Köln verschämt vorgeführt wurden, sondern man erkennt sofort, dass mit ihr gearbeitet wird. Da sitzen zwei Menschen an einem Fall, auch wenn die Aussichten, den Täter zu stellen, nicht gut sind. Aber das war bei keinem der anderen, die sie vor Gericht gebracht haben, wesentlich anders. Bei Kurt Lischka nicht oder Herbert Hagen oder Ernst Heinrichsohn, alle drei an-

gesehene Bürger der neuen Bundesrepublik, obwohl sie als NS-Scheren zusammen mit Alois Brunner für den reibungslosen Transport von Tausenden von Juden aus Frankreich nach Auschwitz verantwortlich waren. Diese drei Herren wurden schliesslich der Beihilfe zum Mord für schuldig befunden und zu Haftstrafen zwischen sechs und zwölf Jahren verurteilt. Auch bei Klaus Barbie, dem Gestapo- und Vichy-Chef von Lyon («Schlächter von Lyon») waren die Chancen, ihn zu erwischen, eher minimal. Dennoch haben die Klarsfelds ihn in Südamerika aufgespürt und nach Frankreich vor ein Gericht geschafft, was damals ein innen- und aussenpolitisches Erdbeben auslöste, weil jetzt öffentlich wurde, wie stark die französische Vichy-Regierung kollaboriert hatte und wie skrupellos der amerikanische Geheimdienst sich selbst schlimmster Nazis bedient hatte. Beate und Serge Klarsfeld führen keinen Privatkrieg, aber sie wollten nicht mit ansehen, wie die Täter nach dem Krieg ab- und kurz darauf als Biedermänner wieder auftauchten, als wäre nichts gewesen. Der Fall Brunner ist wegen der Deportation von Serge Klarsfelds Vater Arno durch Brunner sicher ein besonders berührender und auch ein obendrein besonders kompliziert gelagerter Fall. Aber dass so wenig Phantasie aufgewendet wurde, dieses Mannes habhaft zu werden, wundert nicht nur Klarsfelds. Hinweise und Spuren auf Brunner gab es zahllose, meint Beate Klarsfeld, die in Deutschland durch eine Ohrfeige, die sie Bundeskanzler Kurt Georg Kiesinger wegen seiner Haltung zu den NS-Verbrechen öffentlich verpasst hatte, bekannt und dafür selbst heftig angegriffen worden war. «Man hätte Brunner doch nur anrufen müssen», sagt sie. Sie hat es dann irgendwann getan. Und sie hatte plötzlich den Mörder ihres Schwiegervaters am Apparat. Ihr sei es nur darum gegangen, Brunner zu orten, den schnarchigen Strafverfolgungsbehörden nachzuweisen, dass Brunner kein Phantom, sondern ein real existierender Kriegsverbrecher ist. Sie hatte sich eine Geschichte zurechtgelegt: Der Sohn eines Freundes von Brunner in Berlin habe sie («Mein Name wird Ihnen wenig sagen») gebeten, Brun-

ner zu warnen. Es sei ein neuer Haftbefehl gegen ihn ausgeschrieben worden, und da man gehört habe, er wolle sich in der Schweiz einer Augenoperation unterziehen, wolle sie ihm nun davon dringend abraten. «Unternehmen sie diese Reise nicht», habe sie den Mann am anderen Ende der Leitung beschworen, der natürlich nicht gesagt habe: «Ich bin Brunner», aber dessen typisch österreichischen Akzent sie unschwer herausgehört habe. «Es ist nett, dass Sie mich anrufen», habe Brunner dann gesagt, aber er habe nicht die Absicht, in die Schweiz zu reisen. «Aber Danke für die Warnung, Gott schütze Sie.» Kein Zweifel, das war Brunner, meint Beate Klarsfeld, und es wundert sie bis heute, dass niemand auf eine ähnlich simple Idee gekommen ist. Anschliessend hätten sie mit gleichem Erfolg auch bei Brunners Frau Anni angerufen, die sich auch sehr nachdrücklich dafür bedankt habe. Nicht, dass sie erwartet hätten, dass Brunner sich nach einem solchen Telefonat stellen würde, aber man hätte sich auf diese Weise jahrzehntelanges Rätselraten über den Verbleib Brunners erspart, man hätte mit eindeutigen Belegen über seinen Aufenthalt in Syrien der syrischen Regierung auch internationalen Druck machen und die vielfältigen Beziehungen dorthin ausschöpfen können. Aber man hat es eben nicht getan. Niemand habe etwas wirklich Substantielles unternommen oder sie gar unterstützt. «Keiner hat uns geholfen», sagt Beate Klarsfeld, nicht wehleidig oder resigniert, sondern resolut und mit Nachdruck, damit niemand auf die Idee kommt, sie würden deshalb aufgeben. Ihr Vorteil sei es auch, auf keine diplomatischen Empfindlichkeiten oder Förmlichkeiten Rücksicht nehmen zu müssen. «Natürlich ist das für jeden Staatsmann peinlich», sagt sie, «wenn er Assad nach Brunner fragte, und der sagte einfach nichts. Dann fragte man lieber nicht mehr, um sich nicht ständig von Assad vorführen zu lassen.» Die Klarsfelds haben nachgefragt. Überall und jeden, sie hatten keine Scheu, lästig zu sein.

«Die Adresse war doch bekannt, warum hat man nicht mal einen der vielen Botschafter, die jedes Land dort hat, hingeschickt», empört sich ein anderes Opfer Brunners, das in den Akten immer wieder erscheint

und das wir nun in Brooklyn aufsuchen. Da, wo sonst nur fröhliche Familienfotos in hübschen Silberrahmen stehen, fällt uns ein besonderes Bild auf. Ein junger Mann mit einer schief sitzenden Polizeischirmmütze blickt uns an, zuversichtlich und offen, aber alles andere als unbeschwert. Mütze und Uniform sind aus alten Uniformen geschneidert, erfahren wir von Kurt Sauerquell, der 1945 als Polizist nach Wien zurückkehrte, voller Hoffnung, irgendjemanden seiner Familie wieder zu finden. Aber er fand niemanden. «Nicht einen», sagt er, und der Blick von Elliot Welles streift über das kleine Bild, als er noch Kurt Sauerquell hiess und als Polizist dabei helfen wollte, die Mörder seiner Familie zu finden. In dieser Uniform sass er jeden Tag im Prozess gegen Anton Brunner und hörte sich an, was seine eigene Geschichte war. «Wir waren einige Jungs, die aus den Lagern kamen», erzählt Elliot Welles, im Glauben an Gerechtigkeit. Aber eines Tages hat er mit einem Polizeikollegen zusammengesessen, der ganz aufgekratzt erzählte, wie er selbst «Judentransporte» begleitet habe. Da sei ihm schlagartig klar geworden, dass er hier nichts zu suchen hatte. Er ist dann nach Amerika gegangen, wie so viele andere auch, deren Hoffnung bitter enttäuscht worden war. Dabei hat Elliot Welles 1976 den Mörder seiner Mutter, die 1942 nach Riga deportiert worden war, gefündet und ihn vor ein Hamburger Gericht bekommen: Einen angesehenen Mann, der unter falschem Namen als Kriminalkommissar in der Bundesrepublik untergetaucht war. «Als der Prozess war», erinnert er sich, «sassen wir uns direkt gegenüber. Er schaut mich an, ich schau ihn an.» Grauenhaft sei das gewesen, und nach seiner Aussage habe er zwei Tage nicht mehr schlafen können, «es ist zu tief in mir gelegen, ich habe direkt von dem Kerl geträumt», der dann nur vier Jahre bekommt, das Urteil grinsend annimmt und schon nach drei Jahren wieder ein freier Mann ist. «Was ist das schon?», fragt Elliot Welles und beantwortet die Frage selbst: «Das ist doch nichts, wenn man bedenkt, was dieser Mann alles getan hat. Nach der Ermordung meiner Mutter hat er noch Karriere gemacht

als Kommandant des Vernichtungslagers in Maly Trostinec. Das war ein einziges grosses Massengrab.»

Elliot Welles macht eine Pause. Dann sieht er sich Hilfe suchend um und sagt: «Meine Frau hatte keine Verwandten, ich habe keine Ver-



Elliot Welles

wandten, meine Kinder hatten keine Familie. Als die Kinder dann fragten: ‚Where is my grandpa, where is my grandma?‘, da mussten wir ihnen langsam erzählen, dass es da keinen Grossvater gibt, keine Grossmutter, keine Tanten, keinen Onkel.» Nachdenklich blättert Elliot Welles in einem Album: «1935/36, als kleiner Junge im Strandbad in Wien», «Mutter vor Juwelier und Uhrengeschäft in der Schimmelgasse in Wien», «der kleine Kurt mit Tante Ella (1936)», sehr viel mehr als diese Fotos ist nicht geblieben.

Auch Tuvia Friedmann war als junger Überlebender aus Polen in Wien eingesetzt, um Kriegsverbrecher aufzuspüren. Friedmann ist stolz

auf ein Foto, das er bei dieser Gelegenheit 1946 sichergestellt hat. Es zeigt einen Mann in langem Ledermantel, die rechte Hand an einem Holzgatter abgestützt, in der linken Hand einen Hut, artig an der Hosennaht. Eine melancholische Pose, den Blick direkt in die Kamera. Der leicht vergilbte Abzug ist mit altersschwachen Fotoecken auf eine Pappe geklebt, ein Beutestück, das Friedmann nicht ohne Stolz aus den Akten holt. Der Mann mit dem verträumten Blick ist Alois Brunner. Tuvia Friedmann weiss es auch deshalb so genau, weil er es bei Anni Brunner selbst gefimden und mitgenommen hat. Ob das Foto mit Hitler im Schnee, mit Stock, Hut und Gamaschen, auch bei Anni lag, weiss er nicht mehr genau, aber da es sich neben dem Brunnerfoto befindet, könnte es auch aus dem Schatz der Anni Brunner stammen. Anni wohnte damals bei ihren Eltern, erzählt Friedmann. Er habe sich nicht als Jude zu erkennen gegeben, sondern mehr aus dem Hintergrund die Wiener Staatspolizei Fragen stellen lassen. Sie habe damals steif und fest behauptet, keine Ahnung zu haben, wo ihr Mann abgeblieben sei, vielleicht sei er tot.

Friedmann steht in seinem kleinen Archiv in Haifa. Die Regale sind vollgestopft mit Dokumenten. Bis unter die Decke. Dazwischen grossformatige Bilder von der Rampe in Auschwitz, aus dem Ghetto von Warschau. Friedmann selbst war im Ghetto Radom in Polen. Unablässig werden durch junge Mitarbeiter Friedmanns neue Akten in eine Datenbank eingegeben. Seit über 50 Jahren sucht Friedmann Kriegsverbrecher, aber er hat diese Arbeit immer gegen Widerstände durchsetzen müssen: Israel wollte nach dem kostspieligen und schwierigen Eichmannprozess kein neues Verfahren, gleichgültig gegen wen, und Österreich hatte sowieso kein gesteigertes Interesse, Kriegsverbrecher vor Gericht zu bringen, und schon gar nicht kurz nach dem Krieg. «Mich hat 1948 der Chef der Staatspolizei kommen lassen», erregt sich Friedmann noch heute, und der habe ihm gedroht: «Hören Sie mit den Kriegsverbrechern auf, sonst werden Sie uns noch die Hälfte aller Wie-

ner Polizisten einsperren und vor Gericht bringen.» Sie haben ja alle noch gelebt, meint er. Auch seinen eigenen Peiniger, Buchmeier hiess er, habe er putzmunter in einem Internierungslager bei Salzburg gefunden. Im Sommer 1946 hat sich Friedmann in der Uniform eines SS-Mannes ins Lager geschlichen und ist tatsächlich auf Buchmeier gestossen, der ihn in der Maskerade nicht erkannte und mit «Hallo Kamerad» begrüsst und auch ansonsten sehr zufrieden wirkte und eher unbeschwert. Als Buchmeier sich schulterklopfend über die tolle Zeit vor dem «Zusammenbruch» austauschen wollte, gab sich Friedmann zu erkennen, und der Mann, der ihn halb tot geschlagen hatte, der Juden aus dem Ghetto hatte erschiessen lassen, wenn sie nicht zur Arbeit gingen, wimmerte plötzlich, flehte, winselte. Was aus ihm geworden ist, weiss Friedmann nicht, «es waren doch so viele, und sie waren überall».

Auch in Altaussee wurde Friedmann damals fündig. Eichmanns Frau lebte dort mit den drei Kindern. Er habe damals kurz überlegt, die Kinder zu entführen, nur für ein paar Tage, um Eichmann zu erpressen. «Wir haben es nicht getan», sagt Friedmann, aber uns scheint, als sei er nicht ganz sicher, damals nicht doch einen Fehler begangen zu haben. Friedmann war ein eifriger Fahnder, zusammen mit Asher Ben Nathan, dem späteren ersten Botschafter Israels in Deutschland. Es schmerzt ihn zu wissen, dass Brunner ein paar hundert Kilometer Luftlinie von seinem kleinen vollgestopften Büro in Haifa entfernt in Syrien lebt und sich allenfalls dann ein wenig Sorgen machen muss, wenn die Friedens-



Brunner 1942. Dieses Foto fand Tuvia Friedmann bei Anni Brunner.

verhandlungen zwischen Israel und Syrien mal wieder auf einem besseren Weg sind oder nachdem sein Schutzherr Hafis al-Assad gestorben ist.

Elliot Welles, Tuvia Friedmann, Asher Ben Nathan, Beate und Serge Klarsfeld und alle anderen, deren Lebensplanung durch Männer wie Brunner zerstört wurde, verfolgen jede auch noch so kleine Notiz, jeden Hinweis, jede Spur, und mag sie auch noch so abwegig sein. Die Klarsfelds sind seit 1977 hinter Brunner her, erst in Österreich, dann in Syrien. «Vorher hatten wir noch mit Lischka, Hagen, Heinrichsohn und vor allem mit Barbie alle Hände voll zu tun, wir konnten uns nicht früher um Brunner kümmern», sagen sie fast ein bisschen entschuldigend.

Klarsfelds schicken sich zunächst an herauszufinden, wie es Anni Brunner und ihrer Tochter geht. Es geht ihnen gut, wie kurz zuvor eine Wiener Privatdetektei im Auftrag eines deutschen Anwalts herausgefunden hat.¹ Durch ein «diskretes Eindringen» in die Wohnung der Tochter finden Klarsfelds die Anschrift Brunners in Damaskus.² Nur ein einziges Mal, 1962, ist Anni Brunner in der «Strafsache Alois Brunner» vernommen worden, zwei dürre Seiten Protokoll. Auch Irene, die Tochter, hat niemanden interessiert. Als man sie auf Drängen Klarsfelds dann endlich 1995 durch ein Pariser Gericht befragen wollte, hat sie jede Aussage verweigert und selbst ein informelles Gespräch über ihren Vater kategorisch abgelehnt.

Aber Klarsfelds ziehen nicht nur im Hintergrund geschickt die Fäden, um das Interesse am Fall Brunner nicht einschlafen zu lassen, sondern sie handeln selbst und machen das, was kein Bundeskriminalamt, kein Bundesnachrichtendienst, kein Geheimdienst und kein Agent, aber auch kein Journalist bis dahin nur versucht hat: Sie fahren zu Brunner. Einfach so. Und gleich mehrmals. Serge 1982, dann Beate 1987, drei Jahre später wieder Serge und schliesslich 1991 noch einmal Beate. Sie wurden in Syrien verhaftet und ausgewiesen. Aber das war einkalkuliert, denn nach jeder Reise gab es wieder Schlagzeilen und wieder ein bisschen Wirbel, weniger in Deutschland und Österreich, aber interna-

tional wurde man auf den Fall Brunner aufmerksam. Zwar führte keine dieser Aktionen dazu, dass Syrien Brunner ausgeliefert hätte, auch ein persönliches Schreiben Klarsfelds an Präsident Assad nicht³, aber Klarsfelds haben ihm auf diese Weise das Leben schwer gemacht. Nach jedem Besuch wurde Brunner strenger bewacht, konnte bald keinen Schritt mehr allein tun, musste am Ende sogar seine lieb gewonnene Residenz in der Rue Haddad aufgeben. «Seitdem wir begonnen haben, ihn zu suchen, war er wie in einem Gefängnis, wenigstens das haben wir erreicht», sagt Serge Klarsfeld verschmitzt. Auch die Journalisten, die nach den Klarsfelds nach Syrien kommen und sich um den Fall Brunner kümmern, tragen dazu bei, dass Brunners Spielraum durch die syrischen Behörden drastisch eingeschränkt wird. Bei seinem morgendlichen Spaziergang begleiten ihn nicht wie üblich zwei, sondern jetzt vier bewaffnete Geheimdienstoffiziere, schildert Robert Fisk von der *London Times*, der die Spur Brunners aufgenommen hat.⁴ Ihm erzählen Nachbarn, dass Brunner sich damit brüste, deutsche Schäferhunde für die syrische Armee dressiert zu haben, und dass er für Assads Vorgänger, Präsident Amin Hafez, eine neuartige Verhöreinrichtung entwickelt habe, die Gefangene auf ein Rad bindet und mit elektrischen Kabeln peitscht. Gleichzeitig sprüht eine automatische Pumpe Wasser in die offenen Wunden, und die Schläge können fortgesetzt werden. Brunner habe auch, so berichtet Fisk, Syrien 1960 beim Erwerb von 2'000 Abhörgeräten aus ostdeutscher Produktion beraten. Aber je näher Fisk Brunner kommt, desto nervöser reagieren die syrischen Behörden, sie warnen, sie drohen, sie behindern. Über einen Nachbarn lässt Fisk bei Brunner anfragen, ob er zu einem Gespräch bereit sei. «Nein», lässt er den Boten zurückmelden, «ich habe mit der Regierung ein Abkommen unterschrieben, keine Interviews zu geben.» Es wird ihm schmerzlich sein, denn, wie sich später erweisen sollte, genießt Brunner durchaus das neue öffentliche Interesse, das ihm entgegengebracht wird. Die Reportage von Robert Fisk macht selbst Schlagzeilen und gelangt auch

auf den Tisch von Elliot Welles. Vier Jahrzehnte nach seiner Deportation aus Wien ein neuer Hoffnungsschimmer, ein Augenzeuge, der belegt, was Welles immer wusste: Brunner lebt.

Welles macht sich wieder mit neuem Schwung an die Arbeit, schreibt als Leiter der Task Force, der 1913 gegründeten Anti-Defamation-League in New York, einer Spezialeinheit zur Suche nach Kriegsverbrechern, ungezählte Bittbriefe. Aber er erhält nur Ausflüchte. Kein Schreiben, das nicht die ebenso besonderen wie vergeblichen Anstrengungen aller betroffenen Behörden hervorhebt und gleichzeitig um Geduld bittet, weil Syrien, wo man Brunner «vermutet», entweder nicht reagiert oder vorgibt, einen Brunner nicht zu kennen. Welles reist immer wieder in seine Geburtsstadt Wien, nervt Ministerien und Behörden, die ihm schriftlich wie mündlich «versichern, dass das österreichische, vor über 20 Jahren gestellte Auslieferungsbegehren bezüglich Alois Brunner nach wie vor aufrecht ist»⁵. Das Aussenministerium schreibt, man habe 1983 die Auslieferung sogar erneuert und immer wieder interveniert, aber ohne Ergebnis. Dass bei diesen Interventionen auch der Abbruch diplomatischer Beziehungen oder wirtschaftliche Sanktionen erwogen worden wären, davon ist freilich nie die Rede.

Auch wenn die verschiedenen Anstrengungen der Opfer keine konkreten Erfolge zeitigten, eines erreichten sie doch: Der Name Brunner war nicht mehr so leicht zu überlesen oder zu überhören. Immer wieder taucht er in den verschiedensten NS-Verfahren auf, und das führt tatsächlich dazu, dass nach langem Stillstand 1984 erstmals wieder Bewegung in die Akte Brunner kommt und in Deutschland ein neuer Haftbefehl und Auslieferungsantrag ausgestellt werden. Das ist Elliot Welles zu danken und Beate und Serge Klarsfeld, die unverdrossen weitermachten, Kosten nicht scheuten und sehr viel persönliches Risiko eingingen und bis heute eingehen. Klarsfelds finden schliesslich auch tatsächlich in einer deutschen Behörde, die eigentlich von Amts wegen auf Brunners Fersen sein müsste, einen Mitstreiter, nämlich bei der

Staatsanwaltschaft in Köln. Dort sitzt Rolf Holtfort. Er zieht die Akte Brunner an sich, was seine Vorgesetzten wie oben beschrieben allerdings nicht entzückt, sondern derart verärgert, dass sie ihn prompt versetzen. In Deutschland kalt gestellt, wird Holtfort jedoch in Frankreich bald ein viel gefragter Experte in NS-Verfahren und schliesslich eine wichtige Stütze in einem spektakulären Coup, den Klarsfelds 1988 planen.

Aber bis dahin geschehen noch Dinge, die bei keinem Kriegsverbrecher dieses Kalibers denkbar gewesen wären: Alois Brunner gibt ein Interview. Als Elliot Welles im Herbst 1985 die Reportage über Alois Brunner in der deutschen Illustrierten *Bunte* las, dachte er: «Jetzt haben wir ihn.» Und als der spätere israelische Ministerpräsident Benjamin Nethanjahu in seiner Eigenschaft als UNO-Botschafter Israels in der 40. Vollversammlung der Vereinten Nationen den druckfrischen *Bunte*-Artikel vor den Diplomaten aus 159 Ländern hoch hielt und gegen das Land, das einen solchen Kriegsverbrecher deckt und das deshalb geächtet werden müsste, eine flammende Rede hielt, da dachte Elliot Welles, er sei am Ziel. Mehr Aufmerksamkeit für seinen Fall konnte es nicht geben. Und er ging davon aus, dass die Justiz, vor allem in Deutschland und Österreich, endlich aufschrecken, dass sie schon allein des drohenden Gesichtsverlustes wegen sich zu neuen Taten aufrappeln würde. Aber es tat sich wieder nichts. «In Deutschland rinnt noch etwas Sand durch die Uhr. In Österreich rinnt gar nichts mehr», sagt Elliot Welles.

Auch wir können nicht glauben, dass ein international gesuchter NS-Kriegsverbrecher einer deutschen Illustrierten ein Interview geben kann, ohne dass dies einen einzigen öffentlichen Aufschrei erzeugt hätte. Dr. D., der das Interview mit Brunner in Damaskus gemacht hat, blättert auf unsere Bitte in seinen Unterlagen. Wir wollen wissen, wann genau die Staatsanwaltschaft bei ihm war, um das Manuskript und die Fotos zu beschlagnahmen. Dr. D. findet ein freundliches Schreiben der Zentralstelle im Lande Nordrhein-Westfalen für die Bearbeitung von



Nethanjahu vor der UN-Vollversammlung am 30. Oktober 1985

nationalsozialistischen Massenverbrechen in Konzentrationslagern in Köln, jener Behörde, die Staatsanwalt Holtfort 1982 verlassen musste, als er es gewagt hatte, den Fall Brunner dorthin zu holen: «Wie bei meinen Ermittlungen bekannt geworden ist, sollen Sie ... die Fotografien hergestellt haben ... deren Negative sich in Ihrem Besitz befinden», schreibt der nunmehr zuständige Oberstaatsanwalt Rössler höflich.⁶ Immerhin sieben Jahre nach dem Interview. Dr. D. weiss nicht mehr, warum er der Bitte des Oberstaatsanwaltes damals nicht nachgekommen ist, er habe es wahrscheinlich einfach vergessen, aber besonders dringlich könne es nicht gewesen sein, denn es habe sich anschliessend auch niemand mehr bei ihm gemeldet, bis heute nicht. Auch Herr Rössler nicht, was vielleicht damit zusammenhängt, dass er es war, der Staatsanwalt Holtfort mitteilte, er werde zur Jugendstrafkammer ver-

setzt. Aber er ist in guter Gesellschaft, denn auch sein Kollege in Frankfurt, Oberstaatsanwalt Klein, meint 1997 anlässlich unseres Besuchs, man hätte damals wie heute nichts machen können, weshalb man eben auch nichts gemacht hat. Die Politik der ruhenden Hände ist allgemein verbreitet. Auch das Bundeskriminalamt wird erst sieben Jahre nach dem spektakulären *Bunte*-Interview tätig – weil in *Frankreich* ein neues Verfahren in Gang gekommen ist, das Klarsfelds angestossen haben. Nachdem Fachleute «Jochbein, Hautoberlippe, Mundwinkelfurchen, Hautunterlippe, Kinn-Lippen-Furche, Kinn, Ohren und Ohrenaussenleiste links» geprüft und vermessen haben, kommen sie zu dem Schluss, das *Bunte*-Foto zeigt «vermutlich» Alois Brunner.⁷ Der hatte im April des gleichen Jahres gerade seinen 80. Geburtstag begangen.

Auch wenn sich die Beweisstücke häufen, auch wenn es keinen vernünftigen Zweifel mehr geben kann, dass Brunner lebt, und zwar in Syrien, führt das keineswegs dazu, dass der Druck auf seinen Fluchthelfer und Gastgeber sich in irgendeiner Weise erhöht hätte. Die deutsche Botschaft in Damaskus kabelt 1985 dem Bundesjustizminister, dass man einhellig der Meinung sei, dass «jegliches Auslieferungersuchen bei den syrischen Behörden zu keinem Erfolg führen wird»⁸. Also stellt man auch keines mehr.

Serge Klarsfeld aber will sich mit dieser Ohnmacht nicht zufriedengeben. Ihm gelingt es gegen alle Widerstände, Raymond Kendall, den neuen Generalsekretär von Interpol, dazu zu überreden, einen Fahndungsaufruf nach Brunner aufzusetzen. Ein vergleichbarer Anlauf Österreichs 1961 war damals bei Interpol auf sehr entschiedene Ablehnung gestossen, weil Interpol sich nur für «Verbrechen des gemeinen Rechts»⁹ zuständig fühlt. Klarsfeld konnte Kendall davon überzeugen, dass Brunners Taten zwar eindeutig nicht unter diese Kategorie fielen, dass aber andererseits Interpol durchaus mit der UN-Konvention über die Verhütung und Bestrafung des Völkermordes vom 9. Dezember 1948 in die Pflicht zu nehmen sei. Auch die deutsche Staatsanwaltschaft in Person des Herrn Klein zeigte sich nun geneigt, bei einem Fahndungs-

erfolg «die Stellung eines Auslieferungsersuchens»¹⁰ zu erwägen. Ähnlich handfest und ähnlich tatkräftig ist auch der prompte Bescheid von Interpol Damaskus: Brunner «ist in unserem Land nach wie vor ausgeschrieben und im Falle seiner Festnahme werden geeignete Schritte in Zusammenhang mit dem Ersuchen um seine Auslieferung eingeleitet werden»¹¹. Zwischendurch vertreibt sich die österreichische Justiz die Zeit mit der Frage, ob man Brunner überhaupt an Deutschland ausliefern dürfe, wenn der weiterhin österreichischer Staatsbürger ist, was offenbar immer noch strittig ist.¹² Auch so verstreicht wertvolle Zeit. «Ich bedauere nichts, und ich würde es heute wieder tun», erklärt derweilen Brunner im November 1987 einem Reporter der *Chicago Sun-Times*¹³ kurz und bündig am Telefon. Er bestätigt noch, dass er unter dem Namen Georg Fischer lebe und dass die *Bunte* wesentliche Teile seines Interviews zensiert habe, etwa als er die Juden als «Menschenmüll» bezeichnet habe.¹⁴ Dann legt er auf.

Klarsfelds organisieren in New York eine Demonstration vor der syrischen Botschaft bei den Vereinten Nationen und zwingen anschließend den syrischen Presseattaché, die Akte Brunner entgegenzunehmen. Sie überzeugen auch Jesse Jackson, den demokratischen Präsidentschaftskandidaten, der gerade die Reportage der *Sun-Times* gelesen hatte und der nun seine guten und persönlichen Beziehungen zu Assad nutzen soll. In einem eher privat gehaltenen Brief erinnert Jackson den syrischen Präsidenten an viele gemeinsame und einvernehmliche Gespräche im Jahr 1984, als es darum ging, einen amerikanischen Aufklärungspiloten, den die Syrer über dem Libanon abgeschossen hatten, freizulassen. Es hilft alles nichts, der Brief bleibt unbeantwortet, ein zweiter, den Jackson im April 1988 nachschickt, ebenfalls.

Nicht viel besser ergeht es Kurt Waldheim. Der umstrittene österreichische Bundespräsident schreibt nicht, sondern er besucht Assad anlässlich seiner Nahostreise und setzt sich für die Auslieferung Brunners persönlich ein. «Der Waldheim hat halt mal nachgefragt, um sein eige-

nes Image aufzubessern», sagt Beate Klarsfeld trocken. Und in der Tat: Lange musste sich Waldheim selbst wegen seiner Kriegsvergangenheit rechtfertigen. Hatte er als Wehrmachtsoffizier von der Deportation der Juden gewusst, und was hatte er gewusst? War er, wie er erst zugab, dann aber wieder abstrikt, zwischen April und Juni 1943 in Saloniki gewesen, also genau in der Zeit, als Brunner seine Todeswaggons zusammenstellte? Waldheim beharrte barsch darauf, erst im Juli, als Brunners Deportationen abgeschlossen waren, in Saloniki eingetroffen zu sein.¹⁵ Die zu all diesen Fragen eigens eingesetzte internationale Historikerkommission kam 1988 zu der erschreckenden, aber keineswegs nur auf Waldheim zutreffenden Erkenntnis: «Er war bemüht, seine militärische Vergangenheit in Vergessenheit geraten zu lassen, und sobald das nicht mehr möglich war, zu verharmlosen.»¹⁶

Zu jenen, die Waldheim bei der Reinwaschung behilflich sein wollten, gehört Kurt Seinitz, der Auslandschef der *Kronen-Zeitung* aus Wien. Am 19. Dezember 1987 veröffentlicht er in der Beilage der *Kronen-Zeitung* einen Artikel, den er versprochen hatte, nie zu schreiben. Aber weil der *World Jewish Congress* Alois Brunner «zum adäquaten Nachfolge-Jagdobjekt Nummer eins nach Waldheim» erklärt habe, habe er sich entschlossen, nun doch über eine zu diesem Zeitpunkt ein- einhalb Jahre zurückliegende «unheimliche Begegnung mit dem Nazi-Monster Alois Brunner»¹⁷ in Damaskus zu schreiben. Schon die Überschrift lässt keinen Zweifel an der Intention des Artikels: «Horror-Erzählungen eines echten Kriegsverbrechers». «Was soll denn das ganze Theater um Waldheim? Der war doch ein kleines Würstchen», zitiert Seinitz den einstigen SS-Hauptsturmführer Alois Brunner. Das Verdienst, Saloniki von Juden «geräumt» zu haben, will Brunner nicht teilen, das sei er gewesen, nicht Waldheim. «Ruck, zuck! Die Heinis von der Wehrmacht haben gar nicht so schnell schauen können. Die haben doch auch in Frankreich nichts getaugt.»¹⁸

Wir treffen Kurt Seinitz zu einem Gespräch in der Kantine der *Kro-*

nen-Zeitung in Wien, um die näheren Umstände seiner damaligen Begegnung mit Brunner zu erfahren. Kurt Seinitz trägt ein gestreiftes Hemd mit weissem Kragen und Manschetten. Er war schnell bereit, sich mit uns zu treffen, aber das Gespräch selbst war merkwürdig feindselig und provokativ. Wiederholt bezeichnet er zwar Alois Brunner als «Scheusal», als «Monster», als «Horrorgestalt», aber seine Empörung wirkt aufgesetzt. Beate Klarsfeld habe «heulend» in seinem Büro gesessen, um Näheres über «das Scheusal» zu erfahren, sagt er abfällig. Und auch als er von der «Siegesfeier des jüdischen Weltkongresses» spricht, nachdem Waldheim auf der «watchlist» gelandet und in den USA zur unerwünschten Person geworden sei, schaut er uns lauernd an. Dann endlich erzählt er, wie er 1986 in Syrien für eine Reportage über die österreichischen UN-Soldaten am Golan recherchierte. Eines Abends habe er an der Bar des Hotels *Intercontinental* gestanden, dem «einzigsten Treffpunkt für Westler, um etwas zu trinken». Ein österreichischer Geschäftsmann habe ihn angesprochen und geprahlt: «Ihr Journalisten glaubt immer, alles zu wissen, aber ihr wisst nichts.» Dann habe er angeboten, ein Gespräch mit Alois Brunner zu vermitteln, der als Georg Fischer in Damaskus lebe, aber er müsse ihm versprechen, nichts darüber zu schreiben. Im Artikel der *Kronen-Zeitung* liest sich das anders. «Über die deutsche Kolonie in Damaskus», schreibt Seinitz 1987, habe der «Kontakt zu syrischen Nazis»¹⁹ geführt und schliesslich zu Brunner. In der Antwort des österreichischen Innenministeriums auf eine Anfrage der französischen Justiz heisst es dagegen, dass Seinitz erklärt habe, ein «österreichischer UNO-Offizier, der beim UNO-Verbindungsstab in Damaskus tätig war»²⁰, habe ihn zu Brunner geführt. Zufällige Bekanntschaft an der Hotelbar, gezielte Suche in Nazi-Kreisen oder Abfallprodukt seiner Recherche in UNO-Kreisen – so verschieden die Versionen seiner Kontaktaufnahme mit Brunner sind, so gross ist die Übereinstimmung des Treffpunktes: eine kleine Wäscherei im «vermutlich christlich-französischen, neuen Viertel» in Damaskus. Genauer, sagt Seinitz, kann er sich leider nicht mehr erinnern. Dabei liegt die

«Färberei und Wäscherei» kaum 50 Meter von Brunners Wohnung entfernt, direkt neben einem Kasino für verdiente syrische Offiziere. Brunner habe in einer Ecke des Raumes gegessen, die mit einem Vorhang abgetrennt gewesen sei. Die Luft sei voller Dampf gewesen, die Stimme des alten Mannes ein «bedrohliches heiseres Krächzen», die Stimmung «gespenstisch». «Die dunkle Szene hinter dem Vorhang erinnert irgendwie an ‚Nosferatu‘: Der Nachmittag eines Blutsaugers»²¹, schreibt Seinitz. Zunächst sei der «halb blinde» Alte mit der verkrüppelten Hand sehr gesprächig gewesen, aber als er erfahren habe, dass Seinitz Journalist ist, sei er «wütend aufgesprungen» und habe das Gespräch beenden wollen. Ihm drohe der Rausschmiss aus Syrien, wenn er noch einmal mit Journalisten spreche, habe Brunner gesagt. Erst als er ihm versprochen habe, nichts zu schreiben, habe Brunner weitergeredet, über die Zustände in Deutschland und Österreich, die er bestens kannte, und über seine «alten Kameraden» dort. «Wir halten zusammen wie Pech und Schwefel.»²² Über den einstigen österreichischen Bundeskanzler Bruno Kreisky habe er «geplaudert», über den damaligen israelischen Ministerpräsidenten Yitzhak Schamir, über den amerikanischen Präsidenten Ronald Reagan und über den Nazi-Jäger Simon Wiesenthal. Und immer «zischt es aus ihm heraus wie aus einer Schlange»²³. Das Gift dieser Schlange aber, übelste antisemitische Beschimpfungen, ist nicht mehr tödlich, was Brunner verbittert. Er würde alles noch mal genau so machen, erzählt er dem Besucher aus Wien und bedauert, dass er die «Arbeit halb fertig» habe «einstellen müssen»²⁴. Selbst dem Redakteur der rechten *Kronen-Zeitung* verschlägt es die Sprache. «Ich konnte einfach keine Fragen mehr stellen», sagt Seinitz. Er kehrt nach Wien zurück und hält sich an sein Versprechen, nichts zu schreiben. Warum? «Das ist nun mal die Handschlag-Mentalität der Österreicher», antwortet er uns. Vielleicht ist es diese Mentalität, die ihn auch davon abhält, den Ermittlungsbehörden von seiner Begegnung zu erzählen. «Die wussten doch eh Bescheid», sagt Seinitz lapidar. Als er ein Jahr später dann

doch über sein Treffen mit dem «Nazi-Monster» schreibt, passiert – nichts. Auch eine Ausforschung des Kontaktmannes, der Seinitz zu Brunner geführt hat, unterbleibt, weil «für die österreichischen Behörden der Aufenthaltsort des Brunner keine Neuigkeit dargestellt hätte», wie das österreichische Bundesministerium für Inneres 1991 verblüffend offen zugibt.²⁵

Wenn Elliot Welles auf seinem kleinen Balkon steht und über die Dächer Brooklyns blickt, sieht er am Horizont die Wolkenkratzer Mannhattans. Ein grossartiges Bild. Aber Elliot Welles sieht es nicht. Er ist in Gedanken in einer anderen Welt. Er ist pensioniert, hat Zeit zum Nachdenken, und das ist nicht gut für ihn. Seine Frau hat gerade «gefüllten Fisch» aufgetragen, ein kleines jiddisches Essen für die Gäste. «Irgendwie hat der Brunner einen Schutzengel gehabt», entfährt es ihm, als wir vom Balkon in die Wohnung zurückkehren, und er fügt hinzu: «Er muss Freunde in Deutschland haben, er muss Freunde in Österreich haben, denn sonst könnte sich der Mann nicht in so einer Art und Weise in Syrien aufhalten.» Brunner beschäftigt ihn Tag und Nacht. Als er erfährt, dass in Wien die neue Botschaft Syriens eröffnet wird, schreibt er an den damaligen Aussenminister und jetzigen Bundeskanzler Österreichs, Wolfgang Schüssel, man möge doch bitte diese schöne Gelegenheit nicht verstreichen lassen, die Sache Brunner vorzutragen. Schüssel antwortet dem in Wien geborenen Welles auf Englisch.²⁶ Österreich habe alles in dieser Angelegenheit getan und werde weiterhin nichts unversucht lassen. Die Eröffnung einer syrischen Botschaft bedeute nicht, dass Brunner ad acta gelegt sei, im Gegenteil, es ergäbe sich erst jetzt verstärkt die Möglichkeit, sensible Themen zu diskutieren, auch wenn Syrien leider bei Brunner jede Information verweigere. Aber Herr Welles möge beruhigt sein, Österreich werde das Thema mit Syrien weiter behandeln. Das war 1995.

Der «gefüllte Fisch» war wunderbar, die sauren Gurken und der Eier Salat waren sicher genauso, wie seine Mutter es immer gemacht hat, als Elliot Welles noch Kurt Sauerquell hiess. Er zeigt uns einen eindrucksvollen

vollen Schriftwechsel, den er seit dem Herbst 1995 mit der Frankfurter Staatsanwaltschaft führt. Zunächst hocherfreut, dass mit der Auslobung von 500'000 DM auf die Ergreifung Brunners neuer Schwung in ein fast schon gescheitertes Verfahren gekommen ist, wird Welles nur noch wütend. Ein Jahr lang wurde hin- und hergeschrieben, weil er ein Fahndungsplakat wollte und eine englische Fassung der Auslobung. Immer wieder wurde er vertröstet. Die Staatsanwaltschaft Frankfurt am Main sendet ihm, sozusagen als Trost, die englische Übersetzung des Kölner Haftbefehls von 1984 und eine Kopie des Auslobungsschreibens auf Deutsch. Das allerdings hatte Welles schon seit einem halben Jahr. «Ich geb die Hoffnung trotzdem nicht auf, bis ich den Sarg gesehen hab», sagt Elliot Welles beim Hinausgehen. Später werden wir erfahren, dass er schwer erkrankt ist.

Beate und Serge Klarsfeld machen wenig Aufhebens von ihrer Arbeit. Sie arbeiten still, diskret, aber stetig. Und sie knüpfen Kontakte, immer neue, die nur ein Ziel haben: Brunner. Dass sie sich dabei auch auf glattes und sogar riskantes politisches Parkett begeben, zeigt ein Blick in die Akten der Gauck-Behörde. Wenige Tage vor Weihnachten 1985 kommt es zu einem konspirativen Treffen zwischen «KP Advocat»²⁷ und Mitgliedern der Staatssicherheit der DDR in Berlin. Ein erneuter, ein tollkühner Versuch, des Massenmörders habhaft zu werden. Die DDR, die nach dem Interview Brunners in der *Bunten* die Chance wittert, sich einmal mehr als das «bessere Deutschland» zu profilieren, soll Brunner mit einer Maschine der Interflug entführen und in Berlin-Schönefeld verhaften lassen. Eingefädelt wurde das Ganze durch Serge Klarsfeld, Deckname «Advocat». Es ist das erste Treffen in einer ganzen Reihe anderer. Aber Klarsfeld, der eine weitere Reise nach Damaskus plant, will wissen, ob die DDR diesen Plan grundsätzlich unterstützt, was insofern ein heikles Unternehmen ist, als die DDR über besonders innige Beziehungen zu Syrien verfügt, ein Umstand wiederum, der für ihr Vorhaben willkommen ist. Brunner könnte nämlich, so der



Beate und Serge Klarsfeld

Plan, ohne ein formelles Auslieferungsbegehren der DDR einfach in eine Interflugmaschine gesetzt werden, ohne viel Aufsehen zu erregen. Mielke selbst stimmt diesem Plan zu, zumindest, was dessen zweiten Teil, nämlich die Verhaftung Brunners in Ost-Berlin, betrifft. Zur Entführung selbst äussert er sich zunächst nicht. Aber dann geraten die hoffnungsvollen Verhandlungen unerwartet ins Stocken. Monate vergehen, Jahre.

Inzwischen haben Klarsfelds in Frankreich ein neues Verfahren gegen Brunner in Gang gebracht. Das Todesurteil aus den beiden ersten Verfahren des Jahres 1954 war am 9. Oktober 1981 in eine lebenslängliche Haft umgewandelt worden, was lediglich dem Umstand Rechnung trug, dass Frankreich generell die Todesstrafe abgeschafft hatte und keineswegs auf einer milderer Beurteilung der Straftaten des in Abwesen-

heit Verurteilten beruhte. Angesichts der 1954 noch zwangsläufig schmaleren Beweislage war es nicht weiter verwunderlich, dass aufgrund neuer Zeugenaussagen und neuer Dokumente das Berufungsgericht in Paris neuen Ermittlungen gegenüber aufgeschlossen war und es im Herbst 1999 auch zu einer umfangreichen, neuen Anklageschrift im Fall Brunner kommt. Anlass dieses neuen Prozesses sind die 232 Kinder, die Brunner noch kurz vor dem Abzug der Deutschen zwischen dem 20. und 25. Juli 1944 persönlich aus den Kinderheimen von Paris geholt hat, um sie dann mit dem Transport Nr. 77 nach Auschwitz deportieren zu lassen. Trotz der ungeheuren Anzahl an massenhaften Gräueltaten, für die Brunner verantwortlich ist, hat das Schicksal der 232 Kinder in Frankreich hohe Wellen geschlagen. In Deutschland blieb es eine Randnotiz. Am 4. Dezember 1987 hatte Serge Klarsfeld als Präsident der Vereinigung «Söhne und Töchter der deportierten Juden in Frankreich» (Les Fils et Filles des Déportés Juifs de France) die Klage eingereicht, am 26. Juli 1999 lag die Anklageschrift vor. Der Ermittlungsrichter Hervé Stéphan und der ermittelnde Staatsanwalt Vincent Lesclous haben es sich nicht leicht gemacht. Auch sie sind jedem Hinweis nachgegangen. Stéphan ist ein Mann Ende 30, Lesclous nicht viel älter. Sie hören sehr genau zu. Kennen jedes Detail des Falles, und wenn sie es nicht kennen, fragen sie nach. Die Adresse von Irene R., Brunners Tochter. Sie sind sich nicht sicher, ob in den Akten die richtige Anschrift steht. Das wird sofort überprüft, ein Aktenbündel mit frischem Einband und frischem Etikett wird aus einem Aktenschrank genommen. Alle Akten in diesem Schrank gehören zu Brunner. Als sich herausstellt, dass wir eine andere Anschrift haben, macht dies Stéphan sofort aktenkundig. Kein Hinweis soll verloren gehen. Hier sind zwei renommierte, junge Juristen an der Arbeit und keine Staatsanwälte, für die man keine andere Beschäftigung mehr hat. «Natürlich versprechen wir uns mit diesem Verfahren auch einen Karriereschub», räumt Lesclous ein. «Wenn wir das gut hinbekommen, werden unsere Arbeit und diese Anklage-

schrift eine ganz wertvolle historische Dokumentation werden, gleichgültig, ob Brunner vor Gericht erscheint oder nicht.» Unwillkürlich erinnern wir uns an Oberstaatsanwalt Klein in Frankfurt, dessen Verdienste bei der Verfolgung von NS-Verbrechen unbestritten sind, den man nun aber – schon halb in der Rente – auf den Fall Brunner abgeschoben hat. Ein Verfahren, mit dem man eben in Deutschland keine Meriten erwerben kann. Und in der Tat: Lesclous ist mittlerweile juristischer Direktor des Zentralverbandes der französischen Handelskammern geworden, und Ermittlungsrichter Stéphane wird bis zum Prozess gegen Brunner mit der höchst delikaten Affäre um Elf Aquitaine beschäftigt sein.

Parallel zu dem neuen Verfahren, das seit 1987 in Paris vorbereitet wurde, arbeiten Klarsfelds aber weiter an der handfesteren Lösung des Falles Brunner, an der Entführung mit Hilfe der DDR. Beate Klarsfeld hatte den Staatsratsvorsitzenden Erich Honecker bei einem Treffen im Januar 1988 in Paris schon so weit, dass nun auch untergeordnete Dienststellen in Ost-Berlin dringenden Handlungsbedarf verspüren. Aber man war in der Klemme. Die guten Beziehungen zu Syrien, auf die Klarsfelds setzten, waren gleichzeitig das Dilemma. Ost-Berlin will den Fall lösen, ohne Damaskus zu verärgern. Das DDR-Aussenministerium wird eingeschaltet, und mit Beate Klarsfeld wird vereinbart, dass die DDR einen formellen Auslieferungsantrag an Syrien stellt, aber Österreich bitte auch wieder mitmachen möge und die Tschechoslowakei ebenfalls. «Das Gespräch verlief in einer freundlichen und herzlichen Atmosphäre», notieren die Beamten des Auswärtigen Amtes.²⁸ Der Chef des Amtes, Oskar Fischer, schreibt dann an Honecker («Weiter Genosse») und bittet um Zustimmung, in Damaskus anfragen zu dürfen, ob sich Brunner dort aufhalte. «Einverstanden», notiert der Staatsratsvorsitzende an den Rand.²⁹ Aber Syrien reagiert auf die Anfrage der DDR, wie es auf alle vorangegangenen Anfragen reagiert hatte: Einen Brunner gibt es nicht, weder unter diesem noch unter einem anderen Namen. Nachdem Serge Klarsfeld immer wieder in Ost-Berlin

vorstellig wird und der DDR sogar in Aussicht stellt, «dass eine Strafverfolgung Brunners durch die DDR auch eine positive Resonanz des französischen Präsidenten Mitterrand finden und bei einem Besuch in der DDR gewürdigt würde»³⁰, tritt der alte Plan, Brunner einfach in ein Flugzeug zu stecken und in der DDR verhaften zu lassen, wieder in Kraft. Auch dieses Gespräch «verlief in aufgeschlossener Atmosphäre», aber es kostete auch wertvolle Zeit, denn die DDR stand selbst kurz vor ihrer Auflösung, und der Fall Brunner wanderte angesichts der Rufe «Wir sind das Volk» zunächst in die Ablage. Erst am 29. März 1990 kam es zu einem Ermittlungsverfahren, am Tag darauf zu einem Haftbefehl, und am 17. Mai 1990 schliesslich stellte der erste frei gewählte Aussenminister der DDR, Markus Meckel, den von Klarsfelds seit fünf Jahren ersehnten Auslieferungsantrag an Syrien. Der syrische Justizminister Khaled al-Ansari nimmt das Auslieferungsersuchen «gegen 17 Uhr» an, wie der Botschafter der DDR in Damaskus, Karl-Heinz Lugenheim, seinem Chef telegraphisch mitteilt. Al-Ansari verspricht, die «Angelegenheit emotionslos zu prüfen», allerdings erinnert er einschränkend daran, dass er der DDR schon 1988 mitgeteilt habe, dass sich Brunner nicht in Syrien aufhalte. Ansonsten vermeldet der Botschafter noch ganz im Duktus der verflissenen DDR, «die Unterredung [sei] freundlich und sachlich» verlaufen.

Aber es sollte ohnehin alles vergeblich sein, denn der 3. Oktober 1990 beendete nicht nur die letzten Reste der DDR, sondern auch das von Klarsfelds geschickt eingefädelte Engagement des Regimes, das dem Westen zu gerne vorgeführt hätte, wie tatenlos die kapitalistische BRD war und wie tatkräftig die antifaschistische DDR mit NS-Verbrechern abrechnet. Dabei hatten Klarsfelds wohlweislich und für alle Fälle vorgesorgt: Falls es in der DDR aus welchen Gründen auch immer zu keinem Prozess gegen Brunner gekommen wäre, hätte Staatsanwalt Holtfort das Verfahren dann in Westdeutschland in Gang bringen sollen, was der auch zusicherte. Aber Brunner wurde auch dieses Mal nicht ausgeliefert, und auch eine Resolution des Europaparlaments vom 19.

19. September 1991, die die Auslieferung Brunners forderte, blieb ohne jede Wirkung. Deshalb entschliesst sich Beate Klarsfeld im Dezember des Jahres, ein letztes Mal nach Damaskus aufzubrechen. «La metamorphose de Beate Klarsfeld», titelte *France-Soir*, eine französische Boulevardzeitung, am 9. Dezember 1991. Beate Klarsfeld zeigt uns die Titelseite, die wie in einem Fotoroman die Verwandlung der Beate Klarsfeld in die Gestalt einer guten alten Freundin abbildet, die nicht bei einer Dauerwellenperücke, einer Hornbrille und einem strengen Kostüm Halt macht, sondern in einem Pass ihre Krönung findet. Was Brunner alias Georg Fischer kann, kann auch ich, mag sich Beate Klarsfeld gesagt haben. Sie kann unbehelligt einreisen, niemand erkennt die plumpe Fälschung. Erst als sie vor dem Innenministerium demonstriert, wird sie verhaftet, gibt sich zu erkennen und erklärt ihr Anliegen. Am nächsten Tag wird sie wieder in ein Flugzeug nach Paris gesetzt. «Die waren froh, mich wieder loszuwerden», lacht sie. «War das nicht eine extrem heikle Aktion?» – «Sicher» sagt sie, «aber ich meine, der Skandal war ohnehin gross genug.» – «Angst vor Folter?» – «Nein», sagt sie, «es waren dieselben Polizisten, die auch meinen Mann befragt hatten. Der Skandal um Brunner war viel zu gross, als dass sie mich zu einer Spionin gegen Syrien hätten erklären können, und letztlich wussten sie doch genau, wer ich bin und was ich will.» Der Versuch allerdings, den französischen Aussenminister Roland Dumas zu bitten, bei seinem Besuch in Syrien die Affäre Brunner auf die Tagesordnung zu setzen, scheiterte weniger an Dumas als vielmehr daran, dass der Aussenminister durch die Syrer einfach eingeladen wurde. Immerhin entschied sich nun das Europaparlament unter dem Eindruck der Kampagne von Beate und Serge Klarsfeld dazu, die Finanzhilfe für Syrien in Höhe von 200 Millionen Dollar um zwei Jahre zu verschieben.³¹ Ein empfindlicher Schlag für Syrien.

Auch sonst führt diese Reise zu dem erwünschten Eklat und zu einer heftigen Reaktion des syrischen Aussenministers Farouk Al-Sharaa:

«Die Franzosen versuchen, eine Geschichte mit Brunner zu erfinden, um einen Mann juristisch zu verfolgen, der nur in ihrer Einbildung existiert.»³² Doch dieses Phantom hatte feste Konturen. Wir erinnern uns an den Briefumschlag, den uns Dr. D. gezeigt hatte. Der Adressat: «Dr. Georg Fischer», der Absender: «Freunde der Heilkräuter», der Inhalt: Eine Briefbombe, die geschickt verpackt war und erst explodierte, als Brunner den Inhalt des Umschlags später öffnete. Dr. D. hatte dieses Relikt damals auf ausdrücklichen Wunsch Brunners mitgenommen, als Beleg sozusagen dafür, wie man ihm ständig nach dem Leben trachtete. Die Briefbombe zerfetzte ihm alle Finger der linken Hand mit Ausnahme des Daumens. Das war am 1. Juli 1980, vier Tage nach einem gescheiterten Attentat auf Assad. Wer die Bomben geschickt habe, wollen wir von Beate Klarsfeld wissen. «Das war der israelische Geheimdienst», sagte sie mit dem Anflug eines verständnisvollen Lächelns, «ich wüsste nicht, wer das sonst machen könnte, ich kenne kein anderes Land, das es sonst machen könnte, und der deutsche Geheimdienst war es ganz sicher nicht», ihr Lächeln wird zum Lachen. «Wäre es Ihnen denn lieber gewesen, er wäre getötet worden?», fragen wir Serge Klarsfeld. «Ja, es wäre besser», antwortet er ohne Zögern.

FrISCHE Spuren

Besucher haben nicht den Eindruck einer schwer bewachten Festung. Das hübsche Einfamilienhaus am Ende der Strasse in einem gutbürgerlichen Viertel Tel Avivs scheint überhaupt nicht bewacht zu sein. Jedenfalls sind keine unauffälligen Kerle in unauffälligen Autos mit Sonnenbrillen und Knopf im Ohr zu sehen. Keine Videokameras. Keine meterhohen Mauern. Und der Hausherr öffnet selbst: Isser Harel, die israelische Geheimdienstlegende. Zwischen 1952 und 1963 leitete er den sagenumwobenen Mossad, den Auslandsgeheimdienst. Seine Leute haben Eichmann heimlich aus Südamerika nach Israel gebracht, ein Meisterstück, das selbst dem Entführten damals Respekt abnötigte. Harel, ein kleiner untersetzter Mann, drahtig und mit wachem Blick, bittet uns herein. Der noch frische Morgenwind weht durch die weit geöffneten Fenster, eine kühle, sachliche Atmosphäre, keine Schnörkel, keine Floskeln. Keinen Satz sagt er einfach so. Jedes Wort scheint abgewogen, ein Mann, der, obwohl seit Jahrzehnten pensioniert, immer noch im Dienst zu sein scheint.

«Wer hat die beiden Briefbomben geschickt? Sie?» Harel verzicht keine Miene: «Von uns war es keiner, und wenn ich es nicht weiss, war es keiner von uns.» Und er fugt hinzu, um Missverständnissen vorzubeugen, dass diese Bomben prinzipiell auch Bomben des Mossad hätten gewesen sein können: «Nicht, dass er es nicht verdient hätte oder es nicht angemessen gewesen wäre, aber Brunner war für uns nicht so wichtig, dass wir eine solche Operation durchgeführt hätten.» Auch dies sagt er mit stummer Miene und ohne den Zusatz zu unterdrücken, dass

sie ihn gerne losgeworden wären: «Ich wäre nicht traurig, wenn er schon vor vielen Jahren gestorben wäre.» – «Also lebt er noch?» – «Ich glaube, ja, man würde es wissen, wenn er tot wäre, und auch seine Familie, Freunde, seine Kameraden wären glücklich, wenn sie endlich verbreiten könnten, dass er tot ist. Schon alleine, um die Jagd nach ihm zu stoppen oder so etwas wie Ihren Film oder das Buch.»

Natürlich hat auch uns immer die Frage beschäftigt, ob Brunner, Jahrgang 1912, noch am Leben ist. Wer könnte diese Frage besser beantworten als die Geschwister, seine Frau oder die Tochter? Anni Brunner ist am 28. Oktober 1992 gestorben. Aber Tochter Irene lebt noch in Wien. Sie ist zum zweiten Mal verheiratet. Wir haben sie angerufen und unser Projekt vorgestellt. Sie hat sich alles in Ruhe angehört. Allerdings könne sie nichts über ihren Vater sagen, meinte sie, sie habe ihn nie gesehen, vielmehr habe er die Familie, die in sehr bescheidenen Verhältnissen gelebt habe, im Stich gelassen. In der Gauck-Behörde entdecken wir später eine Aktennotiz des sowjetischen Geheimdienstes vom 25. Mai 1979, aus der sehr wohl hervorgeht, dass Irene zumindest bis zu diesem Zeitpunkt durchaus «ab und zu zu ihrem Vater nach Syrien» gefahren ist.¹ Und auch Klarsfeld, der in dieser Zeit «durch diskretes Eindringen» in Irenes Wohnung die Adresse von Alois Brunner findet, bestätigt dies durch seine Entdeckung.

Die Unlust, sich zu ihrem Vater zu äussern, war unverkennbar und verstärkte den Eindruck, dass er noch lebt. Wie leicht hätte sie sonst alle weiteren Nachfragen ein für alle Mal beenden können. Aber sie war bei unserem Telefongespräch sogar noch damit einverstanden, dass wir zu einem späteren Zeitpunkt in Wien noch einmal Kontakt mit ihr aufnehmen. Alle weiteren Versuche, mit Irene R. ins Gespräch zu kommen, scheiterten dann jedoch am energischen Widerstand des Gatten, der unbeherrscht und lautstark mit Strafanzeige drohte, brüllte und uns die Polizei «auf den Hals» hetzen wollte, wenn wir nicht augenblicklich von den alten Geschichten liessen.

Auch das wäre nicht unbedingt eine nahe liegende Reaktion, wenn sich «die alten Geschichten» durch den Tod des Hauptdarstellers längst erledigt hätten. Mittlerweile ist Irene R. mit ihrem Mann aufs Land gezogen, in ihr Feriendomizil, das sie jetzt zum Hauptwohnsitz machen. Deshalb musste auch eine durch die österreichische Staatspolizei 1999 in Abstimmung mit dem Amtsgericht Köln angeordnete Telefon- und Postüberwachung, die vier Wochen lang um den 8. April, den Geburtstag von Alois Brunner, bei Irene geschaltet war, ohne Ergebnis bleiben.² In den vielen Jahrzehnten zuvor hatte man diese wertvolle Erkenntnisquelle nicht genutzt. Zum Schutzengel Assad gesellten sich abermals die Strafverfolgungsbehörden.

Der eigentliche Schlüssel zur Akte Brunner liegt nach wie vor in Syrien. Je eindrucksvoller jedoch die Belege für Brunners Aufenthalt im Land werden, desto energischer wird dessen Existenz bestritten. Am 16. und 17. Juli 1998, ausgerechnet zum 56. Jahrestag der Grossrazzia gegen die Juden im von den Deutschen besetzten Paris, als 8'160 Juden in die Radrennbahn getrieben wurden, stattet der Mann Frankreich einen Staatsbesuch ab, der bis zu seinem Tod im Juni 2000 Brunners Schirmherr war: Hafis al-Assad. Aber die Visite im Westen, die erste seit 20 Jahren und eine, die eigentlich den abermals ins Stocken geratenen Nahost-Friedensprozess zum Anlass hatte, kam dann dank Klarsfelds nicht an Brunner vorbei, sondern macht den Kriegsverbrecher zu einem offiziellen Thema. «Wenn der Mann in Damaskus wäre, so wüsste ich das», verkündete Assad barsch im französischen Fernsehen, und auch seinem Gastgeber, dem französischen Präsidenten Jacques Chirac, begegnete er in dieser Frage nicht viel freundlicher. Diese Antwort ist sicher richtig. Wo auch immer Brunner sich in Syrien aufhält, Assad wird es gewusst haben. Dass er nicht mehr in der syrischen Hauptstadt weilte, hatte sich ohnehin herumgesprochen. In Deutschland allerdings lässt sich am selben Tag der sonst eher schweigsame Oberstaatsanwalt Wolfgang Weber aus Köln mit dem Satz zitieren: «Wir gehen davon aus, dass Brunner nicht mehr am Leben ist.»³ Dass Weber diese Einschät-

zung mit einem Beleg versehen hätte, vermelden die Nachrichtenagenturen nicht.

Um weitere Nachfragen in dieser lästigen Angelegenheit zu vermeiden, gibt sich Assad dann doch überraschend grosszügig: Eine unabhängige Juristen-Kommission dürfe bald eigene Nachforschungen in Syrien anstellen und die verschiedenen französischen Rechtshilfeersuchen – allein seit 1991 sind es drei gewesen, die viermal angemahnt worden waren⁴ – würden nun einer Prüfung unterzogen. Aber nichts geschah. Sämtliche Anfragen wurden ignoriert, und eigene Untersuchungen der französischen Justiz kamen nicht über einen Antrag hinaus.

Dafür schossen die Gerüchte ins Kraut. Interpol meldet 1995, Brunner sei im Norden Argentiniens gesichtet worden, was sich aber rasch als eine – von wem auch immer gelegte – falsche Fährte erweist, die ausschliesslich der Ablenkung dient. Nicht anders der Hinweis, Brunner sei in Kambodscha untergetaucht. Im Mai 1995 berichtet die damalige FDP-Bundesjustizministerin Sabine Leutheusser-Schnarrenberger über interne «Erkenntnisse», nach denen Brunner nicht mehr in Syrien, sondern in einem anderen ausländischen Staat sei. Das Bundeskriminalamt meldet dagegen im Mai 1997, Brunner sei in Syrien, was in einem gewissen Widerspruch zu Erkenntnissen des Verfassungsschutzes stand, die Brunner seit Dezember 1992 für tot hielten.⁵ Eher bizarr ist dagegen die 1988 verbreitete Nachricht, in Australien sei Brunner als Alois Fischer aufgetaucht. Alois Fischer nämlich, dessen Namensmix aus Brunners echtem Vor- und falschem Decknamen als besonders raffinierte Tarnung gedeutet wurde, entpuppt sich makabrerweise als ein in Wien geborener Jude, der offenbar rechtzeitig vor Brunner über Shanghai nach Australien geflohen war.

Zum klassischen Repertoire gehört dagegen die immer wieder von bestimmten Kreisen verbreitete Nachricht vom Ableben Brunners, die auffallend häufig dann kursiert, wenn ernsthafte Schritte unternommen werden, ihn doch noch zur Rechenschaft zu ziehen. So lässt sich 1999

ein französischer Hörfunkjournalist in Damaskus an ein Grab führen, in dem, wie seine Begleiter steif und fest behaupten, Brunner liege. Kein Grabstein, kein Hinweis, kein Indiz bestätigen diese Version, aber der Journalist ist beeindruckt, vergisst jede Nachfrage und verbreitet, was der syrische Informant verbreiten will: «Brunner ist tot». ⁶ Gleichermassen unwirklich sind Meldungen, die ihn als regelmässigen Gast des Hotel Méridien, der protzigen Staatsherberge in Damaskus, gesehen haben wollen, abgeschirmt von Sicherheitsleuten des syrischen Staatspräsidenten. ⁷

Dass Alois Brunner ausgerechnet im Hotel Méridien untergebracht worden sei, kann nur annehmen, wer den syrischen Behörden ein gehöriges Mass an Provokation oder Dummheit unterstellt, denn an keinem anderen Ort wäre die Chance ähnlich gross, dass er enttarnt würde. Hier steigt ab, wer Geld oder Macht oder beides hat. Und so wird im Februar 1999 auch der deutsche Aussenministerjoschka Fischer hier untergebracht. Fast wäre ausgerechnet diese, wie er sagt, «wichtigste Station» seiner ersten Nahostreise als Aussenminister geplatzt, und das wiederum liegt am Fall Brunner, obwohl ihm der Name Alois Brunner zunächst nichts sagt und der Fall von daher auch kein vorgesehenes Gesprächsthema für sein Treffen mit Assad ist. Die Marathontournee des Dauerläufers Fischer wird von einem grossen Presseaufgebot begleitet. Üblicherweise wird vom Auswärtigen Amt für die gesamte Delegation – also auch für die mitreisenden Journalisten – für jedes Land ein Einreisevisum beantragt. Problemlos stempeln die Länder Senegal, Jemen, Jordanien, Ägypten, Libanon und natürlich Israel ihr Visum auch in den Pass von Esther Schapira – nur Syrien macht Schwierigkeiten. Die Botschaft in Deutschland stellt ein Visum aus, Damaskus stempelt es wieder ungültig. So nähern wir uns der sechsten Station unserer Reise, ohne Visum. Als der Aussenminister auf diese Weise erstmals mit dem Fall Brunner konfrontiert wird, reagiert er eindeutig: «Entweder reisen wir alle ein oder keiner.»

Die Reaktion der Syrer entspricht nahöstlicher Diplomatie und ist entsprechend weniger eindeutig. Das strittige Visum wird nicht erteilt,

aber die Einreise der gesamten Delegation klaglos hingenommen. Syrien hat «die unerwünschte Person» also offiziell nie einreisen lassen, damit das Gesicht gewahrt und dennoch den Staatsbesuch nicht platzen lassen. Vom Augenblick der Landung bis zum Abflug am nächsten Tag sind wir unter ständiger Beobachtung. Beim Abendessen im Restaurant serviert ein Kellner, der fließend Deutsch spricht, weil er, wie er sofort erzählt, «in der DDR ausgebildet» wurde. Worin er ausgebildet wurde, erzählt er nicht, aber auch so käme niemand auf den Gedanken, dass es sich um eine Kellnerlehre gehandelt haben könnte, weil die DDR in Syrien für vieles bekannt war, aber sicher nicht für vorbildlichen Service. Das Hotel wiederum bietet einen Rundum-Eskort-Service. Die adretten jungen Herren, die zunächst in der Lobby auffällig anhänglich sind, fahren auch im Fahrstuhl mit und verlieren die Spur selbst auf dem Weg zum Zimmer nicht. In Syrien bewegt sich niemand, ohne registriert zu werden. Von Besuchen bei oder der Suche nach Alois Brunner alias Dr. Georg Fischer ist dringend abzuraten. Und wie frostig die Stimmung wird, sobald man auch nur nach ihm fragt, erfährt der deutsche Aussenminister am nächsten Tag. Als er seinen syrischen Kollegen Farouk Al-Sharaa auf den Fall Brunner anspricht, kommt das für diesen wohl einer Verletzung der Gastfreundschaft gleich. «Es wird schlicht und einfach gesagt: ‚Der Mann existiert in Syrien nicht.› Das ist die Position der syrischen Seite, und damit ist die Diskussion sehr schnell beendet», erzählt Joschka Fischer hinterher über seinen Gesprächsversuch. Und da alle Seiten bemüht sind, den Besuch zu einem Erfolg zu machen und diplomatische Misstöne zu meiden – schliesslich geht es um die Zukunft der Region und nicht um die deutsche Vergangenheit –, geht die syrische Rechnung mit dem neuen grünen Aussenminister genauso auf wie mit seinen Vorgängern. Mit Assad sei das «kein Thema» gewesen, erklärt Fischer in einem Ton, als zeuge schon das Ansinnen, den syrischen Präsidenten mit einer solchen Bagatelle zu vergrätzen, von absurder politischer Naivität.



Aussenminister Joschka Fischer und sein syrischer Amtskollege Farouk Al-Sharaa in Damaskus, Februar 1999

Syrien soll ein wunderbares Reiseland sein, sagen die, die da waren. Und jedes Jahr fahren mehr Touristen hin. Gut vorstellbar, dass einer von ihnen der Staatsanwaltschaft ein Foto oder gar eine Videoaufnahme eines halb blinden alten Österreicherers mit einer verkrüppelten Hand mitbringen würde, wenn er denn wüsste, dass ein solcher überhaupt gesucht wird. Doch noch immer gibt es an keinem Flughafen ein Fahndungsplakat. Dabei hatte uns der damals zuständige hessische Justizminister Rupert von Plottnitz im August 1997 mitgeteilt: «Im Rahmen der internationalen Auslobung besteht nach wie vor die Absicht, Fahndungsplakate zu fertigen und das Bundeskriminalamt mit der Verbreitung zu beauftragen.»⁸

Die syrische Botschaft ist übrigens ausserordentlich liebenswert und zuvorkommend gegenüber Journalisten, aber ein Visum gibt es deshalb noch lange nicht. Es gibt aber auch keine Begründung für das Nein. Es ist einfach nur ein Nein. Natürlich hätten wir gerne selbst nach Brunner gesehen, der mit einer Syrerin verheiratet ist und auch ein Kind hat. Jedenfalls erzählt er das selbst gerne vorbeikommenden Landsleuten. Zum Beispiel 1993 in *Shim Patisserie*, in Damaskus. Das Kaffeehaus, ganz im Wiener Stil gehalten, ist eine beliebte Adresse für heimwehgeplagte Europäer, hier treffen sich Deutsche und Österreicher bei feinen Mehlspeisen. «Ich habe mich zu ihm gesetzt, weil sonst kein Platz mehr war», sagt ein Österreicher, der zufällig von unserem Film *Die Akte B.* erfahren hatte und sich an dieses Jahre zurückliegende Treffen mit Brunner erinnerte. Erst habe er auf Englisch gefragt, ob an seinem Tisch noch etwas frei sei, worauf Brunner meinte: «Ja, Sie können aber ruhig deutsch reden, wir sind Landsmänner.» Die beiden Männer kamen rasch ins Gespräch. Brunner stellte sich völlig ungeniert als «Brunner» vor. Er trug eine Sonnenbrille, erinnert sich der Österreicher, und sah sehr gepflegt aus, mit Krawatte, Sakko und eleganter Hose, und neben ihm sass sein Schäferhund. Auf seine Verletzung an der linken Hand angesprochen, meinte Brunner nur: «Da hat mir der Mossad ein Packerl geschickt.» Aber er sei jetzt gewissermassen in Pension, habe Brunner lä-

chelnd gesagt. Nach Damaskus komme er eigentlich nur noch, um die Familie seiner neuen Frau zu besuchen, denn er wohne jetzt «da oben», womit er die Berge meinte. Nach etwa 20 Minuten war die Unterhaltung vorbei, und Brunner trollte mit seinem Hund davon, ein vergnügter Rentner. Als wir den Österreicher per E-Mail fragen, ob wir ihn im Buch namentlich nennen dürfen, bittet er uns, seinen Namen aus dem Spiel zu lassen. Zu viele «gute Beziehungen» seien gefährdet, «teilweise hängen Existenzen davon ab, auch meine Person würde in diesen Gefahrenbereich kommen», teilt er uns schriftlich mit.⁹

Christian Springer hat Brunner nicht getroffen. Der Münchner Kabarettist mag Syrien, er mag die Menschen dort, die Kultur und das Land. Ein eigenes Programm, mit dem er auch auf österreichischen Bühnen gastiert, hat er Syrien und Alois Brunner gewidmet, «Sand in der Wasserpfeife» heisst es. Wir haben lange mit ihm gesprochen, bevor er sich im Herbst 1999 wieder einmal auf die Reise nach Damaskus machte. Zum ersten Mal auf den Spuren des Massenmörders. Springer weiss, wo er nachfragen muss. Bei dem Besitzer eines kleinen Supermarktes in der Rue Georges Haddad zum Beispiel, der sich in der Tat gut an den immer sehr freundlichen, alten Mann erinnert, dem vier Finger an der linken Hand fehlten. «Seit 40 Jahren hat er dort gelebt», meint der Ladenbesitzer und deutet auf ein grosses, stattliches Haus auf der gegenüberliegenden Strassenseite, «aber seit ein bis zwei Jahren ist er nicht mehr in meinem Laden gewesen, sonst hat er regelmässig hier eingekauft.» Springer macht sich auf die Reise in die Berge, nach Slunfe, 45 Kilometer östlich von Latakia, oben in den Bergen, eine beliebte Sommerfrische für Leute aus der nahen und fernen Umgebung. Wenige ausländische Touristen. Aus dem österreichischen Aussenministerium hatten wir den Tipp erhalten, in Slunfe nachzusehen, hier sei Brunner in einem Gästehaus der Familie Assad untergekommen. Unter dem Vorwand, das Grab eines guten Freundes seiner Grossmutter besuchen zu wollen, begibt sich Springer mit seiner Freundin in die örtliche Polizei-

station. Die Beamten kennen keinen «Mister Fischer» und dennoch wird es plötzlich lebhaft. Es wird telefoniert, der Polizeichef wird gerufen und noch ein Beamter in Zivil. Aus dem Versuch, eine Auskunft zu erhalten, wird ein Verhör. Neue Telefonate. «Es wurde immer hektischer», erzählt Springer, «und als wir gehen wollten, durften wir plötzlich nicht.» Schliesslich erklärt der Polizeichef, dass tatsächlich ein «Fischer» hier gelebt habe, sieben Jahre lang, aber jetzt sei er tot. Das Ergebnis dieser umfangreichen Recherche verwunderte dann doch ein wenig, hatte Springer schliesslich selbst angegeben, an das Grab des Herrn Fischer gehen zu wollen, was dessen Tod ja voraussetzt. Er wird auf zwei Friedhöfe vor Ort verwiesen, aber weder auf dem christlichen noch auf dem muslimischen findet sich ein neues oder gar ein auf Brunner hinweisendes Grab.

Es gibt wenige unermüdliche Stimmen, die immer wieder an die Akte Brunner erinnern. Simon Wiesenthal gehört dazu. Er nutzt sein grosses Ansehen, erhebt seine Stimme, auch wenn sie in der Nachrichtenflut gelegentlich nicht recht zu Gehör kommt. Als wir den sagenumwobenen Nazijäger in Wien in seinem vollgestopften Archiv im 1. Bezirk besuchen – der Urzelle weltweiter «Simon-Wiesenthal-Zentren» –, empfängt er uns ein wenig mürrisch. Er ist gerade auf das Deutsche Fernsehen nicht gut zu sprechen, Kollegen hatten versucht, ihm am Zeug zu flicken. Er habe sich insbesondere bei der Fahndung nach Mengele und Bormann «mit falschen Lorbeeren»¹⁰ geschmückt, er habe sogar die Öffentlichkeit getäuscht. Der Ehrenbürger der Stadt Wien wehrt sich: «Mein Lebenswerk lässt sich nicht von ein paar Leuten, die ja selbst kaum etwas getan haben, mit Hilfe quotensüchtiger Fernsehjournalisten zunichte machen»¹¹, aber er wirkt noch immer angegriffen und verletzt. Dabei hat gerade die Beharrlichkeit und Sturheit dieses grossen alten Mannes, eines Überlebenden des KZ Mauthausen, vielen Kriegsverbrechern schlaflose Nächte bereitet. Nach seiner Einschätzung gefragt, ob Brunner noch lebe, sagt er nur: «Sehen Sie, er ist vier Jahre

jünger als ich, und ich lebe auch noch.» In seinen Papieren zu Brunner fällt ein Brief auf, den Wiesenthal vor ein paar Jahren an den damaligen israelischen Aussenminister Shimon Peres geschrieben hat, in dem er ihn auffordert, an Brunner zu denken. Damals wurden die allerersten zarten Gespräche zwischen Syrien und Israel versucht, und es schien Wiesenthal wichtig, an den prominenten Kriegsverbrecher zu erinnern. Peres schrieb ihm nur trocken zurück: «Ich werde mich bemühen.» Deutlicher konnte man das Desinteresse Israels an Brunner nicht dokumentieren. Auch der ehemalige israelische UN-Botschafter bei den Vereinten Nationen, Ministerpräsident Nethanjahu, legte sich nicht mehr so ins Zeug wie damals, als er wütend die Fotoreportage der deutschen Illustrierten *Bunte* im Plenarsaal hochhielt. Nethanjahu hatte kein Interesse an einem Interview in Sachen Brunner. Keine Zeit und auch sonst kein Kommentar. Simon Wiesenthal lässt sich nicht entmutigen. Vbr kurzem hat er Nethanjahus Nachfolger, Ministerpräsident Ehud Barak, öffentlich aufgefordert, mit Syrien nicht über den Golan zu verhandeln, ohne auch auf der Auslieferung Brunners zu bestehen.¹² Aber diese Mahnung wird verhallen, trotzdem wird sie für die schätzungsweise noch über 1'000 Kriegsverbrecher, die im Ausland untergetaucht sind, eine Warnung sein, meint Wiesenthal und sieht dabei sehr müde aus.

«Sein Ohr» habe ihn gewarnt, sagt Dr. D., als wir ihn noch einmal wegen der Akte Brunner aufsuchen. «Sein Ohr» ist sein Kontaktmann, der ihm 1985 das grosse Interview mit Brunner vermittelt hatte. Die Warnung bezieht sich auf die vage Idee, diesen Kontakt noch einmal zu nutzen, die Drähte nach Damaskus zu ziehen. Interessanterweise ist auch bei dieser Gelegenheit nicht die Rede davon, dass Brunner längst tot sei. Auch keines der engeren Familienmitglieder Brunners, keiner der Neffen, Vettern, nahen Verwandten behauptet das. Als Brunners jüngste Schwester Notburga 1995 starb, habe man den Alois angerufen, heisst es in Rohrbrunn. Aber der, der ihn angerufen haben soll, will davon nichts wissen: «Ich will mich nicht äussern», sagt er am Telefon,

nicht unfreundlich, aber bestimmt, und die Frage, ob Brunner noch lebe, beantwortet er mit dem geheimnisvollen Satz: «Dass er schon tot ist, weiss ich nicht.»

Auch Otto Ernst Remer, Brunners langjähriger Geschäfts- und Gesinnungspartner in Damaskus und ein unbelehrbarer Rechtsextremist, der sich wie sein Gesinnungsgenosse Honsik nach Spanien abgesetzt hatte, wird kurz vor seinem Tod im Oktober 1997 durch den Pariser Untersuchungsrichter Hervé Stéphan nach Brunner befragt. Auch Remer bestätigt indirekt, dass Brunner lebt: «Wenn Brunner gestorben wäre», sagte Remer, «hätte ich über meine syrischen und deutschen Drähte mit Sicherheit davon erfahren.»¹³

Es gibt viele Geheimnisse um Alois Brunner. Von einer konspirativen Wohnung war zuletzt die Rede, in einer mittleren Kleinstadt, über die der Postverkehr zwischen Brunner und Neonazikreisen abgewickelt werde, ein toter Briefkasten sozusagen. Alle Informationen müssten aber vertraulich behandelt werden, sagen die Gesprächspartner in einem Landeskriminalamt, das seinerseits auch nicht genannt werden möchte, was durchaus einleuchtend wäre, wenn man denn nur den Eindruck gewinnen könnte, es würde wenigstens jetzt eifrig am Fall Brunner gearbeitet. Aber dieser Eindruck will sich nicht einstellen, schon deshalb nicht, weil auch in solchen «Hintergrundgesprächen» der Hinweis nicht vergessen wird, dass es am Ende wohl doch eher wenig Sinn mache, einen so alten Mann noch vor Gericht zu bringen. Aber immerhin: Das Bundeskriminalamt ist mittlerweile auf Brunners Fersen. Nicht aus ganz eigenen Stücken freilich oder weil die Politik endlich Handlungsbedarf gesehen hätte, sondern weil es Druck gibt von einem Mann, der sich Hoffnung auf die ausgelobten 500'000 Mark macht und deshalb steif und fest behauptet, Brunner gesehen zu haben. Alles zu spät? Alles zu halbherzig? Wir möchten mit Simon Wiesenthal antworten: «Der Mann hat sein Recht verwirkt, in Ruhe sterben zu können.» Auch als wir Julie Marks, der Tochter des von Brunner ermordeten Sigmund Bosel, die Frage nach Recht und Gerechtigkeit stellen, sagt sie, sie halte nichts von der Todesstrafe, aber es wäre für sie schon eine kleine Befrie-

digung, wenn Brunner verurteilt würde, auch wenn es vielleicht schon zu spät sei. «Aber die Welt muss wissen, was das für ein Mann war und wer ihn jetzt beschützt, auch die gehören zur Rechenschaft gezogen, sie sind so schuldig wie er.» Sie macht eine Pause und fugt dann hinzu: «Es kann doch nicht sein, dass er frei herumläuft. Sicher, er ist alt, und ich sehe mit einem gewissen Vergnügen, dass ihm ein Auge und ein paar Finger fehlen, aber er lebt noch. Das ist doch völlig unglaublich. Ich verstehe das nicht. Nicht nur, dass er meinen Vater umgebracht hat, aber er hat so viele, viele getötet, dass so jemand dann einfach davonkommt ...» Sie schüttelt nur ungläubig den Kopf.

«Ich hoffe, dass ich ihn noch vor Gericht sehe», sagt Eugene Franklin, der als jüdischer Partisan in Bratislava Brunners Schlägen und seinen Schlägern ausgeliefert war. Er habe sich geschworen, nie wieder nach Deutschland zu fahren, aber um nichts in der Welt würde er den Prozess gegen Brunner verpassen wollen, selbst wenn er in Deutschland stattfände. Er würde kommen und auch aussagen. «Die Welt sollte erfahren, was für ein Tier er war. So jemand ist für mich kein Mensch, der Leute jagt, um sie zu töten. So viele Leute. Das ist kein Mensch», sagt er. In Bratislava war er nie wieder nach dem Krieg. Lakehurst heisst jetzt sein Zuhause. Der elegante, weitläufige Wohnpark liegt in New Jersey.

«Wenn wir denken, dass das Monster oder Tiere waren, dann kann man das Problem sehr leicht lösen», widerspricht Robert Schlesinger, der heute Smuel Schellach heisst, «aber es waren Menschen, die mit ihrer Ideologie etwas sehr Unmenschliches getan haben.» Eva und Smuel Schellach, die beide von Brunner nach Sered deportiert worden waren, leben in Naharya, in der Stadt der Jeckes, der Juden aus Deutschland, südlich von Haifa. Am Meer. Die Nachbarn haben eine israelische Fahne gehisst, sie flattert im warmen Licht der Abendsonne. «Vielleicht sieht er ja israelisches Fernsehen, das wäre meine Rache», sagt Smuel. «Stimmt!», ergänzt seine Frau, «ich bin sehr oft in Deutschland, und wenn ich an die Grenze komme und meinen israelischen Pass zeige, das

ist mir eine tiefe Genugtuung. Wir haben 2'000 Jahre gewartet, jetzt haben wir unseren Staat und unsere Pässe.» Es mag vielleicht etwas seltsam klingen, sagt sie, aber sie würde nicht ständig von Zügen träumen, sie hätte als Überlebende irgendwo auch ein gutes Gefühl. «Wir haben es geschafft, wir leben gemütlich, und wir *leben*.» Ihr Vater habe sie als Eva Meier griechisch-katholisch taufen lassen, weil er glaubte, sie so vor den Nazis retten zu können, «aber in den NS-Akten zu meiner Familie hat nur gestanden: ‚Unbrauchbar‘. ‚Unbrauchbar‘, aber ich bin hier!» Eva Schellach blickt sich im gemütlichen Wohnzimmer ihres Hauses um. Die Erinnerungen kämen nicht so, wie man sich das vorstelle. «Die Erinnerungen kommen mit einem Geruch, mit Bildern, mit Stimmen», sagt Eva Schellach. Kürzlich habe sich ihr Mann einer Operation unterziehen müssen. Auf der Intensivstation habe eine Frau gelegen, die immer ganz aufgeregt nach ihren Kindern gerufen habe und nach ihrem Mann Jakob. «Das hat mich an Bergen-Belsen erinnert, wenn die Frauen ihre Kinder gesucht haben und am Zaun gestanden sind», obwohl diese längst umgebracht worden waren. Noch heute könne sie sich nicht einfach so verabschieden, immer sei die Angst da, dass man denjenigen nicht wieder sieht, gleichgültig ob es die Kinder sind, der Mann oder Freunde.

Wie viele Holocaust-Überlebende reden die Schellachs vor israelischen Schulklassen. Auch in Israel muss die Erinnerung an die Shoah wach gehalten werden. Neulich habe ein Mädchen gefragt, ob sie Rachegefühle habe. Nein, habe sie gesagt, aber es gäbe schon Momente, in denen sie eine gewaltige Wut habe wegen der Ungerechtigkeit. «Ich möchte Brunner sehr gern vor einem israelischen Gericht sehen. Das wäre Gerechtigkeit.» Aber auch Schellachs glauben nicht, dass es dazu noch kommen wird. Dabei sitzt Brunner, der Mörder und Peiniger, nicht auf einem fernen Planeten, sondern nur jenseits der Berge – und doch unerreichbar.

Elliot Welles hatte uns gesagt: «Manches Mal denke ich darüber nach, ob er sich nicht irgendwo in seinem Heimatort im Burgenland in

Österreich versteckt hält, aber ich hab keine Beweise dafür», und er wolle den Teufel nicht an die Wand malen. Zum Ende unserer Dreharbeiten stellen wir diese, auf den ersten Blick ein wenig absurd anmutende Frage an den damals für die Akte Brunner zuständigen Frankfurter Oberstaatsanwalt Hans Eberhard Klein: «Glauben Sie denn, wenn Alois Brunner das Heimweh packte und er nach Europa zurückkäme auf irgendeinem Weg, dass das irgendjemand feststellen würde?» Und der Oberstaatsanwalt antwortet: «Ja, es kommt darauf an, welchen Weg er nimmt, Luft-, Wasser- oder Landweg. Er ist ja ausgeschrieben im Fahndungsbuch, aber das Fahndungsbuch hat nicht jeder, nicht jeder Bundesbürger hat ein Fahndungsbuch, sondern das ist nur an der Grenze zu finden. Ich bin fast sicher, dass nicht einmal wir ein Fahndungsbuch hier im Haus haben. Das hat sich aus irgendwelchen Gründen geändert. Das war wahrscheinlich zu teuer, dass jeder ein Buch bekommt. Es kann passieren, dass er harmlos und unerkant nach Deutschland einreist und hier untertaucht. Das kann passieren, vielleicht ist es ja schon passiert.»

o narischer, du goj, du ojch host von a seit in jid areingeschossn, un
dich, dich ojch getrofn hot die koj! o, wer wet helfn dir, die lender
deine bojen?

wer wet asoj a ssach awekgebn neshome dir un harz?

Bekloppter Goj, du blödes Vieh, du hast von hinten abgeknallt Den
Jud. Dich selber aber traf die Kugel auch! Nun sag: Gereut Dich deine
Dummheit? Keiner bringt nun mehr dein Land zum

Blühn

Und keiner schenkt dir nochmals Seele, Geist und Herz.

Jizchak

*Katzenelson*¹⁴

Danksagung

Unser Dank gilt zunächst all jenen, die bereit waren, sich noch einmal ihren schmerzlichen Erinnerungen an Alois Brunner auszusetzen und mit uns darüber zu sprechen. Ohne sie wäre dieses Buch nicht entstanden. Vor allem sind dies: Serge Boudier, Eugene Franklin, Hofrat Paul Gross, Denise Holstein, Bumi Lazar, Julie Marks, Eva und Smuel Scheffach, Gertrude Schneider, Jacques Stroumsa und Rita Wassermann.

Besonders danken wir Beate und Serge Klarsfeld in Paris, die uns seit 1995 ohne zu zögern Einsicht in ihre Unterlagen gewährt, Kontakte vermittelt und uns beraten haben. Genauso wie Elliot Welles in New York, dessen Unterstützung und unermüdliches Interesse unsere Arbeit entscheidend vorangetrieben hat.

Susanne Knaul in Israel, Kid Möchel in Wien, Gaëlle Pinson und Valerie Weill in Paris danken wir für ihre gewissenhafte Recherchemitarbeit vor Ort. Gern erinnern wir uns auch an die freundschaftliche Hilfeleistung durch Fritz Weinschenk in New York, der durch seine persönliche Fürsprache zur Mitarbeit vieler Zeitzeugen beigetragen hat. Offene Türen und grosses Verständnis fanden wir auch in den verschiedensten Archiven. Vor allem danken wir Tuvia Friedmann und seinem Dokumentationszentrum in Haifa und dem Museum Jad Vaschem in Jerusalem und in Wien Simon Wiesenthal, der Stiftung Dokumentationsarchiv des Österreichischen Widerstands (DÖW) und dem Staatsarchiv. Dank gebührt ausserdem Andreas Sefiha und dem Jüdischen Museum Thessaloniki, Marcel Eskenazi und dem Museum Drancy, in Berlin

dem Bundesarchiv und der Gauck-Behörde und schliesslich in Ludwigsburg der Zentralstelle der Landesjustizverwaltungen zur Aufklärung nationalsozialistischer Verbrechen. Für die kollegiale Zusammenarbeit danken wir Dr. Hans Saffian sowie Dr. Gertraud Pressler vom Wiener Volksliedwerk, die uns mit dem verloren gegangenen jüdischen Erbe der Heurigenlieder vertraut gemacht hat. Rolf Holtfort verdanken wir wichtige Informationen zum juristischen Hintergrund der Akte Brunner und damit ausnahmsweise eine erfreuliche Begegnung mit einem ermittelnden Staatsanwalt in Deutschland.

Wir danken dem Hessischen Rundfunk, der das Projekt ermöglichte, und der ARD, die «Die Akte B.» einem breiten Publikum zugänglich gemacht hat. Schliesslich möchten wir all jenen danken, die so viel Verständnis und Interesse für unsere intensive Beschäftigung mit der «Akte Brunner» aufgebracht haben, vor allem den Kollegen und Kolleginnen, u.a. Lothar Dahlke, Joachim Faulstich, Gerlinde Groen, Ursula Pfeuffer und Sigrid Pribyl. Nicht vergessen wollen wir unsere Lektorin Carmen Kölz, die eine Beharrlichkeit und Detailgenauigkeit bei der Bearbeitung des Manuskripts gezeigt hat, die wir uns auch bei den Staatsanwaltschaften und politisch Verantwortlichen gewünscht hätten.

Frankfurt im Juni 2000

Anmerkungen

Einleitung

- 1 *Der Spiegel*, 43/1996, S. 62.
- 2 Gerald Reitlinger, *Die Endlösung. Ausrottung der Juden Europas*, München 1964, S. 581.
- 3 Erich Schmidt-Eenboom, *Wie der BND die deutschen Medien steuert*, aktualisierte und überarbeitete Ausgabe, Köln 1999, S. 163.

1 Wie Behörden einen Massenmörder suchen

- 2 *Bunte*, 45/1985 und 46/1985.

3 Rohrbrunn – Ein Dorf im Burgenland und der Junge aus Haus Nr. 14

- 1 «SS-Führungsakte» Alois Brunner, Fragebogen vom 15.11.1938. Bundesarchiv Berlin, RS 6005007058.
- 2 Von allen in diesem Buch genannten Personen mit abgekürzten, anonymisierten Namen sind den Autoren die vollständigen Namen bekannt.
- 3 Simon Wiesenthal, *Recht, nicht Rache*, Frankfurt/Berlin 1988, S. 29.

4 Wien – Die «Entjudung» einer Stadt

- 1 In der Theaterzeitschrift «Die Bühne» Anfang der 30er Jahre. Zitiert nach Robert Dachs, «Sag beim Abschied ...», 1994, S. 10.
- 2 Ebenda, S. 11.
- 3 Kurt Seinitz, Auslandschef der *Kronen-Zeitung* in Wien, in einem Hintergrundgespräch 1996 über seine Begegnung mit Alois Brunner in Damaskus.

- 4 *Erster Statistischer Bericht der Israelitischen Kultusgemeinde Wien* vom 31.12.1939, Österreichisches Staatsarchiv.
- 5 Stapo, Abkürzung für Staatspolizei.
- 6 Vernehmung Girzick vor dem Landesgericht Wien, im Verfahren gegen Franz Novak, 14.9.1961. Dokumentationsarchiv des österreichischen Widerstandes Wien (DÖW) 20.027.
- 7 Ebenda.
- 8 Ermittlungsbericht der Staatspolizei Wien, 1. Stp., 5/85/45, ohne Datum, Verfahren gegen Löwenherz und Murrelstein. DÖW 20.123.
- 9 Aussage Girzick, DÖW 11.467.
- 10 *10. Wochenbericht der Israelitischen Kultusgemeinde*, März 1940.
- 11 Verordnung der Zentralstelle «an alle Aemter, Abteilungen und Anstalten der Israelitischen Kultusgemeinde Wien und die unter ihrer Aufsicht stehenden Organisationen» vom 6.1.1942. Darin ist festgehalten, dass die genannten Sachen «bis spätestens 16. Jänner 1942 bei der Israelitischen Kultusgemeinde Wien abzuliefern» sind.
- 12 Im französischen Badeort Evian versammelten sich vom 6. bis 14.7.1938 32 Staaten zu einer Konferenz, um über das jüdische Flüchtlingsproblem zu beraten. Doch schon in der Einladung wurde deutlich, dass die verfolgten Juden aus dieser Zusammenkunft kaum Hoffnung schöpfen durften, hiess es doch dort, es könne «von keinem Land erwartet werden, eine grössere Zahl von Emigranten aufzunehmen, als es seine bestehende Gesetzgebung» gestatte. Vgl. Saul Friedländer, *Das Dritte Reich und die Juden. Die Jahre der Verfolgung 1933-1939*, München 1998, S. 269; vgl. *Foreign Relations of the United States*, 1938, Bd. 1, Washington D. C. 1950, S. 740 f.
- 13 Heinz Boberach (Hrsg.), *Meldungen aus dem Reich: Die geheimen Lageberichte des Sicherheitsdienstes der SS 1938-1945*, Bd. 2, Herrsching 1984, S. 23.
- 14 *10. Wochenbericht der Israelitischen Kultusgemeinde*, 5. März 1940.
- 15 Vermerk vom 17.10.1939 über eine Aussprache zwischen Hauptsturmführer Adolf Eichmann, Dr. Ebner (Gestapo Wien) und Dr. Becker (Reichskommissar Stab), unterschrieben von Alois Brunner.
- 16 Protokoll der Wannseekonferenz vom 20. Januar 1942.
- 17 Siehe Anm. 15.
- 18 Gnadengesuch Dr. Ebner an den Reichsführer SS Heinrich Himmler, Wien, 24.3.1945, in dem er bittet, das gegen ihn am 16.3.1945 ergangene Todesurteil wegen «Wehrkraftzersetzung» auf dem Gnadenwege auszusetzen, damit er seine Schuld durch «Bewährung an der Front» büssen könne. Ebner war nach dem Attentat auf Hitler am 20.7.1944 «in der Erörterung der Kriegslage vielleicht unvorsichtig gewesen», wie er selbst in seinem Gnadengesuch schreibt. Ursache

- gesuch schreibt. Ursache sei ein «langjähriges Magenleiden und die damit verbundene Schädigung meiner Nerven». DÖW 19.868.
- 19 Zeugenvernehmung Dr. Franz Berger im Verfahren gegen SS-Oberscharführer Johann Rixinger vor dem LG Wien am 28. 3. 1946. DÖW 19.859 und 11.481.
 - 20 Verhör des Angeklagten Dr. Karl Ebner beim LG Wien am 1. 3. 1947, Geschäftszahl Vg 4b Vr 1223/47.
 - 21 Siehe Anm. 15.
 - 22 Vermerk vom 18. 10. 1939, Ergänzung zum Vermerk vom 17. 10. 1939 (siehe Anm. 15), enthält Details des Transportes vom 20. 10. 1939 und Ausführungen zu den folgenden Transporten. So heißt es: » Nach Fertigstellung des Barackendorfes in Nisko werden die mit dem 1. Transport angekommenen Juden auf die im dortigen Gebiet befindlichen ehemaligen jüdischen Dörfer fortlaufend in das Landesinnere verteilt.«
 - 23 Ebenda.
 - 24 Niederschrift des Verhörs von Anton Brunner durch die Staatspolizei, 12. 10. 1945.
 - 25 Ebenda.
 - 26 *Bericht der Israelitischen Kultusgemeinde* vom 31. 12. 1939 (siehe Anm. 4).
 - 27 Aussage Wisliceny. Eidesstattliche Erklärung des Angeklagten Dieter Wisliceny vor Gericht in Bratislava, 11. 2. 1947. DÖW 21.115.
 - 28 Ebenda.
 - 29 Vgl. *Bunte*, 46/1985, S. 34.
 - 30 Aussage des Angeklagten Adolf Eichmann, Jerusalem, 16. 8. 1960: In: *The Trial of Adolf Eichmann. Statement made by Adolf Eichmann to the Israel Police prior to his trial in Jerusalem*, Jerusalem 1995, VII, Bd. 31, S. 1473.
 - 31 Siehe Anm. 27.
 - 32 Ebenda.
 - 33 Ebenda.
 - 34 Bericht über die Aussage Anton Brunners, Polizeidirektion Wien, 30. 1. 1946. DÖW 20.110.
 - 35 Vgl. Karla Müller-Tupath, *Verschollen in Deutschland: Das heimliche Leben des Anton Burger, Lagerkommandant von Theresienstadt*, Hamburg 1994.
 - 36 Antwort des österreichischen Innenministeriums an das Landeskriminalamt Nordrhein-Westfalen am 15. 4. 1971.
 - 37 Ebenda.
 - 38 Vernehmung Girzick im Strafverfahren gegen Franz Novak, Landesgericht Wien am 14. 9. 61. DÖW 20.027.
 - 39 Ebenda.

- 40 Urteil des Volksgerichtes Wien vom 3.9.1948, Vg 1 f Vr 8881 / 46 Hv 234/48. DÖW 11.467.
- 41 Vgl. Gnadengesuch Girzick, Ärztliches Gutachten des Anstaltsarztes der Männerstrafanstalt Stein/D., 11.8.1951. DÖW 11.467.
- 42 Am 18.12.1953 begnadigt der Bundespräsident Girzick. Noch am selben Tag teilt das Bundesministerium für Justiz per Erlass mit, dass ihm der Strafreist von «7 Jahre 10 Monate 25 Tage» «nachgesehen» wird. Vgl. Schreiben der Direktion der Männerstrafanstalt Stein/D. an das LG für Strafsachen als Volksgericht, Stein, 22.12.1953, V 96/53 Sta. Stein.
- 43 Lebenslauf Anni Röder, R. u. S.-Fragebogen, Teil des Heiratsgesuchs beim «Rasse- und Siedlungshauptamt SS», Wien, 24.7.1942. Bundesarchiv Berlin, RS 6005007058.
- 44 Aussage einer Kollegin Anni Röders vor dem Landesgericht Wien, undatiert, anonymisiert.
- 45 Ebenda.
- 46 Ebenda.
- 47 Aussage des Angeklagten Josef Weiszl am 11. Februar 1946, Landesgericht Wien. DÖW 20.045.
- 48 SS-O-Stuf. Konrad Grunz, Leumund für Anni Röder beim Heiratsgesuch, siehe Anm. 43.
- 49 Ebenda.
- 50 «SS Erbgesundheitsbogen», Anni Röder, Wien, 7.7.1942. Bundesarchiv Berlin, RS 6005007058.
- 51 Anfrage zum Heiratsgesuch Alois Brunner, Wien 7.7.1942, ebenda.
- 52 Zeugenvernehmung Anni Brunner am 27. Juli 1962, Landesgericht Wien.
- 53 Schreiben des Zeugen Eugen C. an die Staatsanwaltschaft Wien, 1.2.1946.
- 54 Ebenda.
- 55 Rede Goebbels anlässlich der Reichs-Theaterfestwoche in Wien, 15.6.1938.
- 56 Emil Gottesmann in *Jüdische Schicksale, Berichte von Verfolgten*, DÖW, Wien 1992.
- 57 Aussage der Kollegin Anni Röders vor dem Landesgericht Wien, undatiert, anonymisiert.
- 58 Vgl. Anm. 56.
- 59 Niederschrift der Vernehmung Anton Brunners bei der Polizeidirektion Wien, 3.10.1945. DÖW 20.110.
- 60 Vgl. Franz Weisz, *Die geheime Staatspolizei Staatspolizeidienststelle Wien 1938-1945, Organisation, Arbeitsweise und personale Belange*, (Dissertation) Wien 1991, S. 254
- 61 «Verzeichnis über das Vermögen von Juden», Formular ausgefüllt von Mari-

anne Jonas am 14. 7. 1938, die bei ihrem Namen, den von den Nazis zur Kennzeichnung bestimmten Vornamen «Sara» mit aufführt. Ihr Mann unterschreibt entsprechend mit dem für Männer verordneten Namenszusatz «Israel». Da es sich in beiden Fällen also nicht um die wirklichen Vornamen, sondern um die Naziterminologie handelt, werden sie hier wie auch in allen folgenden Fällen in Anführungszeichen gesetzt.

- 62 Brief des Reichsminister des Innern vom 30. 4. 1940, unterzeichnet i.A. Dr. Loschelder, Berlin.
- 63 Strafanzeige Emil B. gegen Alois Brunner am 27. 12. 1945 bei der Staatspolizeigruppe I in Wien. DÖW 20.045.
- 64 Landesgericht für Strafsachen Wien, Zeugenvernehmung Oskar L. am 27. Juli 1962 im Verfahren gegen Alois Brunner DÖW 20.045.
- 65 Zeugenaussage Paula Schurig am 6. 2. 1946 vor dem Landesgericht Wien im Verfahren gegen Josef Weiszl. DÖW 20.045.
- 66 Aussage Arthur Schurig am 6. 2. 1946 vor dem Landesgericht Wien im Verfahren gegen Josef Weiszl. DÖW 20.045.
- 67 Ortsgeschichte von Lembach i. M., Kurzfassung aus der von Peter Fälbl verfassten Ortschronik, hrsg. von der Marktgemeinde Lembach, Linz, ohne Datum.
- 68 Ebenda.
- 69 CIC, Counter Intelligence Corps, Vorläufer des CIA, das 1947 mit Präsident Trumans Unterschrift unter den National Security Act gegründet wurde.
- 70 Siehe Anm. 27.
- 71 Ebenda.
- 72 Aussage des Angeklagten Josef Weiszl, Wien, 31. 8. 1945. DÖW 20.045.
- 73 Aussage Walter N. im Verfahren gegen Josef Weiszl, LG Wien, 5. 4. 1946. DÖW 20.045.
- 74 Zeugenaussagen im Verfahren gegen Josef Weiszl vor dem Landesgericht für Strafsachen Wien I, 1946. DÖW 20.045.
- 75 Zeugenaussage Walter N., siehe Anm. 71.
- 76 Vgl. Anm. 72.
- 77 Vordruck der Zentralstelle für jüdische Auswanderung, unterzeichnet im Auftrag Brunners von seinem Referenten Krahl.
- 78 «Die anhand der Kartei zur Evakuierung in Aufsicht genommenen Personen wurden mittels bereits vorgedruckter Postkarten aufgefordert. Diese Aufforderungen wurden größtenteils durch die Post zugestellt oder wurden gleich nach der Registrierung persönlich ausgehändigt. Richtlinien an die zu evakuierenden Personen wurden durch die IKG [Israelitische Kultusgemeinde, Anm. der Autoren] schriftlich herausgegeben. Die dieser Aufforderung nicht

folgeleistenden Personen wurden der IKG bekannt gegeben und durch Angestellte der IKG (Ordner) ins Lager eingebracht.» Aussage des Angeklagten Anton Brunner vor der Polizeidirektion Wien am 24. August 1945. DOW 20.110.

79 Ebenda.

80 «Schnellbrief der Gauleitung Wien an alle Kreisleiter des Gaues Wien», unterzeichnet von Gaugeschäftsführer Laube, 12.2.1941.

81 Ebenda.

82 Aussage Anton Brunner, Polizeidirektion Wien, 24.8.1945. DÖW 20.110.

83 Ebenda.

84 Aussage Eleonore S. und Karoline E, geb. Staniek, am 5. Dezember 1945 vor dem Amtsgericht Favoriten in Wien im Verfahren gegen Alois Brunner und Anton Brunnen

85 Ebenda.

86 Zeugenaussage Anton Brunner zu Alois Brunner, LG Wien, 3.10.1945.

87 Ebenda.

4 Berlin – Eine Empfehlung für weitere Sondereinsätze

1 Wilhelm Höttl, *Einsatz für das Reich*, Koblenz 1997, S. 71.

2 Vgl. auch Pätzold, Kurt/Schwarz, Erika, «-Auschwitz war für mich nur ein Bahnhof» – Franz Novak – der Transportführer Adolf Eichmanns, Berlin 1994, S. 29 ff.

3 Zeugenvernehmung Richard Hartenberger im Verfahren gegen Franz Novak, Landesgericht für Strafsachen Wien, 22.9.1961. DÖW 20.027.

4 Ebenda.

5 Ebenda.

6 Zitiert nach Pätzold/Schwarz, «Auschwitz war ...», S. 40f.

7 Aktennotiz von Moritz «Israel» Henschel, Berlin, 14.11.1942.

8 Ergebnisprotokoll von Philipp «Israel» Kozower, Berlin, 21.11.1942. Gauck-Akte, BstU 000075.

9 Raul Hilberg, *Die Vernichtung der europäischen Juden. Die Gesamtgeschichte des Holocaust*, Berlin 1982, S. 325.

5 Saloniki – «Endlösung» im Akkord

- 1 Vgl. Hans Safrian, *Eichmann und seine Gehilfen*, Frankfurt 1995, S. 295 ff.
- 2 Michael Molho, *In Memoriam – Hommage aux victimes juives des Nazis en Grece*, 4. Auflage, Thessaloniki 1988, S. 81; vgl. auch Hans Safrian, «Wiener Täter, Wiener Methode. Die Deportation der Juden aus Saloniki», in: Karl Stählpfarrer (Hrsg.), *Der Balkan im Zweiten Weltkrieg als Teil der österreichischen Zeitgeschichte*, Wien 1989, S. 168.
- 3 Molho, *In Memoriam*, S. 93.
- 4 Anordnung der «Außenstelle der Sipo und des SD in Saloniki, IV B 4» vom 17. 2. 1943, «Betrifft: Kennzeichnung der jüdischen Geschäfte und Wohnungen».
- 5 Vgl. Hans Safrian, *Eichmann und seine Gehilfen*, Frankfurt 1995, S. 236.
- 6 Molho, *In Memoriam*, S. 95.
- 7 Vernehmung Alfred Slawik vor dem Landesgericht Wien am 17. 3. 1947.
- 8 Molho, *In Memoriam*, S. 96.
- 9 Erklärung des österreichischen Innenministeriums vom 22. 5. 1952. Siehe auch S. 53 f.
- 10 Aussage Wisliceny (vgl. Anm. 27 in Kapitel 3).
- 11 Mitteilung des deutschen Generalkonsulats an das Außenministerium in Berlin vom 15. 3. 1943.
- 12 Danuta Czech, *Kalendarium der Ereignisse im Konzentrationslager Auschwitz-Birkenau 1939–1945*, Reinbek 1989, S. 490.
- 13 Zitiert nach Safrian, *Eichmann*, S. 244. 14 Czech, *Kalendarium*, S. 490.
- 15 Zusammenfassung verschiedener Zeugenaussagen des Landgerichts Wien, Vr 3388/61.
- 16 Molho, *In Memoriam*, S. 160. Mitteilung des Kriegsverwaltungsrates Saloniki, Dr. Merten an die jüdische Kultusgemeinde vom 21. 3. 1943 (Faksimile).
- 17 Ebenda.
- 18 Siehe Anm. 15.
- 19 Aktennotiz des Deutschen Generalkonsulats Saloniki, in der dem AA Berlin das Ergebnis der Deportationen mitgeteilt wird, 15. 3. 1943.
- 20 Geheimes Brieftelegramm von Dr. Merten, Befehlshaber Saloniki – Ägäis an das Deutsche Generalkonsulat Saloniki, sowie als Kopie an das AA Berlin, 26. 4. 1943.
- 21 Bericht des AA Berlin an die deutschen Botschaften Athen, Rom und das Deutsche Generalkonsulat Saloniki vom 16. 6. 1943, gezeichnet von v. Thadden.
- 22 Vgl. Information eines Journalisten der *Münchener Abendzeitung* vom 21. 11.

1961 an die Zentralstelle in Ludwigsburg und Bericht des österreichischen Innenministeriums vom 1.10.1986.

- 23 Vgl. Safrian, «Wiener Täter, Wiener Methode», S. 141.
- 24 Siehe Anm. 15.
- 25 Vernehmungsnote der Polizeidirektion Wien (Datum unleserlich).

6 Paris – Das Lager Drancy und Brunners Liebe zum Detail

- 1 Hausordnung zitiert in Gedenkschrift Museum Drancy Le Bourget 1988, S. 43.
- 2 Fernschreiben BdS Paris, Referat IV B, Alois Brunner an das RSHA, Eichmann, den «Inspekteur» der KZ-Lager Oranienburg, KL Auschwitz, 17.12.1943.
- 3 Ebenda.
- 4 Zitiert aus der Anklageschrift der Staatsanwaltschaft Köln im Verfahren gegen Rolf Bilharz am 4.2.1983.
- 5 Geheimvermerk vom 4.9.1943, Betr. «Vorbereitung zur Durchführung der Massnahmen gegen die Juden im italienisch besetzten Gebiet», unterzeichnet von Heinz Röthke z. Hd. von SS-Sturmbannführer Kurt Lischka «mit der Bitte um Kenntnisnahme».
- 6 Ebenda.
- 7 Schreiben vom 28. Januar 1941, in dem Knochen die Errichtung von «Konzentrationslagern für fremdstaatige Juden» fordert. Aus der Anklageschrift Staatsanwaltschaft Köln gegen Walter Nährich, Graf von Korff, Richard Wilhelm Preise und Rolf Bilharz am 4.2.1983.
- 8 Brunner zeigt Dr. D., dem Journalisten der Zeitschrift *Bunte*, das Bild anlässlich des Interviews 1985 in Damaskus und erzählt ihm die Geschichte des Bildes. Das berichtet uns Dr. D. bei unserem Gespräch 1995.

7 Nizza – Ein «Jagdausflug» nach Südfrankreich

- 1 Aussage Abraham Drucker am 18.9.1945 bei der Gendarmerie St. Auban, Basses Alpes.
- 2 Vermerk über eine Tagung im RSHA in Berlin am 28.8.1942, zit. aus dem Urteil gegen Lischka u.a., 11.2.1980.
- 3 Fernschreiben vom 15. 3.1943, zit. aus dem Urteil gegen Lischka u.a., 11.2.1980.

- 4 Merkblatt über die Steigerung von Festnahmen von Juden im «Bereich des BdS in Frankreich», unterzeichnet von Alois Brunner und Dr. Helmut Knochen, Paris 14. 4. 1944.
- 5 Siehe Anm. 1.
- 6 Ebenda.
- 7 Mary Lowenthal Felstiner, *To Paint Her Life. Charlotte Salomon in the Nazi Era*. New York 1994.
- 8 Zitiert nach der deutschen Übersetzung für das österreichische Innenministerium, S. 8.
- 9 Merkblatt Brunner/Knochen, siehe Anm. 4.
- 10 Charlotte Salomon, *Leben? Oder Theater?* Das Lebensbild einer jüdischen Malerin aus Berlin 1917–1943, herausgegeben von Christine Fischer-Defoy, Berlin 1986. *Charlotte. A Diary in Pictures*, London 1963. Seit 1971 ist das Tagebuch im Besitz des Jewish Historical Museum Amsterdam.
- 11 Bericht über die Besprechung vom 17. und 18. 3. 1944 in Paris an Eichmann.
- 12 Ebenda.
- 13 Ebenda.
- 14 Ebenda.
- 15 Ebenda.
- 16 Mary Lowenthal Felstiner, «Commandant of Drancy: Alois Brunner and the Jews of France», in: *Holocaust and Genocide Studies*, San Francisco 1987, Bd. 2, Nr. 1, S. 37, behauptet, Röthke habe nach dem Krieg auch als Anwalt gearbeitet.
- 17 Vernehmung des Angeklagten Rolf Bilharz, Stuttgart, 23. 7. 1975.
- 18 Siehe auch Kapitel 4, S. 84.
- 19 Ebenda.
- 20 Brief von Georges Berg an den französischen Justizminister, Nizza, 26. 3. 1946.
- 21 Bericht der Polizeidirektion Wien, Abt. I, 17. 11. 1960.
- 22 Vgl. Vernehmung des ehemaligen Mitglieds der Sicherheitspolizei in Cannes, Alfred Sehmisch, im Verfahren gegen Dr. Walter Hellenthal u. a. durch das bayerische Landeskriminalamt am 20. 6. 1967.
- 23 *Le Journal de Dimanche*, 20. 6. 1988 (*Révélation: Alois Brunner était agent secret de la RFA*).
- 24 Urteil gegen Alois Brunner, Kriegsgericht Marseille, 5. 1. 1954.
- 25 Zitiert aus Akten der UNO. Archiv der Zentralstelle der Landesjustizverwaltungen zur Aufklärung nationalsozialistischer Verbrechen in Ludwigsburg.

8 Die letzte Fahrt nach «Pitchipoi»

- 1 Zitiert nach den Originalkarteikarten, Dossier Beate und Serge Klarsfeld.
- 2 Serge Klarsfeld, publiziert in Zusammenarbeit mit «Les Fils et Filles des Déportés Juifs de France» (FFDJF) und der Beate Klarsfeld Foundation, *Le Mémorial des Enfants Juifs déportés de France*, Paris 1995.
- 3 Fernschreiben Heinz Röthkes vom 30. 7. 1942 an das SD-Kommando Orleans, zitiert aus der Anklageschrift gegen Hagen, Heinrichsohn und Lischka, S. 114.
- 4 Fernschreiben an das RSHA, IV B 4, vom 11. 8. 1942, I. V. unterschrieben von SS-Untersturmführer Ahnert, zitiert aus der Anklageschrift gegen Hagen, Heinrichsohn und Lischka.
- 5 Serge Klarsfeld, FFDJF, *Le Calendrier de la Persécution des Juifs en France 1940-1944*, Paris 1993, S. 1083.
- 6 Vgl. Anklageschrift des Tribunal de Grande Instance de Paris, S. 78. Bei vier Kindern, die in Drancy befreit wurden, konnte die Identität nicht eindeutig geklärt werden. Möglicherweise gehören sie zu den 236 Kindern, die Brunner in den Kinderheimen hatte festnehmen und am 31. 7.1944 deportieren lassen. Die Anklage spricht daher von «232 bis 236 Kindern». Gemeint sind ausschliesslich die zwischen dem 21. 7. und 27. 7. verhafteten Kinder. Die übrigen der insgesamt 375 Kinder des Deportationstransportes Nr. 77 werden in der Anklage nicht berücksichtigt.

9 Bratislava – Deportationen bis zur letzten Minute

- 1 Die Ermordung der ungarischen Juden im Frühjahr 1944 wurde «Aktion Höss» genannt, weil Rudolf Höss dafür zum Bevollmächtigten ernannt worden war und von Himmler vom Inspektortat des KZ Oranienburg eigens erneut ins KZ Auschwitz beordert wurde.
- 2 SS-Obersturmbannführer Hermann Krumey leitete u.a. die Nebenstelle der «Umwandererzentralstelle» in Lodz und war somit bereits im Frühjahr 1940 an den Vertreibungen und späteren Deportationen der polnischen und jüdischen Bewohner aus dem «Gauwartheland» beteiligt (vgl. Safrian, *Eichmann*, S. 92f). Krumeysbetrieb in den 50er Jahren in Baden-Württemberg eine Drogerie und war zeitweise gewählter Kreistagsabgeordneter des Bundes der Heimatvertriebenen (vgl. Pätzold/Schwarz, *Auschwitz*, S. 45). SS-Hauptsturmführer Franz Abromeit war u.a. der «Sachbearbeiter für die Polen- und Judenevakuierung der SiPO u. d. SD Danzig», ab August 1942 organisierte er die Deportationen der kroati-

schen Juden nach Auschwitz (vgl. Safrian, S. 217). Hunsche war promovierter Jurist, wurde 1948 als Mitläufer eingestuft und erhielt 1954 die Zulassung als Rechtsanwalt. SS-Obersturmführer Dr. Siegfried Seidl war an den Deportationen aus dem «Gauwartheland» sowie aus der Slowakei massgeblich beteiligt, stieg auf zum Lagerkommandanten von Theresienstadt und wurde nach dem Krieg in Wien hingerichtet.

- 3 Das Telegramm Veesenmeyers ist zitiert in Safrian, *Eichmann*, S. 300.
- 4 Ebenda, S. 303. Safrian verweist zum Vergleich auf den Reisebericht Thaddens vom 25. 5. 1944, Nürnberger Dokument NG 2980, abgedruckt in: Randolph L. Braham (Hrsg.), *The Destruction of Hungarian Jewry*, New York 1963, S. 373.
- 5 Fernschreiben vom 18.10.1939 von SS-Hauptsturmführer Günther an die Staatspolizeistelle Krakau über Eichmann.
- 6 Vgl. Protokoll vom 24.6.1946 über die Hauptverhandlung des Volksgerichts in Bratislava in der Strafsache gegen Dr. Anton Vasek, Zeugenaussage Dieter Wisliceny, S. 40. AZ Tn Lud 17/46.
- 7 Ebenda, S. 43.
- 8 Ebenda, S. 58.
- 9 Ebenda, S. 62.
- 10 Ebenda, S. 65.
- 11 Diese Zahl nennt die Historikerin am Simon Wiesenthal Center Los Angeles, Mary Lowenthal Felstiner, in ihrem Aufsatz «Alois Brunner – Eichmanns Best Tool», Simon Wiesenthal Center, Los Angeles 1997.
- 12 Vgl. Protokoll über die Tätigkeit des Hauptsturmführers Brunner in der Slowakei von September 1944 bis 30. März 1945, Bratislava am 27.10.1945, unterschrieben von Dr. Tibor Kovac, Dr. Oskar Neumann (als weitere Zeugen werden genannt: Dr. Vojtech Winterstein, Landesrabbiner Armin Frieder, Ella Schwarzova, Dr. Josef Frisch, Alexander Haar, Josef Löwinger, Cvi Feher, Olga Adler, David Quittner, Emanuel Quitter), S. 3. Jad Vashem, MS/163.
- 13 Denkschrift der tschechoslowakischen Regierungskommission für die Verfolgung der nazistischen Kriegsverbrecher, Nr. 234/78, BSTU 000090.
- 14 Protokoll Dr. Neumann, Dr. Kovac, S. 1., siehe Anm. 12.
- 15 Ebenda, S. 2.
- 16 Ebenda.
- 17 Ebenda, S. 3.
- 18 Ebenda, S. 4.
- 19 «Visionen aus dem Inferno – Der schwere Weg», Originalbericht von Adolf Frankl, www.hagalil.com/frankl/texte/weg.htm, 4/ 2000.

- 20 Protokoll Dr. Neumann, Dr. Kovac. Siehe Anm. 12.
- 21 Das Geschäft scheiterte, weil Joel Brand vom Jüdischen Hilfskomitee von den Briten festgenommen wurde, als er in Palästina die Aufnahme der zu Rettenden organisieren wollte. Daraufhin wurden die Verhandlungen ausgesetzt. Kastner wurde nach dem Krieg in Israel der Kollaboration beschuldigt und am 3.3.1957 auf offener Strasse erschossen. (Vgl. Segev, Tom, *Die siebte Million – Der Holocaust und Israels Politik der Erinnerung*, Hamburg 1995, S. 341 ff).
- 22 Protokoll Dr. Neumann, Dr. Kovac, S. 8. Siehe Anm. 12.
- 23 Protokoll vom 24.6.1946 über die Hauptverhandlung des Volksgerichts in Bratislava in der Strafanlage gegen Dr. Anton Vasek, Aussage des Zeugen Dieter Wisliceny, S. 68. AZ Tn Lud 17/46.
- 24 Ebenda.
- 25 Vgl. Georges Dunand, «*Ne perdez pas leur trace!*», *Histoire et Société d'aujourd'hui*, Neuchâtel 1950, S. 148ff., und Felstiner «Alois Brunner: Eichmanns Best Tool».
- 26 Protokoll Dr. Neumann, Dr. Kovac, S. 11. Siehe Anm. 12.
- 27 Tschechoslowakische Regierungskommission für die Verfolgung der nazistischen Kriegsverbrecher, *Denkschrift in der Strafsache gegen Alois Brunner*, S. 8/9. Siehe Anm. 13.
- 28 Protokoll Dr. Neumann, Dr. Kovac, S. 12. Siehe Anm. 12.
- 29 Ebenda.
- 30 Aussage Ella Schwarzova in Bratislava, undatiert.
- 31 Vgl. Protokoll Dr. Neumann, Dr. Kovac, S. 6. Siehe Anm. 12.
- 32 Vgl. Felstiner, «Alois Brunner – Eichmanns Best Tool», S. 19.

10 Flucht und wirre Jahre

- 1 Bericht des Counter Intelligence Corps, Salzburg, 24.2.1947.
- 2 Aussage Josef Weizl bei seinem zweiten Verhör, LG Wien, 3.9.1945
- 3 Didier Epelbaum, *Alois Brunner. La haine irréductible*, Paris 1990, S. 257 f. Vgl. auch Gitta Sereny, *Into that Darkness: From Mercy Killing to Mass Murder*, New York 1974, S. 263.
- 4 Fritz Winkler, *Es geschah vor 50 Jahren – US-Truppenabzug und Sowjet Anmarsch im Bezirk Rohrbach*, Rohrbacher Notizen, 1995.
- 5 Die Mitfahrt Brunners im Deportationszug nach Theresienstadt bezeugt Bumi Lazar.
- 6 *Bunte*, 45/1985, S. 26.

- 7 Anklageschrift gegen Dieter Wisliceny, Volksgerichtshof Bratislava, 16.9.1947. DÖW 21.115.
- 8 Vernehmung des Angeklagten Josef Weiszl, LG Wien, 31.8.1945.
- 9 Zweites Verhör mit Weiszl am 3. 9. 1945 vor dem LG Wien. DÖW 20.045.
- 10 Siehe Anm. 8.
- 11 Vgl. Kap. 11, S. 202.
- 12 Verlagswerbung.
- 13 Klappentext zu Wilhelm Höttl *Einsatz für das Reich. Im Auslandsgeheimdienst des Dritten Reiches*, Koblenz 1997.
- 14 Höttl, *Einsatz*, S. 80.
- 15 Vgl. Müller-Tupath, *Verschollen in Deutschland*.
- 16 Bericht der Polizeidirektion Wien vom 17.2.1956.
- 17 Epelbaum, *Alois Brunner*, S. 259.
- 18 *Volksstimme*, Wien, 10.5.1946.
- 19 *Bunte*, 45/1985, S. 26.
- 20 Strafanzeige Eva Berger gegen Brunner I und Brunner II vor dem Amtsgericht Wien, 5.12.1945.
- 21 Protokoll über die Vollstreckung vom 24.5.1946 vom Landesgericht für Strafsachen Wien.
- 22 *Le Monde* in einem Bericht am 22.5.1946.
- 23 Schreiben des österreichischen Bundesministeriums für Inneres an das LG Wien, Wien, 1.3.1967 («... teilt das Bundesministerium für Inneres mit, dass sich die handschriftliche Randbemerkung ... auf den Bruder des Alois Brunner, namens Anton Brunner [genannt Brunner II] bezieht.»).
- 24 Reitlinger, *Die Endlösung*, 7. Auflage, Berlin 1992, S. 179. Der zunächst als Alois Anton Brunner bezeichnete Brunner wird im Verlauf des Buches nur noch Anton Brunner genannt, obwohl es sich ausschliesslich um Alois Brunner handelt.
- 25 Anfrage der Staatsanwaltschaft, Wien, 15.2.1967.
- 26 Norbert Frei, *Vergangenheitspolitik. Die Anfänge der Bundesrepublik und die US-Vergangenheit*, München 1996, S. 29 ff.

11 Wiener Leben: Nur die Juden fehlen

- 1 Vorwort *Lexikon der Juden in der Musik – mit einem Titelverzeichnis jüdischer Werke*, bearbeitet von Dr. Theo Stengel, Referent in der Reichsmusikkammer, Veröffentlichung des Instituts der NSDAP zur Erforschung der Judenfrage, Frankfurt am Main 1940.

- 2 Ebenda.
- 3 Vgl. Robert Dachs, *Sag beim Abschied*, Wien 1994, S. 205 ff.
- 4 Haftbefehl des Landesgerichtes für Strafsachen Wien vom 22.11.1961.
- 5 Vgl. Michael Wagner/Peter Tomanek, *Bankiers und Beamte. Hundert Jahre österreichische Postsparkasse*, Wien 1983.
- 6 Vgl. Hans Erman, *Bei Kempinski. Aus der Chronik einer Weltstadt*, München 1965.
- 7 Ebenda.
- 8 Privatbesitz Julie Marks.
- 9 Vgl. Aussage Dr. Emil Tuchmann im Verfahren gegen Franz Novak vor dem Landesgericht Wien am 20.9.1961. DÖW 20.027
- 10 Wagner/Tomanek, *Bankiers und Beamte*, S. 246.
- 11 Erhebungsbericht Polizeidirektion Wien, 1.8.1956.
- 12 Angaben über «Vermögens- und Schuldenstand von Fräulein Anni Röder», Teil des Heiratsgesuchs, 7.7.1942.
- 13 Bescheid des Landesgerichts für Strafsachen Wien, Abt. 62-II/B 118/56, 20.6.1956.
- 14 Ebenda.
- 15 Bericht Polizeidirektion Wien, ZI: 1-6299/2/StB/56, Wien 7.4.1956.
- 16 Am 20.9.1945 muss Karl Röder bei seiner polizeilichen Vernehmung einräumen, dass er mit dem Wohnungsschlüssel seines Schwiegersohnes, der, wie er nicht ohne Stolz anmerkt, «SS-Hauptsturmführer war», jetzt aber mit seiner Frau «vor dem Einmarsch der Roten Armee» geflüchtet sei, in die Villa in der Tschermakgasse gegangen sei. Dort habe er «2 Handwagen voll Wäsche und Bekleidungsgegenstände» abgeholt. «Bei der Wegschaffung der Sachen war bezüglich des Kriegsverbrechergesetzes noch nichts bekannt, und ich habe daher durch diese Handlung nicht gegen das Gesetz verstossen.» Niederschrift der polizeilichen Vernehmung, Wien 20.9.1945, Vg 2 c Vr 5387.
- 17 «Juden oder andere Personen, die in der NS-Ara verfolgt worden sind», heisst es im Satz davor.
- 18 Erhebungsbericht der Polizeidirektion Wien, Abteil I, ZI. 1-6299/StB/56, 271.1957, Gerichtsakten Wien.
- 19 Unterlagen zum Fall Dr. Benjamin Murrelstein im DOW. Schreiben an den Staatsanwalt in Wien aus Melbourne am 20.10.48 von Otto Fleischmann, Geschäftszahl Vg 7 a Vr 895/49, Zeugenaussage Margarethe Schindler am 28.9.1955 vor dem Landesgericht Wien, Geschäftszahl VG 8e Vr 698/55 sowie Zeugenaussage Margarethe Klein am 23.9.55, Geschäftszahl s. o.
- 20 Vermerk von Günther vom 13.10.1939. «Betrifft: Abstellung von jüdischen Funktionären», DOW.

- 21 Schreiben von Dr. Löwenherz, Israelitische Kultusgemeinde an die Zentralstelle für jüdische Auswanderung, Wien, 11. 10. 1939, Zl. X/11. DÖW.
- 22 Ebenda.
- 23 Zeugenaussage Margarethe Klein im Verfahren gegen Dr. Benjamin Murrelstein, Landesgericht für Strafsachen Wien, 23. 9. 1955, Geschäftszahl Vg 8e Vr 698/55.
- 24 Zeugenaussage Margarethe Schindler im Verfahren gegen Dr. Benjamin Murrelstein, Landesgericht für Strafsachen Wien, 28. 9. 1955, Geschäftszahl Vg 8e Vr 698/55.
- 25 Ebenda, S. 3.
- 26 Protokoll gegen Murrelstein von Otto Fleischmann aus Melbourne «an den Staatsanwalt Wien», Teil der Gerichtsakten im Verfahren gegen Murrelstein. Siehe Anm. 19.
- 27 Zeugenvernehmung Anni Brunner, 27. 7. 1961, Landesgericht Wien, Verfahren gegen Alois Brunner, Geschäftszahl 27b Vr 3388/61, Gerichtsakten Wien.
- 28 Bericht des österreichischen Bundesministeriums für Inneres «betreffend Witwenversorgung der Anna Brunner nach dem SS-Hauptsturmführer und Kriegsverbrecher Alois Brunner» 1986, Geschäftszahl Zl. 944639/1–10/86.
- 29 Ebenda.

12 Ein falscher Pass, gute Freunde und eine neue Heimat

- 1 Frei, *Vergangenheitspolitik*, S. 106. Vgl. Lutz Hachmeister, *Der Gegnerforscher, Die Karriere des SS-Führers Franz Alfred Six*, München 1998, S. 306. *Die Zeit* nennt Achenbach «Modeanwalt der Ruhrmetropole».
- 2 Frei, *Vergangenheitspolitik*, S. 107.
- 3 Achenbach wird Mitglied des Europäischen Parlaments (1962–1976) und erhält 1971 in der Ära Brandt/Scheel das Große Bundesverdienstkreuz (vgl. Hachmeister, *Der Gegnerforscher*, S. 310).
- 4 Der Pass liegt beim Landesgericht für Strafsachen Wien.
- 5 Vgl. Gutachten des Erkennungsamtes, Wien 17.10. 1950.
- 6 Aussage Schmaldienst am 18. 11. 1950 im Verfahren gegen Franz K. (233 Nr. 8689/50).
- 7 Vgl. Bericht der Bundespolizeidirektion Wien an das LG Wien vom 23. 6. 1954.
- 8 Anklageschrift des Militärgerichts in Marseille vom 19. 12. 1953.
- 9 Siehe Hachmeister, *Der Gegnerforscher*, S. 308.

- 10 *Bunte*, 46/85, S. 33.
- 11 Alois Hudal, *Römische Tagebücher*, Graz/ Stuttgart 1976.
- 12 Christopher Simpson, *Blowback. The first full Account of Americas Recruitment of Nazis and its disastrous Effect on our domestic and foreign Policy*, New York 1988, S. 93. (Dt.: *Der amerikanische Bumerang*, Wien/Frankfurt a. M. 1988.)
- 13 Wiesenthal, *Recht, nicht Rache*, S. 85.
- 14 Epelbaum, *Alois Brunner*, S. 270.
- 15 Dokumentationszentrum des Bundes jüdischer Verfolgter des Naziregimes, «Flüchtige Naziverbrecher im Nahen Osten und ihre gegenwärtige Rolle», Wien 1967.
- 16 Epelbaum, *Alois Brunner*, S. 277.
- 17 Ebenda, S. 271.

13 Damaskus: Ein «Toter» macht Geschäfte

- 1 Vgl. dazu: Avi Primor, ... *mit Ausnahme Deutschlands*, Berlin 1997, S. 72 f.
- 2 *The Trial of Adolf Eichmann*, S. 1475 f. Siehe Anm. 29 Kapitel 3.
- 3 Psychiatrisches Gutachten von Shlomo Kolcar, zitiert nach einer Veröffentlichung in der *Welt* vom 15.4.2000.
- 4 *Der Spiegel*, Nr. 23 vom 1.6.1960. Hinweise auf Eichmanns Aufenthalte in Damaskus auch in der *FAZ* vom 27.5.1960.
- 5 Werner Brockdorff, *Fluchtwege*, München 1969, S. 207.
- 6 Ebenda, S. 206.
- 7 Protokoll des Generalstaatsanwalts Frankfurt am Main vom 19.7.1960.
- 8 Vgl. Serge Klarsfeld, *Dossier Alois Brunner*, Paris o. J., Bd. 3, Dokument vom 9.6.1961.
- 9 Protokoll des Generalstaatsanwalts Frankfurt am Main, vom 19.7.1960.
- 10 Zitiert nach *Kristall*, 11/1960, S. 26.
- 11 Frei, *Vergangenheitspolitik*, S. 326 ff.
- 12 Bericht über eine Strafanzeige Remets gegen die Illustrierte *Kristall* in Hamburg (141 Js 768/60), Aktenbeilage zum Ermittlungsverfahren gegen Eichmann beim Generalstaatsanwalt Frankfurt am Main vom 14.2.1961.
- 13 Siehe Anm. 7.
- 14 Aktenvermerk der Vernehmung von Wilhelm Beisner in München am 30.11.1960 an das bayerische LKA.
- 15 Vgl. Epelbaum, *Alois Brunner*, S. 268 ff., und Zeitschrift *Kristall*, Nr. 12, 1960, S. 29.
- 16 Dr. D. im Interview 1995.

- 17 *Wochenpresse*, 4.12.1987.
- 18 Epelbaum, *Alois Brunner*, S. 284.
- 19 *Bunte*, Nr. 46 vom 7.11.1985, S. 34.
- 20 Eli Ben-hanan, *Our Man in Damascus: Elie Cohn*, Steinmatzky, o. J., S. 59.
- 21 Epelbaum, *Alois Brunner*, S. 281.
- 22 Ebenda, S. 281 f.
- 23 Vgl. Liste der «Berühmten Burschenschafter» aus H. Grimm/L. Besser-Walzel, *Die Corporationen*, Frankfurt a. M. 1986.
- 24 Vgl. auch Wiesenthal, *Recht, nicht Rache*, S. 291. Danach war Brunner in Hamburg.
- 25 «Flüchtige Naziverbrecher im Nahen Osten», S. 9. Siehe Anm. 15 in Kap. 12.
- 26 Vgl. Wiesenthal, *Recht, nicht Rache*, S. 292.
- 27 *Der Spiegel*, 23/1960, S. 32.

14 «Dr. Georg Fischer», die Bombe und der BND

- 1 Simpson, *Blowback*, Übersetzung des Untertitels.
- 2 Akte d. CIC, Land Salzburg Section, vom 24.2.1947, «the same hotel was also used as temporary quarters by Eichmann».
- 3 Ebenda: «for further notion».
- 4 Zitiert nach Saskia Henze / Johann Kinigge, *Stets zu Diensten. Der BND zwischen faschistischen Wurzeln und neuer Weltordnung*, Hamburg/Münster 1997, S. 26 f.
- 5 Höttl, *Einsatz*, S. 388.
- 6 Simpson, *Blowback*, S. 251 f.
- 7 Ebenda, S. 251.
- 8 Vgl. Kapitel 16, S. 271.
- 9 Von September 1958 bis September 1960.
- 10 Aussage von Alfred Sehmisch am 20.6.1967. Siehe Anm. 22 Kapitel 7.
- 11 Vernehmungsniederschrift des bayerischen LKA im Verfahren Hellenthal, AZ 1 Js 20/65 und AZ 1 Js 63/65, vom 22.6.1967.
- 12 Otto Skorzeny, *Meine Kommandounternehmen. Krieg ohne Fronten*, Wiesbaden 1976. Tom Segev hält es für «höchstwahrscheinlich», dass Skorzeny zugleich auch für den israelischen Geheimdienst gearbeitet hat. Vgl. Tom Segev, *Die siebte Million. Der Holocaust und Israels Politik der Erinnerung*, Hamburg 1995, S. 394. Allerdings behauptet Isser Harel, dass der Mossad Nazis ohne deren Wissen abgeschöpft habe.
- 13 Schreiben des BND vom 8.12.1997.

- 14 Aktenvermerk über diese «Besprechung» in den Unterlagen der Frankfurter Staatsanwaltschaft.
- 15 Das Foto erscheint auch in der Zeitschrift *Kristall* (11/1960) und zeigt links Brunner.
- 16 Vgl. Aufsatz von Susanne-Sophia Spiliotis: «Der Fall Merten und die deutsch-griechische Aufarbeitung der Besatzungsherrschaft in Griechenland während des Zweiten Weltkriegs», München 1991.
- 17 Gesprächsprotokoll des Generalstaatsanwalts Frankfurt am Main, 19.7.1960, von S. gegengezeichnet.
- 18 Ebenda.
- 19 Hachmeister, *Der Gegnerforscher*, S. 105 ff.
- 20 Seit März 1952.
- 21 *Kristall* 11/1960.
- 22 Epelbaum, *Alois Brunner*, S. 274.
- 23 Ebenda, S. 282.
- 24 Brockdorff, *Fluchtwege*, S. 86.
- 25 Aktenvermerk des LKA Bayern vom 30.11.1960.
- 26 Ausführlich wiedergegeben bei Epelbaum, *Alois Brunner*, S. 269.
- 27 Aussage Hermann S. Siehe Anm. 17.

15 Angelegt und abgelegt: Die Akte Alois Brunner

- 1 E. H. Cookridge (Pseudonym), *Gehlen*, New York 1971.
- 2 Schmidt-Eenboom, *Wie der BND*, S. 163 (der Autor gibt dann freilich auch noch die falsche Jahreszahl 1964 an mit dem nicht nachprüfbaren Hinweis, ein israelischer Spion habe die Bombe geschickt).
- 3 *Die Babenberger*, National- und Soldatenzeitung für Österreich, 1/1979. DÖW RE 1380.
- 4 Schriftliche Erklärung von Ole O. gegenüber der Staatsanwaltschaft Frankfurt am Main, 22.10.1995.
- 5 Maichanitsch an O., 1965.
- 6 Vgl. Gerd Honsik, *Freispruch für Hitler?*, Wien 1988.
- 7 Honsik, *Freispruch?*, S. 18.
- 8 Handschriftlicher Brief an die Bundespolizeidirektion Wien vom 15.2.1990.
- 9 Honsik, *Freispruch?*, Untertitel.
- 10 Anzeige Eva Berger am 5. Dezember 1945 gegen Brunner I und Brunner II vor dem Amtsgericht Wien.
- 11 Siehe Anm. 10.

- 12 Schreiben der Israelitischen Kultusgemeinde Wien an die Staatspolizei Wien, 4. 1. 1946.
- 13 Schreiben der Polizeidirektion Wien an das LG Wien vom 22. 2. 1962.
- 14 Schreiben an die Staatsanwaltschaft Wien VIII, Wien, den 28. 1. 1946.
- 15 Vgl. dazu Kapitel 3, S. 58.
- 16 Schreiben an die Staatsanwaltschaft Wien, 1. 2. 1946.
- 17 Schreiben an die Staatsanwaltschaft des LG für Strafsachen 1, Wien den 6. 2. 1946.
- 18 Anzeige bei der Polizeidirektion Wien, am 6. 11. 1946.
- 19 Polizeidirektion Wien an das LG Wien, vom 28. 1. 1956.
- 20 Bundesministerium für Finanzen an die Staatsanwaltschaft Wien, am 27. 12. 1955.
- 21 Handschriftliche Notiz der Staatsanwaltschaft Wien, vom 15. 12. 1956.
- 22 Zeugenvernehmung vor dem Bezirksgericht Baden, am 11. 10. 1954.
- 23 Fahndungsersuchen vom 24. 5. 1955: «geboren 8. 4. 1912, auch 9. 5. 1910».
- 24 Widerruf des Fahndungsersuchens wegen Neuausschreibung, Wien, 10. 4. 1957.
- 25 Zitiert aus dem Beschluss der Wiederaufnahme des Verfahrens des LG Wien am 15. 5. 1961.
- 26 LG Wien, am 8. 3. 1961.
- 27 Ebenda.
- 28 *Der Spiegel*, 23/1960.
- 29 Handschriftlicher Vermerk an die Staatsanwaltschaft Wien, 27. 7. 1962.
- 30 Staatsanwaltschaft Wien an LG Wien, 19. 2. 1963.
- 31 Die konservative Regierung unter Konstantin Karamanlis verzichtete tatsächlich seit 1959 auf die Strafverfolgung von deutschen Kriegsverbrechern (Gesetz Nr. 3933/4016), was der sozialistische Präsident Papandreou 1987 öffentlich bedauert, aber nicht ändern will.
- 32 Österreichisches Bundesministerium für Justiz an das LG Wien, 18. 6. 1965.
- 33 *Linzer Turm*, 11. Jg., 12/1968.
- 34 Staatsanwaltschaft Stuttgart an das tschechische Regierungspräsidium, Stuttgart, den 28. 12. 1984: «Neue Anhaltspunkte zur Ermittlung des derzeitigen Aufenthalts Brunners sind nicht vorhanden. Es verbleibt daher bei der Einstellung des Verfahrens gegen ihn gemäß § 205 STOP.»
- 35 14. 3. 1952, Militärtribunal von Metz.
- 36 Vgl. dazu Kapitel 16, S. 264 f.
- 37 Heiner Lichtenstein, «Nach fünfzig Jahren wenigstens ein Kopfgeld. Die Geschichte des Alois Brunner», *Tribune*, 12. 2. 1999.
- 38 10. Oktober 1984.

16 Die Opfer jagen den Täter

- 1 Bericht einer Wiener Detektei («streng vertraulich») vom 3.9.1976.
- 2 Vgl. Vorwort von Klarsfeld in diesem Buch.
- 3 Brief vom 10.1.1990, in dem Klarsfeld Assad eine Begegnung vorschlägt.
- 4 *London Times*, 17. März 1983: «Syria protects Eichmann aide».
- 5 Bundesministerium für Justiz der Republik Österreich, Wien, 20.10.1983.
- 6 Schreiben (AZ: 130 Js 2/83 Z) vom 27.1.1992.
- 7 BKA-Lichtbildgutachten vom 21.5.1992, S. 7.
- 8 Am 29.5.1985.
- 9 Interpol an den Generaldirektor für öffentliche Sicherheit in Wien, Paris, 28.7. 1961.
- 10 Vgl. Mitteilung von Interpol Wiesbaden an Interpol Wien, 22.1.1987.
- 11 Fernschreiben von Interpol Damaskus an Interpol Wien, 3.5.1987.
- 12 Bundesministerium für Justiz der Republik Österreich an das Innenministerium, Wien, 27.1.1987.
- 13 Chuck Ashman, «Nazi butcher in Syria haven», *Chicago Sun-Times*, 1.11.1987.
- 14 *The Jewish Standard*, 11.12.1987.
- 15 *London Jewish Chronicle*, 11.11.1988.
- 16 Historikerkommission, Wien, 8.2.1988.
- 17 Kurt Seinitz, «Horror-Erzählungen eines echten Kriegsverbrechers», Beilage der *Kronen-Zeitung*, Wien, 19.12.1987, S. 4.
- 18 Ebenda, S. 5.
- 19 Ebenda.
- 20 Bericht des Österreichischen Bundesministeriums für Inneres an die Staatsanwaltschaft Paris, Wien, 23.10.1991.
- 21 *Kronen-Zeitung*, 19.12.1987.
- 22 Beilage der *Kronen-Zeitung*, Wien, 19.12.1987, S. 4.
- 23 Ebenda.
- 24 Ebenda.
- 25 Schreiben des Ministerialrats Dr. Berti, Bundesministerium für Inneres der Republik Österreich, an das LG für Strafsachen Wien, 23.10.1991, anlässlich des Rechtshilfeersuchens aus Frankreich.
- 26 Brief Schüssels an Welles vom 25.7.1995 («Dear Mr. Welles»).
- 27 Kontaktperson (KP).
- 28 Vermerk der Hauptabteilung Rechte- und Vertragswesen, Berlin, 21.1.1988.
- 29 Brief Fischers an Honecker, Berlin, 11.3.1988; Vermerk Honeckers vom 14.3.1988.

- 30 Vermerk vom 10.1.1989.
- 31 Beschluss vom 15.1.1992.
- 32 Zitiert nach *dpa* vom 20. 12. 1991.

17 Frische Spuren

- 1 Information des KGB, Gauck-Akte BstU 000102.
- 2 *Der Spiegel*, 40/1999, S. 46.
- 3 *Dpa-afp*-Meldung vom 17.7.1998.
- 4 Die Rechtshilfeersuchen vom 9. Juli 1991, 23. Mai 1995, 2. Juli 1996 wurden am 21.10.1996, 23.1.1997, 10.3.1997 und 2.12.1997 nachgefragt.
- 5 *Der Spiegel*, 40/1999, S. 46.
- 6 Herbst 1999 im französischen Rundfunk.
- 7 Epelbaum gegenüber der französischen Justiz, vgl. Anklageschrift, Paris, 26.7.1999, S. 60.
- 8 Schreiben des Hessischen Ministeriums der Justiz vom 8. August 1997, Aktz. 4000/1 E-III/3-541/61.
- 9 E-Mail vom 13.5.2000.
- 10 ARD-Magazin *Panorama*, 8.2.1996.
- 11 *SZ*, 12. 2. 1996.
- 12 Reuters-Meldung vom 14.12.1999.
- 13 Zitiert nach *Der Spiegel*, 40/1999 («Phantom im Méridien»). Seite 46.
- 14 Jizchak Katzenelson, *Dos lied vunem ajsgebargetn jidischn volk. Grosser Gesang vom ausgerotteten jüdischen Volk*. Übersetzt von Wolf Biermann, Auszug aus dem 15. Gesang, Köln 1994, S. 164f. Am 29.4.1944 deportiert Alois Brunner den bekannten jiddischen Dichter zusammen mit dessen ältestem Sohn Zvi nach Auschwitz. Katzenelsons Frau Hannah und die beiden jüngeren Söhne Ben Sion und Benjamin waren schon vorher in Treblinka ermordet worden.

Literatur

- Ben-hanan**, Eli, *Our Man in Damascus: Elie Cohn*, Steinmatzky/Israel, o. J.
- Benz**, Wolfgang (Hrsg.), *Dimension des Völkermords. Die Zahl der jüdischen Opfer des Nationalsozialismus*, München 1991.
- Blatt**, Thomas T., *Nur die Schatten bleiben. Der Aufstand im Vernichtungslager Sobibor*, Berlin 2000.
- Boberach**, Heinz (Hrsg.), *Meldungen aus dem Reich: Die geheimen Lageberichte des Sicherheitsdienstes der SS 1938-1945*, Bd. 2, Herrsching 1984.
- Braham**, Randolph L. (Hrsg.), *The destruction of Hungarian Jewry. A Documentary Account*, New York 1963.
- Brockdorff**, Werner, *Fluchtwege*, München 1969.
- Czech**, Danuta, *Kalendarium der Ereignisse im Konzentrationslager Auschwitz-Birkenau 1939-1945*, Reinbek 1989.
- Dachs**, Robert, *Sag beim Abschied*, Wien 1994.
- Dresen**, Wolfgang, *Betrifft: «Aktion 3». Deutsche ververten jüdische Nachbarn*, Berlin 1998.
- Epelbaum**, Didier, *Alois Brunner. La haine irréductible*, Paris 1990.
- Felstiner**, Mary Lowenthal, «Commandant of Drancy: Alois Brunner and the Jews of France», in: *Holocaust and Genocide Studies*, Bd. 2, San Francisco 1987.
- Felstiner**, Mary Lowenthal, *To Paint Her Life. Charlotte Salomon in the Nazi Era*, New York 1995.
- Frei**, Norbert, *Vergangenheitspolitik. Die Anfänge der Bundesrepublik und die NS-Vergangenheit*, München 1996.
- Friedländer**, Saul, *Das Dritte Reich und die Juden. Die Jahre der Verfolgung 1933-1939*, München 1998.
- Hachmeister**, Lutz, *Der Gegnerforscher. Die Karriere des SS-Führers Franz Alfred Six*, München 1998.
- Hamann**, Brigitte, *Hitlers Wien. Lehrjahre eines Diktators*, München 1996.
- Henze**, Saskia/Knigge, Johann, *Stets zu Diensten. Der BND zwischen faschistischen Wurzeln und neuer Weltordnung*, Hamburg/Münster 1997.

- Herbert, Ulrich, *Werner Best. Biographische Studien über Radikalismus, Weltanschauung und Vernunft, 1903-1989*, Bonn 1996.
- Hilberg, Raul, *Die Vernichtung der europäischen Juden. Die Gesamtgeschichte des Holocaust*, Berlin 1982.
- Hilberg, Raul, *Täter, Opfer, Zuschauer. Die Vernichtung der Juden 1933-1945*, Frankfurt am Main 1992.
- Hirschfeld, Gerhard/Marsh, Patrick (Hrsg.), *Kollaboration in Frankreich. Politik, Wirtschaft und Kultur während der nationalsozialistischen Besatzung 1940-1944*, Frankfurt am Main 1991.
- Jahn**, Helmut/Petritsch, Peter, *Das Wiener Riesenrad*, Wien 1989.
- Klamper**, Dr. Elisabeth u.a., *Wien 1938*. Ausstellung im Historischen Museum der Stadt Wien, Wien 1988.
- Klarsfeld, Serge, *Vichy Auschwitz. Le rôle de Vichy dans la solution finale de la Question Juive en France*, Paris 1983.
- Klarsfeld, Serge, *1941 – Les juifs en France – Préludes à la Solution Finale*, Paris 1991.
- Klarsfeld, Serge, *Les transferts de juifs de la Région de Nice vers le camp de Drancy en vue de leur deportation 31 août 1942-30 juillet 1944*, Paris 1993.
- Klarsfeld, Serge, *Le Memorial des Enfants Juifs Déportés de France*, Paris 1995.
- Lazar**, Arnold (Bumi), *Kehre um einen Tag vor Deinem Tod*, Tel Aviv 1963.
- Mazower**, Mark, *Inside Hitlers Greece. The Experience of Occupation, 1941-44*, New Haven und London 1993.
- Molho, Michael, *In Memoriam. Hommage aux victimes juives des Nazis en Grèce*, Thessaloniki 1988.
- Müller-Tupath, Karla, *Verschollen in Deutschland: Das heimliche Leben des Anton Burger, Lagerkommandant von Theresienstadt*, Hamburg 1994.
- Pätzold**, Kurt/Schwarz, Erika, *«Auschwitz war für mich nur ein Bahnhof»: Franz Novak – der Transportoffizier Adolf Eichmanns*, Berlin 1994.
- Primor, Avi, ... *mit Ausnahme Deutschlands*, Berlin 1997.
- Poliakov, Leon/Wulf, Joseph (Hrsg.), *Das Dritte Reich und die Juden. Dokumente und Berichte*, Berlin 1955.
- Reitinger**, Gerald, *Die Endlösung. Ausrottung der Juden Europas*, München 1964 (7. Aufl. Berlin 1992).
- Safrian**, Hans, «Wiener Täter, Wiener Methode. Die Deportation der Juden aus Saloniki», in: Karl Stählpfarrer (Hrsg.), *Der Balkan im Zweiten Weltkrieg als Teil der österreichischen Zeitgeschichte*, Wien 1989.
- Safrian, Hans, *Eichmann und seine Gehilfen*, Frankfurt am Main 1995.
- Schmidt-Eenboom, Erich, *Wie der BND die deutschen Medien steuert*, aktualisierte und überarbeitete Auflage, Köln 1999.

- Segev, Tom, *Die siebte Million. Der Holocaust und Israels Politik der Erinnerung*, Hamburg 1995.
- Sereny, Gitta, *Into That Darkness: From Mercy Killing to Mass Murder*, New York 1974 (deutsche Ausgabe unter dem Titel: *Am Abgrund*, Frankfurt am Main/Berlin/Wien 1980).
- Simpson, Christopher, *Blowback. The First Full Account Of Americas Recruitment Of Nazis, And its Disastrous Effect On Our Domestic And Foreign Policy*, New York 1988 (deutsche Ausgabe unter dem Titel: *Der amerikanische Bumerang*, Wien/Frankfurt am Main 1988).
- Stroumsa, Jacques, *Violinist in Auschwitz. From Saloniki to Jerusalem 1913-1967*, Konstanz 1996. (deutsche Ausgabe unter dem Titel: *Geiger in Auschwitz. Ein jüdisches Überlebensschicksal aus Saloniki 1941-1967*, herausgegeben von Erhard Roy Wiehn, Konstanz 1993).
- Wiesenthal**, Simon, *Recht, nicht Rache*, Frankfurt am Main/Berlin 1988.
- Winkler, Fritz, *Es geschah vor 50 Jahren. US-Truppenabzug und Sowjeteinmarsch im Bezirk Rohrbach*, Rohrbacher Notizen 1995.
- Wollenberg, Jörg (Hrsg.), *«Niemand war dabei und keiner hat's gewusst»*, *Die deutsche Öffentlichkeit und die Judenverfolgung 1933-1945*, München 1989.

Personenregister

- Abromeit**, Franz 181
 Achenbach, Ernst 259, 265
 Adenauer, Konrad 265
 Agrest, Wolf 169
 Altmeyer, Heinz 291
 Angelides, Anestes 106 f.
 Ansari, Khaled al- 331
 Assad, Baschar-al- 16
 Assad, Hafis al- 16, 24, 257, 304, 311, 316f., 322, 333, 336-339, 342
 Axmann, Artur 212
Baader, Andreas 253
 Bader, Jean 159
 Barak, Ehud 344
 Barbie, Klaus 286, 289, 310, 316
 Bauer, Fritz 19 ff., 302, 305
 Becher, Kurt 194
 Becker, Dr. 50
 Beethoven, Ludwig van 116
 Behrens, Fritz 15
 Beisner, Wilhelm 275, 293
 Ben Nathan, Asher 235 f., 285 f., 315 f.
 Berg, Georges 153 f.
 Berger, Eva 221, 299
 Best, Werner 258 f.
 Bilharz, Rolf 152 f., 306
 Bloch-Dassault, Marcel 176
 Blumberg, Alain 173
 Blumenfeld, Alex 118
 Blumenfeld, Lisa 118
 Boger, Wilhelm 20
 Bormann, Martin 343
 Bosel, Alfons 230, 233, 246, 231
 Bosel, Ilka 230 f., 233, 246, 231
 Bosel, Julchen, s. u. Marks, Julie
 Bosel, Sigmund 63f., 228ff., 232-236, 243 f., 246 f., 299, 301, 345, 231
 Boudier, Serge 157-165, 198, 206, 158, 162
 Brückler, Ernst 128, 134, 137, 149, 160
 Brunner, Anna (Schwester) 28
 Brunner, Anna (Mutter) 28
 Brunner, Anni (Ehefrau), s. a. Röder, Anni 34, 61 f., 64-67, 69 ff., 81 f., 95, 121, 130, 208, 211, 218ff., 237f., 248, 259, 276, 301, 311, 314ff., 335, 63
 Brunner, Anton (Brunner II) 54, 57 f., 68, 85, 89f., 110, 154, 219-222, 243, 274, 296, 299 f.
 Brunner, Ernst (Bruder) 28, 30, 34
 Brunner, Hedwig (Schwester) 28, 32, 39, 121
 Brunner, Irene (Tochter) 219 f., 237, 248, 259, 316, 329, 335 f.
 Brunner, Johann (Grossvater) 29
 Brunner, Josef (Bruder) 28, 34
 Brunner, Josef (Neffe) 34
 Brunner, Josef (Grossneffe) 34 f.
 Brunner, Josef (Vater) 26

- Brunner, Karl (Bruder) 28
Brunner, Notburga (Schwester) 28, 31, 344
Buchmeier, SS-Mann 315
Bünsch, Franz 287
Burger, Anton 59, 216, 218
Chirac, Jacques 336
Cohn, Elle 278 f.
Cookridge, E. H. 296
Copeland, Miles 288
Cuenca, Dr. 117f.
Cuenca, Ehefrau 117 f.
Dannecker, Theodor 181, 258
Degas, Edgar 39
Degrelle, Leon 279
Dehler, Thomas 259
Diamant, Dr. 202
Drucker, Abraham 148 f.
Dumas, Roland 332
Dunand, Georges 195 f., 205
Dussour, Paul 141
Ebner, Karl 50 f., 121 f.
Eichmann, Adolf 14, 20, 28 f., 36, 42, 47, 50f., 55ff., 61, 64, 76, 78-82, 91-93, 97f., 105, 110f., 125, 135, 152, 154, 165, 176, 180-187, 192 f., 195, 209, 214-218, 239f., 263, 265 ff., 269-273, 276-280, 284, 286, 292, 294, 303, 314f., 334, 49, 280
Eichmann, Vera 315
Eisele, Hans 267
Engelhardt, Hans 16
Ensbrunner, Herr 210
Epelbaum, Didier 257, 276
Ermann, Hans 229
Eskenazi, Marcel 123-126, 129
Farkas, Karl 40 ff.
Faruk L, König von Ägypten 286
Filz, Albert 297
Fischer, Joschka 16, 330, 338 f., 340
Fisk, Robert 317
Fleischmann, Gisi 185, 188, 191, 194 ff.
Fleischmann, Otto 241
Frankl, Adolf 192
Franklin, Eugene, s. a. Eugen Friedman 179f., 184, 187, 191f., 202-205, 346, 192
Freise, Richard 306
Fried, Dr. 73
Friedell, Egon 42
Friedmann, Eugen, s. u. Franklin, Eugene
Friedmann, Tuvia 212, 235 f., 313-316
Fürchtegott, Shelly 204
Galitzine, Olga 176
Gehlen, Reinhard 215, 282-289, 296
Gerbing, Herbert 59, 109 f., 128, 134, 149
Gilead, Michael (Micki Goldmann) 269 ff., 277 f., 270
Girzick, Ernst 45, 47, 59, 181, 58
Goebbels, Joseph 66, 264, 267
Goethe, Johann Wolfgang von 47, 72, 112
Goldmann, Nahum 279 f.
Gottesmann, Emil 67
Griebel, Walter 20, 179
Gross, Hofrat Paul 38 f., 43, 45, 249
Grünbaum, Fritz 40 ff., 41
Grünbaum, Lilly 40
Günther, Rolf 95
Hafez, Amin 317
Hagen, Herbert 307, 309, 316, 49
Haider, Jörg 36
Haider, Robert 36
Harel, Isser 270, 279, 294, 334
Hartenberger, Richard 97 f., 181, 216

- Hartmann, Eduard Richard 95
 Haydn, Joseph 116
 Heckel, SS-Mann 188 f.
 Heim, Heribert 267
 Heinrichsohn, Ernst 307, 310, 316
 Hellenthal, Walter 154, 273, 288
 Hess, Jürgen 17-21
 Heydrich, Reinhard 55 f., 214, 258
 Hilberg, Raul 101
 Himmler, Heinrich 184, 186, 192 ff.,
 207
 Hirsch, Moritz 109-113
 Hirschhorn, Charlotte 224, 232 f., 235
 f., 242-246, 248
 Hirschhorn, Gertrude, s. u. Schneider,
 Gertrude
 Hirschhorn, Pinkas 224, 232-236, 242ff,
 246
 Hirschhorn, Rita, s. u. Wassermann,
 Rita
 Hitler, Adolf 33, 35, 65 f., 76, 85, 87,
 119, 121, 137, 172, 182f., 185, 199,
 212, 214, 216 f., 230, 236, 242, 249,
 274, 314
 Holstein, Denise 168-171, 173 f., 167,
 175
 Holtfort, Rolf 153, 305-308, 319f., 331
 Honecker, Erich 330
 Honsik, Gerd 297 f., 345
 Höss, Rudolf 151, 181
 Höttl, Wilhelm 92, 212-217, 285 f., 213
 Hudal, Alois 217 f., 265 f.
 Hunsche, Otto 181
 Hussein, Amin el- 266 ff
Isidore, Misrachi 135, 137
Jackson, Jesse 322
 Jänisch, Rudolf 121, 216 ff
 Jonas, Marianne 69 ff, 237
 Jonas, Robert 69ff, 237
Kaduk, Oswald 20
 Kapel, Rêne 176
 Kastner, Rudolf 194
 Kendall, Raymond 321
 Kiesinger, Kurt Georg 310
 Klarsfeld, Arno 141-146, 148, 164, 310,
 143
 Klarsfeld, Beate 165, 169, 173, 175, 263,
 309ff, 316ff., 321-324, 327f., 330-
 333, 336, 52#
 Klarsfeld, Georgette 141-146, 143
 Klarsfeld, Raissa 141-146, 143
 Klarsfeld, Serge 141-147, 165 f., 168 f.,
 173, 175 f., 263, 307, 309 ff, 316ff,
 321 f., 327-333, 335f., 143, 147, 328
 Klein, Hans Eberhard 20f., 252 f., 321,
 330, 348
 Knaus, Ludwig 37
 Knochen, Helmut 138, 145
 Knollmeyer, Franz 188 f., 202
 Köberlin, Frau 76f.
 Kohn, Armand 176
 Kohn, Georges (deportiertes Kind) 176
 Kohn, Georges (jüdischer Kommandant)
 159
 Kolcar, Shlomo 271
 Koretz, Zvi 111, 114
 Korff, Modest Graf von 306
 Kovac, Tibor 188 ff, 193 f., 199
 Kreisky, Bruno 325
 Krumey, Hermann 181
 Kubik, SS-Mann 188 f.
Lager, Dr. 35
 Lahan, Captain 276ff, 280, 289
 Lange, Rudolf 244
 Laurent, Claude 155

- Lazar, Bumi 183-187, 196, 198f., 204-207, 197
- Lazar, Eugen 183
- Lazar, Ilse 198
- Leers, Johannes van 267
- Lehar, Franz 65 f.
- Leinwander, Hans 199, 205
- Leopoldi, Hermann 42, 226, 227
- Lesclous, Vincent 127, 175, 329 f.
- Leutheusser-Schnarrenberger, Sabine 337
- Lévy, Roger 159
- Lingen, Theo 66 ff.
- Lipietz, Georges 129 ff, 171 f., 198
- Lischka, Kurt 142 f., 307, 309, 316
- Löhner-Beda, Fritz 226
- Löwenherz, Josef 47-50, 54, 185, 239 ff, 49, 58
- Lugenheim, Karl-Heinz 331
- Mach**, Sano 183
- Mahnke, Horst 291 f.
- Maichanitsch, Arthur 296 f.
- Marks, Julie, s. a. Bosel, Julchen 63 f., 230, 233, 246 ff, 345 f., 231, 247
- Marx, Denis 156
- Mayer, Eva, s. u. Schellach, Eva
- Meckel, Markus 331
- Meier Ben-Horin 284
- Meinhof, Ulrike 253
- Mengele, Josef 21, 254, 294, 343
- Merten, Maximilian 291
- Mielke, Erich 328
- Mitterand, François 331
- Molho, Michael 106
- Mordoh, Nora, s. u. Stroumsa, Nora
- Mösenbacher, gt. «Mitzi» 78 f., 81
- Mozart, Wolfgang Amadeus 116
- Murmelstein, Rabbiner Benjamin 44, 46f., 54, 111, 239ff.
- Mussolini, Benito 119, 137, 142, 214 f., 279, 288
- Nagler**, Alexander 149 f., 164
- Nährich, Walter 306
- Nasser, Gamal Abd el- 267, 287
- Naumann, Werner 264
- Nethanjahu, Benjamin 319, 344, 320
- Neumann, Oskar 185, 189, 192 f., 196, 199
- Novak, Franz 96 ff., 121, 152, 181, 216, 303, 96
- Novosei, Theresia 31
- Oberhumer**, Franz 76 f., 210
- Peres**, Shimon 344
- Pfromm, Walter 307
- Plottnitz, Rupert von 341
- Polgar, Alfred 42
- Pollak, Wilhelm 220
- Portschy, Tobias 33
- Poltimore, Lord 39
- Rademacher**, Franz 248, 273, 278, 293
- Rauff, Walter 266
- Reagan, Ronald 325
- Reich, Oskar 171
- Reitlinger, Gerald 221
- Rembrandt, eigtl. R. Harmensz. van Rijn 39
- Remer, Otto Ernst 274, 279, 345
- Retzek, Helmut 148, 258 f.
- Röder, Anna 62, 218, 237f., 314
- Röder, Anni, s. u. Brunner, Anni
- Röder, Karl 62, 218, 237f., 301, 314
- Röthke, Heinz 137, 144, 151 f., 165
- Rüdiger, Jutta 213
- Salomon**, Charlotte 149 f., 164, 150
- Sauerquell, Anna 63, 69, 85 ff, 90 ff., 236, 312 f., 326
- Sauerquell, Kurt, s. u. Welles, Elliot
- Saul, Lydia 119

- Saul, Moises 119
 Saul, Rahel 119
 Sawotsch, Dr. 82 f.
 Schamir, Yitzhak 325
 Schausberger, Manfred 298, 303 f.
 Schellach, Eva, s. a. Mayer, Eva 200, 204, 346 f.
 Schellach, Smuel, s. a. Schlesinger, Robert 200,204, 346 f.
 Schendel, Kurt 169
 Schiller, Friedrich 47, 72
 Schindler, Margarethe 240
 Schlesinger, Robert, s. u. Schellach, Smuel
 Schmidt-Eenboom, Erich 296
 Schneeweiss, Hermine 276
 Schneeweiss, Rudolph 276
 Schneider, Gertrude, s. a. Hirschhorn, Gertrude 38, 45, 221, 223 ff., 232-236,242 – 248,299, 301,242, 245
 Schönhauser, Andor 202
 Schurig, Arthur 72 f.
 Schurig, Paula 72 f.
 Schürz, Friederike 79 ff.
 Schuschnigg, Kurt 230
 Schlüssel, Wolfgang 326
 Schwarzova, Ella 205
 Sefiha, Andreas 102 f.
 Seidl, Siegfried 181
 Seiler, Maria 29
 Seinitz, Kurt 323-326
 Servatius, Robert 279
 Seydlitz, Marianne 155
 Sharaa, Farouk Al- 332, 339, 340
 Simpson, Christopher 284, 287
 Six, Franz 292
 Skorzeny, Otto 279 f., 286 ff.
 Slawik, Alfred 59,108,181,216,219
 Springer, Christian 342 f.
 Springer, Ernst Wilhelm 274, 278, 293
 Stahl, Friedrich 37
 Stampf, Franz 28, 35
 Stangl, Franz 209,217,268
 Steiner, Eduard 225
 Stéphan, Hervé 127f., 175, 329f., 345
 Stern, Willi 43-47,54,72,85,92,130, 217,241 f.
 Stroumsa, Bella 116
 Stroumsa, Guy 113,115 f.
 Stroumsa, Jacques 112-117,114
 Stroumsa, Julie 116
 Stroumsa, Nora, s. a. Mordoh, Nora 113,115 f.
 Stuschka, Franz 95
Thadden, Legationsrat 181
 Tilmann, Job 252
 Tiso, Josef 183,184
 Treumann, Louis (Ludwig Pollitzer) 65-68
 Tuchmann, Emil 47, 239
 Tuka, Vojtech 182,184
 Ullmo, Jean 159
 Utrillo, Maurice 139,151
Valadon, Suzanne 139
 Veesenmayer, Edmund 181
 Vogel, Rudolf 121
 Vranitzky, Franz 38
Wagner, Rudolf 102,106,109, 119, 120 f.
 Waldheim, Kurt 322 ff.
 Waldstetten, Baron von 297
 Wassermann, Rita, s. a. Hirschhorn, Rita 224,232f.,235f., 242-246, 242, 245
 Weber, Wolfgang 21-24, 336

- Weinschenk, Fritz 178 f.
- Weissmandel, Rabbiner Frieder 185, 191, 193 f.
- Weiszl, Josef 59 ff, 72 f, 79 ff, 128, 134, 153, 160, 209, 211 f, 60
- Welles, Elliot, s. a. Sauerquell, Kurt 22 f., 45, 63, 69, 83 ff, 86 ff, 90ff, 236, 312 f, 316, 318 ff, 326 f, 347, 86, 313
- Wessel, Horst 234
- Wessely, Ernst 65, 299
- Wiesenthal, Simon 38, 83, 325, 343 ff.
- Wisliceny, Dieter 55 ff, 105, 107f, 110f, U4f, 181-186, 194f, 211, 302
- Wöss, Eleonore 208
- Wöss, Josef 75 f, 82, 208
- Wöss, Stephanie 74 ff, 78, 81, 208 f, 211, 284
- Zimmermann**, Oberleutnant 188
- Zita, Anton 59, 149, 60
- Zylbermann, Léon 169

Bildnachweis

- Bundesarchiv Berlin: 18, 33, 63, 96, 120
- Dokumentationsarchiv des österreichischen Widerstandes Wien (DÖW): 49, 58, 88, 138
- Friedman, Tuvia: 315
- Hessischer Rundfunk: 70, 78, 114, 129, 143, 147, 162, 192, 197, 213, 245, 247
- Holstein, Denise: 167
- H. Butsm MEDIA D: 24, 255, 303
- Jad Vaschem: 270, 280, 290
- Klarsfeld, Serge: 143
- Landesgericht Wien, Strafsache Girzick: 60
- Landesgericht für Strafsachen Wien: 260
- Leopoldi, Ronald: 41, 227
- Marks, Julie: 231
- Museum Drancy: 125, 158
- Salomon, Charlotte – Leben oder Theater? Hg. v. Christine Fischer-Defoy © 1986 by Das Arsenal, Berlin: 150
- Schapira, Esther: 175, 328, 340
- Schneider, Gertrude: 242
- Welles, Eliot: 86

rowohlts monographien

Begründet von Kurt Kusenberg, herausgegeben von Wolfgang Müller und Uwe Naumann.

Eine Auswahl:

Konrad Adenauer

dargestellt von
Gösta von Uexküll
(50234)

Kemal Atatürk

dargestellt von Bernd Rill
(50346)

Anita Augspurg

dargestellt von
Christiane Henke
(50423)

Willy Brandt

dargestellt von Carola Stern
(50232)

Heinrich VIII.

dargestellt von
Uwe Baumann
(50446)

Adolf Hitler

dargestellt von
Harald Steffahn
(50316)

Thomas Jefferson

dargestellt von
Peter Nicolaisen
(50405)

Rosa Luxemburg

dargestellt von
Helmut Hirsch
(50158)

Nelson Mandela

dargestellt von
Albrecht Hagemann
(50580)



Mao Tse-tung

dargestellt von
Tilemann Grimm
(50141)

Franklin Delano Roosevelt

dargestellt von Alan Posener
(50589)

Helmut Schmidt

dargestellt von Harald
Steffahn
(50444)

**Claus Schenk Graf von
Stauffenberg**

dargestellt von
Harald Steffahn
(50520)

Richard von Weizsäcker

dargestellt von
Harald Steffahn
(50479)

Weitere Informationen in der
Rowohlts Revue, kostenlos in
Ihrer Buchhandlung, und im
Internet: www.rororo.de

Wehrmachtsausstellung, «Schindlers Liste», Goldhagen-Debatte: Bücher, die den Hintergrund beleuchten:

Omer Bartov
Hitlers Wehrmacht Soldaten, Faschismus und die Brutalisierung des Krieges
 (rororo sachbuch 60793)

Christopher R. Browning
Ganz normale Männer Das Reserve-Polizeibataillon 101 und die «Endlösung» in Polen

(rororo sachbuch 60800)
 Der Autor versucht nicht zu erklären, aber doch Gründe und beeinflussende Umstände dafür zu finden, wie «ganz normale Männer» zu Massenmördern gemacht werden konnten.

Jürgen Engert (Hg.)
Soldaten für Hitler
 (rororo sachbuch 60794)

Peter Finkelgruen
Erkönigs Reich Die Geschichte einer Täuschung
 (rororo sachbuch 60792)

Helga Hirsch
Die Rache der Opfer Deutsche in polnischen Lagern 1944 – 1950
 (rororo sachbuch 60774)
 Über 100 000 deutsche Zivilisten, vor allem Frauen, Kinder und Alte, waren zwischen 1944 und 1950 in polnischen Lagern interniert, Zehntausende kamen um. Das Leid dieser vergessenen Opfer war tabuisiert, erst langsam brechen sie ihr Schweigen.



Hilde Kammer /
 Elisabeth Bartsch
Lexikon Nationalsozialismus
Begriffe, Organisationen und Institutionen 1933 – 45

(rororo sachbuch 60795)
 Dieses Lexikon erklärt nicht allein die Grundbegriffe der nationalsozialistischen Ideologie, sondern erläutert auch Namen und Funktionen der zahlreichen Einrichtungen und Organisationen des «Dritten Reichs».

Ian Kershaw
Der NS-Staat Geschichtsinterpretationen und Kontroversen im Überblick. Erweiterte Neuausgabe
 (rororo sachbuch 60796)
 Die Literatur über den Nationalsozialismus füllt ganze Bibliotheken, und es fällt schwer, sich einen Überblick zu verschaffen. Ian Kershaw, Autor der großen Hitler-Biographie, hat daher diesen Wegweiser durch das Bücherdickicht zum Ursprung und Wesen des Nationalsozialismus geschrieben. Diese Neuausgabe enthält ein Kapitel zur Goldhagen- und zur Wehrmachtsdebatte.